



Hochschule
Kempten

University of Applied Sciences

Schriftenreihe, Band 10

Micha Jung, Patricia Pfeil (Hrsg.)

Partizipation Jugendlicher im ländlichen Raum

Anregungen aus dem Forschungsprojekt Jul@



Cuvillier Verlag Göttingen
Internationaler wissenschaftlicher Fachverlag

Hochschule für angewandte Wissenschaften Kempten, Schriftenreihe

Band 10

Hochschule für angewandte Wissenschaften Kempten, Schriftenreihe

Band 10

Herausgegeben von
Micha Jung
Patricia Pfeil

Partizipation Jugendlicher im ländlichen Raum Anregungen aus dem Forschungsprojekt Jul@

Micha Jung, Patricia Pfeil (Hg.)



Das dieser Veröffentlichung zugrundeliegende Vorhaben „Jugend leben im ländlichen Raum – analog(e) und digital(e) Zukunft gestalten (Jul@)“ wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 13FH059SA8 und 13FH059SB8 im Rahmen des Förderprogramms „Forschung an Fachhochschulen“ gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Autor*innen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen: Cuvillier, 2025

Dieses Dokument unterliegt der Lizenz Open Access CC BY 4.0

© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2025

Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen

Telefon: 0551-54724-0

Telefax: 0551-54724-21

www.cuvillier.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2025

Gedruckt auf umweltfreundlichem, säurefreiem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft.

ISBN 978-3-68952-829-4

E-ISBN OA 978-3-68952-830-0

ISSN 2364-7868

RORID <https://ror.org/02m4p8096>

Patricia Pfeil 0009-0003-9869-330X

Micha Jung 0000-0003-4536-0950

Alice Düwel 0009-0004-4903-6765

Peter Nick 0009-0009-1771-5399

Thomas Miller 0000-0003-3821-8964

Michael Klafft 0000-0002-8011-2939

Vorwort des Präsidenten der Hochschule Kempten Prof. Dr. Wolfgang Hauke

Die Hochschule Kempten versteht sich als ein Ort der Innovation, des Austauschs und der praxisnahen Forschung. Insbesondere in Zeiten des gesellschaftlichen Wandels ist es unsere Aufgabe, zukunftsweisende Lösungen für aktuelle Herausforderungen zu entwickeln. Das Forschungsprojekt Jul@ „Jugend leben im ländlichen Raum – analog(e) und digital(e) Zukunft gestalten“ greift eine dieser zentralen Herausforderungen auf. Die Ergebnisse dieses Projekts verdeutlichen eindrucksvoll, wie junge Menschen ihren Alltag zwischen Tradition und Moderne, zwischen regionaler Verwurzelung und globaler Vernetzung gestalten. Sie zeigen, dass digitale Technologien neue Möglichkeiten eröffnen, aber auch, dass der persönliche Austausch und lokale Strukturen weiterhin von großer Bedeutung sind.

Die Hochschule Kempten steht für Kompetenz durch vernetzte Vielfalt, dieser Ansatz findet sich auch in diesem Forschungsprojekt:

- Vernetzte Vielfalt durch Kooperation der Hochschulen Kempten (Federführung) und Jade-Hochschule Wilhelmshaven, gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaften (BMBWF)
- Vernetzte Vielfalt und ein starkes Netzwerk aus Wissenschaft, Politik, Fachkräften und Ehrenamtlichen, um Jugendpartizipation voranzutreiben.
- Vernetzte Vielfalt und interdisziplinäre Perspektiven aus Sozialwissenschaften, Medienwissenschaften, Informationswissenschaften.

Für die beteiligten Gemeinden können die Resultate dazu beitragen, junge Menschen einzubeziehen und damit Grundlagen zu schaffen, dass diese der Region erhalten zu bleiben – und vielleicht sogar ihren Weg an die Jade-Hochschule im Norden oder die Hochschule Kempten im Süden zu finden.

Mein besonderer Dank gilt den Autorinnen und Autoren sowie allen Beteiligten, die mit ihrer Expertise und ihrem Engagement dieses Projekt ermöglicht haben.

Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern eine inspirierende Lektüre und wertvolle Impulse für die weitere Auseinandersetzung mit diesem wichtigen Thema.

Kempten, Januar 2025

Prof. Dr. Wolfgang Hauke

Vorwort der Herausgeber*innen

„Jugend leben im ländlichen Raum – analog(e) und digital(e) Zukunft gestalten (Jul@)“ – so lautet der programmatische Titel des Forschungsprojektes, in dem wir mit partizipativen Angeboten die digitale wie analoge Teilhabe von Jugendlichen unterstützen und den ländlichen Raum zukunftsfähiger machen wollten. Die Ergebnisse des Forschungsprojektes werden in diesem Band dargestellt.

Das Projekt fand unter den Bedingungen der Corona-Pandemie statt, entsprechend konnten viele Ideen nicht oder nicht in der geplanten Weise umgesetzt werden – dafür wurden neue Ideen geboren. In diesem Sinn war das Projekt ein Reallabor, das unter den Bedingungen der Zeit agiert hat. Dies stellte nicht nur die Projekt-, sondern auch alle anderen Beteiligten immer wieder vor Herausforderungen.

Unser Dank gilt allen Beteiligten, insbesondere den Jugendlichen, die sich in das Projekt eingebracht haben. Ihre Bereitschaft, teilzuhaben, sich mitzuteilen und uns an ihren Vorstellungen teilhaben zu lassen, war grundlegend für das Projekt. Wir danken den Fachkräften, die sich auf dieses Projekt eingelassen haben, den politischen Akteur*innen vor Ort, die neben ihrer Unterstützung ihr großes Interesse an einer stärkeren Einbindung von Jugendlichen und den Wunsch, jungen Menschen vor Ort soziale Teilhabe zu ermöglichen, gezeigt haben, sowie vielen anderen Akteur*innen in den Modellregionen.

Dank gilt weiter dem Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) als Fördermittelgeber, der Jul@ über vier Jahre finanziert hat. Dank gilt ebenso der freundlichen Unterstützung durch den Projektträger VDI und der Begleitung durch Eva Cebulla, die auch die Anpassungen und neuen Wege im Projektverlauf, die durch die Einschränkungen der Corona-Pandemie nötig wurden, mitgehen konnte.

Bedanken möchten wir uns ferner bei all jenen, die im Projekt für kürzere oder längere Zeit mitgearbeitet haben und es dadurch voran- und neue Perspektiven eingebracht haben. Ein besonderer Dank geht dabei an die langjährigen studentischen Hilfskräfte Tamara Tausend und Denja Schöbel.

Kempton, Januar 2025

Micha Jung, M.A. und Prof. Dr. Patricia Pfeil

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Präsidenten der Hochschule Kempten Prof. Dr. Wolfgang Hauke	V
Vorwort der Herausgeber*innen	V
Inhaltsverzeichnis	VII
Abbildungsverzeichnis	X
1 Einführung (Micha Jung, Patricia Pfeil)	- 1 -
Literaturverzeichnis	- 10 -
2 Gehen oder bleiben – eine Frage der Anerkennung? (Thomas Miller)	- 14 -
2.1 Einleitung	- 14 -
2.2 Jugend im ländlichen Raum: Eine heterogene Zielgruppe	- 15 -
2.2.1 Konfrontationskurs und Eigeninitiative	- 15 -
2.2.2 Eingebunden in die Gemeinschaft und ins Vereinsleben	- 20 -
2.2.3 Kooperatives Gestalten – Kontakte zur Gemeinde nutzen	- 24 -
2.2.4 Vorurteil „asoziale Jugend“ – Rückzug in digitale Räume	- 26 -
2.2.5 Lokale Angebote kennen und nutzen	- 32 -
2.2.6 Zufrieden mit der Situation vor Ort	- 35 -
2.3 Heterogene Lebenswelten junger Menschen auf dem Land	- 37 -
2.4 Die Bedeutung von Partizipation aus der Perspektive junger Menschen auf dem Land	- 44 -
2.4.1 Sichtbare Faktoren: Mobilität	- 44 -
2.4.2 Mobilität – erlebte Abhängigkeit	- 46 -
2.4.3 Sichtbare Faktoren: (Frei-)Räume und ihre Bedeutung	- 47 -
2.4.4 (Frei-)Räume und ihre Bedeutung für Partizipation	- 49 -
2.4.5 Verdeckte Faktoren: Beziehungen und Ansprechpersonen	- 50 -
2.4.6 Auswirkungen von Beziehungen, Kontakten und Ansprechpersonen	- 53 -
2.4.7 Verdeckte Faktoren: Individuelle Verortung	- 54 -

2.4.8	Individuelle Verortung als Chance und Hemmnis für Partizipation	- 59 -
	2.5 Fazit	- 61 -
	Literaturverzeichnis	- 65 -
3	Interaktion in entgrenzten Räumen und deren Einfluss auf Partizipation (Alice Düwel).....	- 67 -
	3.1 Einleitung	- 67 -
	3.2 Interaktion und Mediatisierung.....	- 68 -
	3.2.1 Der Interaktionsbegriff.....	- 68 -
	3.2.2 Mediatisierung jugendlicher Alltags- und Erfahrungswelten	- 70 -
	3.2.3 Aufsplitterung der Öffentlichkeit.....	- 73 -
	3.2.4 Mediales Informations- und Interaktionsverhalten Jugendlicher .-	77 -
	3.2.5 Hybride Interaktionsprozesse durch Messenger-Dienste	- 81 -
	3.2.6 Identitätsarbeit in und durch Medien.....	- 83 -
	3.2.7 Zwischenfazit	- 85 -
	3.3 Interaktion in digitalen und analogen Räumen	- 86 -
	3.3.1 Digitales Interaktionsverhalten.....	- 86 -
	3.3.2 Analoges Interaktionsverhalten	- 90 -
	3.3.3 Ergebnisse	- 93 -
	3.3.4 Interaktionsverhalten in hybriden Handlungsräumen	- 93 -
	3.4 Fazit	- 108 -
	Literaturverzeichnis	- 112 -
4	Initiieren und Begleiten partizipativen Handelns Jugendlicher (Micha Jung).....	- 117 -
	4.1 Einleitung	- 117 -
	4.2 Exemplarische Formate in der Betrachtung	- 117 -
	4.2.1 BarCamp #PartyZipation.....	- 120 -
	4.2.2 Politik zum Nachtisch – eine digitale Bildungskampagne.....	- 127 -
	4.2.3 #jugend_spricht: Beteiligungsformatein Modellgemeinden im Oberallgäu	- 134 -
	4.3 Formate mit und für Jugendliche – Lessons to learn.....	- 141 -
	4.3.1 Heterogenität Jugendlicher	- 141 -

4.3.2 Räume und ihre Bedeutung	- 144 -
4.3.3 Begleitung von Beteiligungsprozessen	- 146 -
4.4 Fazit	- 149 -
Literaturverzeichnis	- 151 -
5 Entwicklung einer Webanwendung (App) zur Unterstützung der Beteiligung Jugendlicher (Michael Klafft)	- 155 -
5.1 Einleitung	- 155 -
5.2 Ausgangssituation	- 156 -
5.3 Der Softwareentwicklungsprozess.....	- 157 -
5.3.1 Der Design-Thinking-Workshop.....	- 158 -
5.3.2 Die Gestaltung der Benutzerschnittstelle.....	- 159 -
5.3.3 Durchführung von Nutzertests	- 161 -
5.3.4 Implementierung des ersten Prototyps	- 162 -
5.3.5 Praxiserprobung des ersten Prototyps	- 165 -
5.4 Überarbeitung und erneute Erprobung	- 166 -
5.4.1 Überarbeitung	- 166 -
5.4.2 Erneute Erprobung.....	- 167 -
5.5 Fazit	- 168 -
Literaturverzeichnis	- 170 -
6 Praktische Anregungen aus dem Forschungsprojekt Jul@ – Eine Zusammenfassung (Micha Jung, Michael Klafft, Peter Nick, Patricia Pfeil)	- 173 -
6.1 Mobilität und Räume	- 174 -
6.2 Heterogenität und Vielfalt junger Menschen anerkennen.....	- 175 -
6.3 Individuelle Verortung als Schlüsselkategorie zur Partizipation junger Menschen auf dem Land.....	- 176 -
6.4 Organisationsstrukturen der Beteiligung gestalten	- 177 -
6.5 Beteiligung benötigt Begleitung	- 177 -
6.6 Wechselwirkung digitaler und analoger Räume	- 178 -
6.7 Digitale Beteiligung als Möglichkeit der Partizipation	- 179 -
Schlussbemerkung.....	- 179 -

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Lebenswelten junger Menschen auf dem Land.....	43 -
Abbildung 2: Politische Entscheidungsprozesse (eigene Darstellung nach Habermas, 2022).....	76 -
Abbildung 3: Instagram-Repertoires.....	96 -
Abbildung 4: Die „Lauten“, die „Leisen“ und die „Wandler“	108 -
Abbildung 5: Einflussfaktoren auf Interaktion und Partizipation	109 -
Abbildung 6: Digitale und analoge Einflussfaktoren auf Interaktion und Teilhabe	111 -
Abbildung 7: Überblick partizipatives Handeln	119 -
Abbildung 8: Plakat zum BarCamp #PartyZipation	122 -
Abbildung 9: Jugendliche während des BarCamps am „Klimatisch“	126 -
Abbildung 10: Die Symbole für „Nachrichten“, „Austausch“, „Karte“ und „Kalender“	159 -
Abbildung 11: Mockup zur Veranschaulichung der Struktur der einzelnen Screens.....	160 -
Abbildung 12: Der Newsfeed („Aktuell“)	163 -
Abbildung 13: Beispiel eines ortsbasierten Chats	164 -
Abbildung 14: Beispiel eines Chats	165 -
Abbildung 15: Landingpage (Desktopansicht) der Webanwendung im neuen Look and Feel.....	167 -

1 Einführung (Micha Jung, Patricia Pfeil)

Leben im ländlichen Raum hat für seine Bewohner*innen viele Facetten, die oft widersprüchlich sind. Die Bewohner*innen bewegen sich zwischen Eingebundenheit und sozialer Kontrolle, die je nach Perspektive inkludierend oder exkludierend wirkt, haben kurze Wege im Nahfeld oder weite Wege, um jenseits davon zu agieren. Für Jugendliche, die weniger mobil sind und noch über wenig Entscheidungsmacht verfügen, stellen sich diese Pole noch viel entschiedener dar.

Junge Menschen im ländlichen Raum erleben häufig, dass sich Angebote aus Politik und Gesellschaft eher an ältere Bevölkerungsgruppen richten. Die Frage des demografischen Wandels auf dem Land wird meist vor dem Hintergrund der älter werdenden Gesellschaft diskutiert; die Notwendigkeit, Jugend zu stärken, scheint weniger relevant (AGJ 2019, S. 2). „In ländlichen Regionen sehen sich jedoch gerade Kinder und Jugendliche oft als erste von solchen Veränderungen betroffen – bspw. durch die Schließung von Schulen oder Freizeiteinrichtungen“ (Tillmann, 2020, S. 115). Die Angebote für junge Menschen, ihr Leben auf dem Land zu gestalten, sind eher reduziert. Sie könnten ihre Bezugspunkte anderswo suchen und der Heimatregion verloren gehen.¹ Dabei kommt gerade der Bindung junger Menschen an die Heimatregion eine große Bedeutung zu, um der Überalterung ländlicher Regionen zu begegnen (Große-Starmann und Klug, 2013).²

Auf dem Land zeigt sich im Hinblick auf die Einbindung junger Menschen ein heterogenes Bild: Die verbandliche Jugendarbeit ist durch örtliche Vereine geprägt und erreicht vorwiegend eher traditionelle und mittelschichtorientierte Milieus, wo sie aber, so Ahlrichs und Fritz, auf Strukturen der Familialisierung³ trifft (Ahlrichs und Fritz, 2024). Jugendliche, die die vorhandenen institutionalisierten Angebote von Vereinen, Verbänden, Kirchen oder kommunaler Jugendarbeit nicht nutzen

¹ Nur ein kleinerer Teil von Jugendlichen im ländlichen Raum kann sich dauerhaft ein Leben am Heimatort oder in der näheren Umgebung vorstellen (Becker und Moser, 2013, S. 91–95), auch wenn sie insgesamt zufrieden mit ihrem Leben sind (Becker und Moser, 2013, S. 50), so das Ergebnis einer Befragung von Jugendlichen in sechs ländlichen Regionen (Becker und Moser, 2013).

² Die Vorstellungen von einem strukturschwachen, relativ homogenen und landwirtschaftlich geprägten ländlichen Raum greifen zu kurz (z. B. Weber, 2010; Höflehner und Meyer, 2016), vielmehr ist er ein Flickenteppich aus ungleichen Teilregionen mit unterschiedlichen Lebensbedingungen und Entwicklungschancen und fordert eine regional differenzierte Betrachtung des ländlichen Raums.

³ „Familialisierung beschreibt den Umstand, dass Vereine oftmals in ihrer Mitgliederstruktur nicht die Heterogenität der Gesellschaft abbilden, sondern eher dazu tendieren, sich aus Familien oder anderen gleichgesinnten Gruppen zusammenzusetzen. Damit ist nicht nur das Risiko einer Homogenisierung der Mitglieder entlang von Differenzkategorien wie race, age, gender usw. verbunden, sondern auch die Tendenz, dass der (demokratische) Disput zum Erliegen kommt, weil kaum abweichende Meinungen geäußert werden“ (Ahlrichs und Fritz, 2024, S. 389).

können oder wollen, sehen für sich keine Chancen auf gesellschaftliche Teilhabe; sie zeigen eine Abkehr von örtlichen Lebenswelten, fühlen sich diesen fremd. Dabei ist nach Walter (2020) gerade eine individuelle regionale Identität von Bedeutung; sie dient als Grundlage dafür, dass der*die einzelne Jugendliche ein Heimatgefühl entwickelt. Damit dieses sich entwickelt, braucht es eine Auseinandersetzung des Individuums mit seinem Sozialraum (Walter, 2020, S. 181). Die Beteiligung Jugendlicher an den sie betreffenden Entscheidungen ist ein wichtiger Aspekt der Identifikation mit der Region ihres Aufwachsens und somit ein Haltefaktor. Sie sehen sich aber oftmals in den wesentlichen Entscheidungen nicht berücksichtigt (Tillmann, 2020, S. 18).

Ländliche Regionen stehen oft vor noch größeren Herausforderungen als urbane Räume (AGJ, 2019, S. 2) oder kleinstädtische Strukturen, Jugendliche zu erreichen. Für diese konstatiert Wendt (2024), dass durch ihre Heterogenität „die Etablierung neuer Ideen und Vorhaben [befördert werden], während im Dorf in der eigenen Struktur, in der eigenen Denkungsart stabil, wenn auch abgeschlossen, gelebt und agiert wird. In der Praxis wird die Differenz deutlich: Überwiegt in der Kleinstadt eher das Initiieren und Realisieren von Projekten (z. B. von Teilhabe Prozessen), ist in den dörflichen Strukturen eher eine Form mobiler Jugendarbeit als Selbstorganisationsförderung notwendig [...]“ (Wendt, 2024, S. 372). Dies liegt vor allem an den geografischen Gegebenheiten und der Bevölkerungsdichte in den ländlichen Regionen, die eine gute Abdeckung mit Angeboten für Jugendliche naturgemäß schwierig macht (Beierle et al., 2016).

Hinzu kommt die Herausforderung der Erreichbarkeit und Beteiligung von Jugendlichen, die marginalisiert sind oder sich als ausgegrenzt erleben und durch fehlende Anknüpfungspunkte an das lokale Angebot von sozialer Teilhabe vor Ort abgeschnitten sind. Das Erfahren von Teilhabechancen kann jedoch einen Beitrag dazu leisten, Abwanderungstendenzen entgegenzuwirken, was insgesamt den ländlichen Raum stärkt und dazu beiträgt, Verbundenheit und Selbstwirksamkeit zu erfahren. Das aktive „Mitwirken junger Menschen in ihrer Region zahlt sich perspektivisch positiv auf deren Bleibe- beziehungsweise Rückkehrperspektiven aus. Wenn junge Menschen in ihren Orten nicht ernst genommen werden, ihre Interessen nicht berücksichtigt werden, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie dauerhaft abwandern“ (Laux und Eckert, 2023, S. 338). Die positiven Effekte von Partizipation auf die Lebensbewältigung junger Menschen in schwierigen Lebenslagen sind empirisch gut belegt (Ottersbach, 2004; Reutlinger, 2009; Schwanenflügel, 2011, 2012; Zimmermann, 2015). Jugendliche erfahren durch Partizipationsoptionen Anerkennung und Selbstwirksamkeit. Dies geschieht relativ unabhängig von den Orientierungen und Einstellungen junger Menschen, sondern ist abhängig „von einem Hineinwachsen in partizipatorische Kontexte“ (Schwanenflügel, 2012, S. 238) und

erweist sich vor allem in der Umsetzung der Teilbeteiligungsbemühungen relevant. Gleichzeitig hat sich das Leben junger Menschen ungeachtet ihrer Einbindung vor Ort in den digitalen Raum erweitert, räumliche Grenzen werden dadurch aufgehoben. Der digitale Raum eröffnet Jugendlichen unabhängig von ihrem Wohnort eine Vielzahl von Möglichkeiten und neue Formen von Einbindung, forciert aber auch die Gefahr von Ausgrenzung und Rückzug (siehe Düwel in diesem Band). Um die Lebensbedingungen für junge Menschen auf dem Land dauerhaft attraktiv zu gestalten, stellen sich also vielzählige Herausforderungen und Bedingungen (Grunert und Ludwig, 2023; Laux und Eckert, 2023; Schamet et al., 2017, 2021; Wendt, 2024).

Partizipation als leitende Kategorie

Dem Projekt liegt ein Grundverständnis von Partizipation zugrunde, das sich an dem der Sachverständigenkommission des 10. Kinder- und Jugendberichts von 1998 orientiert. Schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert wurde hier Partizipation definiert als die „verantwortliche Beteiligung der Betroffenen an der Verfügungsgewalt über ihre Gegenwart und Zukunft“ (Sachverständigenkommission 10. Kinder- und Jugendbericht, 1998, S. 215). Dahinter steht ein weit gefasstes Verständnis, das jegliche Formen gesellschaftlicher Teilhabe (sozial, medial, kulturell und politisch) miteinschließt (Schnurr, 2022; Schwanenflügel, 2012). Partizipation darf nicht an formale Kriterien geknüpft sein und damit auf bestimmte Formen reduziert werden (z. B. Vereins- oder Parteimitgliedschaft), um nicht den Blick auf die Vielfältigkeit des Partizipationshandelns junger Menschen (z. B. über sozialkritische Musikinhalte) zu verstellen und sie womöglich als unpolitisch und desinteressiert zu charakterisieren (Schwanenflügel, 2012, S. 238). Jugendliche sind mit Blick auf Beteiligung Expert*innen ihrer selbst (Deutscher Bundesjugendring und Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2023, S. 21).

Es gibt vielfache Versuche, Partizipation genauer zu bestimmen und etablierte Formen von Formen einer Schein-Partizipation abzugrenzen. Dies geschieht häufig mittels eines Rückgriffs auf Stufenmodelle (z. B. Hart, 1997; Straßburger und Rieger, 2019). Von diesen Versuchen grenzt sich das Forschungsprojekt ab, da diese meist bestimmten Formen der Beteiligung, insbesondere bei geringer Selbstbestimmung der Jugendlichen, als defizitär erscheinen lassen, jedoch wichtige Zugangs- und Lernmöglichkeiten schaffen (Deutscher Bundesjugendring und Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2023, S. 20). Eine Betrachtung von Partizipationsformen muss sich immer mit „den jeweiligen Kontexten, Adressat*innen, den Methoden, Inhalten und Themen u. a. ge-

nauer [...] befassen – auch um zu verstehen, wie diese Aspekte in konkreten Beteiligungskonstellationen ineinandergreifen. Was benötigt wird, sind also differenziertere Konzepte zur Beschreibung, Analyse und Sortierung unterschiedlicher Formen von Beteiligung von Kindern und Jugendlichen“ (Deutscher Jugendring und Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2023, S. 21).

Was unter Partizipation verstanden werden kann, ist vielschichtig und steht im Kontext mit Begriffen wie Beteiligung, Teilhabe, Teilnahme oder Mitbestimmung. „Partizipation im Sinne von *Teilnahme* bezieht sich primär auf den Aspekt der Mitwirkung in Prozessen der Aushandlung und Entscheidungsfindung [...]. Partizipation im Sinne von *Teilhabe* weist über die Teilnahme in Prozessen der Aushandlung und Entscheidungsfindung im engeren Sinne hinaus und bezeichnet das ‚einen Anteil haben‘ an den gesellschaftlich verfügbaren Ressourcen und den damit verbundenen Möglichkeiten zur Realisierung individueller Lebensentwürfe und zur Herausbildung von Subjektivität“ (Schnurr, 2022, S. 16–17). Teilhabe und Teilnahme sind wechselseitig miteinander verbunden, Partizipation ist „Teilnahme und Teilhabe an den sozialen, politischen und ökonomischen Prozessen einer Gesellschaft in Freiheit. In Akten der Partizipation konstituieren und entwickeln sich Subjektivität und Sozialität, Individualität und Gesellschaftlichkeit, Selbstbestimmung und Mitbestimmung zugleich“ (Schnurr, 2022, S. 16). Die Anforderungen durch und an Partizipation und partizipative Prozesse sind hoch, vielfältig und zum Teil widersprüchlich, die Diskurslinien umfangreich und ausdifferenziert. Adressiert werden Handlungsfelder, Zielgruppen, Akteur*innengruppen, Institutionen, Methoden und Modelle aus unterschiedlichen Disziplinen. Im vorliegenden Band liegt der Fokus auf der Praxisrelevanz der Befunde, wir verweisen auf den umfangreichen Fachdiskurs, insbesondere der Kinder- und Jugendarbeit (exemplarisch Lütgens und Schwanenflügel, 2019; Moser, 2010; Peyerl, 2022; Pluto, 2018; Schnurr, 2018, 2022; Schwanenflügel und Schwerthelm, 2021; Sturzenhecker, 2005, 2022; Voigts, 2021).

Den o. g. theoretischen Linien folgend, orientieren wir uns aus einer praxisreflektierenden Perspektive an einer Begriffsdefinition, wie sie der Bayerische Jugendring im Kontext der Jugendarbeit in Bayern vornimmt (Bayerischer Jugendring (BJR), o. J.). Konkret wird Partizipation beschrieben als „aktive, selbstbestimmte und wirkungsmächtige Mitbestimmung, Mitentscheidung und Mitgestaltung [...]“ (Bayerischer Jugendring (BJR), o. J.). Geht es bei der gleichberechtigten Teilhabe um die Schaffung struktureller Rahmenbedingungen, die die Voraussetzung für

Partizipation bietet, meint Partizipation die Prozesse und Nutzung der gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten. Gleichberechtigte Teilhabe wird dabei als Idealzustand definiert, der hergestellt werden muss, Partizipation dagegen als grundlegende Haltung. Partizipation und gleichberechtigte Teilhabe bedingen sich: „Partizipation ermöglicht gleichberechtigte Teilhabe – und zwar dann, wenn zuvor die Rahmenbedingungen entsprechend verändert wurden, um auch partizipieren zu können“ (Bayerischer Jugendring (BJR), o. J.).⁴

Das Forschungsprojekt Jul@

Das Forschungsprojekt „Jugend leben im ländlichen Raum – analog(e) und digital(e) Zukunft gestalten“ (Jul@), das im Rahmen der Ausschreibungsrichtlinie „Verbesserung der Lebensqualität in Stadt und Land durch soziale Innovationen“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung gefördert und in den Jahren 2020–2024 an der Hochschule für angewandte Wissenschaften Kempten und der Jade-Hochschule Wilhelmshaven durchgeführt wurde, knüpfte dabei an die Herausforderungen an, die durch den demografischen Wandel sowie Diskurshemmnisse durch divergierende Informationsrezeption über digitale Medien und ungleiche Partizipationschancen Jugendlicher im ländlichen Raum entstehen. Modellregionen für das Projekt bildeten die Landkreise Friesland, Ober- und Ostallgäu, die hinsichtlich ihrer grenznahen Lage und hoher touristischer Attraktivität vergleichbar sind.⁵

Das Forschungsprojekt zielte darauf ab, die Teilhabechancen von Jugendlichen auf dem Land zu erhöhen. Adressiert wurden alle Jugendlichen,⁶ vor allem sollten die Jugendlichen, die bislang aufgrund fehlender Anknüpfungspunkte an das lokale Angebot oder aufgrund anderer Interessen und Lebensweisen von sozialer Teilhabe abgeschnitten waren, angesprochen werden. Im Fokus stand dabei die Erreichbarkeit von Jugendlichen im ländlichen Raum, deren Teilhabemöglichkeiten eher als gering einzuschätzen sind. Somit gehören diejenigen Jugendlichen,

⁴ <https://www.bjr.de/handlungsfelder/integration/wording-begriffe-im-kontext/gleichberechtigte-teilhabe>, Abruf am 10.01.2025.

⁵ Beim genaueren Blick auf die geografischen Daten zeigt sich jedoch, dass sich die Modellregionen stark unterscheiden. Während sich das Untersuchungsgebiet im Allgäu über zwei Landkreise und eine Gesamtfläche von fast 3000 km² erstreckt, hat der Landkreis Friesland nur eine Fläche von 609 km² Fläche. Auch die Anzahl der Gemeinden innerhalb der Landkreise differiert stark: 8 in Friesland, 28 im Oberallgäu und 45 im Ostallgäu (siehe <https://www.statistik.niedersachsen.de/download/69512>, <https://www.statistik.bayern.de/produkte/kreisdaten/index.html>, Abruf am 10.01.2025).

⁶ Jul@ wendet sich an weibliche, männliche sowie diverse Jugendliche, Jugendliche aller Nationalitäten, mit und ohne Migrationshintergrund, mit und ohne Einschränkungen.

die keine Teilhabechancen wahrnehmen, weil sie keine haben, wie auch diejenigen, die zwar Teilhabechancen haben, sie jedoch nicht wahrnehmen, zur Zielgruppe.

Das Projekt war interdisziplinär angelegt und griff deshalb in der Bearbeitung auf sozialwissenschaftliche, medienwissenschaftliche sowie informationstechnische Perspektiven zurück. Gerade vor dem Hintergrund eines partizipativ gestalteten Ansatzes, der darauf gerichtet war, sowohl relevante Akteur*innen als auch die Jugendlichen einzubeziehen, hat sich die interdisziplinäre Zusammenarbeit als konstruktiv erwiesen. Diese unterschiedlichen Blickwinkel führen in diesem Band dazu, dass Darstellungen, Analysen und Ergebnisse disziplinär geprägt, aber interdisziplinär eingeordnet werden.

In der methodischen Umsetzung wurden verschiedene Wege eingeschlagen. Mit dem Projekt sollten analoge und digitale Möglichkeitsräume für Partizipation geschaffen werden. Ein zentraler Aspekt war dabei, die Jugendlichen nicht nur zu adressieren, sondern sie aktiv einzubeziehen. Im Projektverlauf stand der partizipative Charakter des Zugangs im Vordergrund. „Den Ausgangspunkt partizipativer Forschung bilden Themen und Anliegen, die für die Akteure in den Lebenswelten und in der Praxis eine Relevanz besitzen“ (Unger, 2014, S. 54). Die Perspektiven der Jugendlichen sollten (siehe Miller in diesem Band) nicht nur verstehend wahrgenommen werden, sondern sie sollten entlang ihrer Vorstellungen und Interessen an der (Weiter-)Entwicklung von Partizipationsformaten teilhaben. Partizipative Forschung wurde damit als Forschungsstil oder Forschungshaltung verstanden, im Projekt stand vor allem die Anregung, Ermächtigung und Befähigung der Akteur*innen (Graßhoff, 2018, S. 46) zum Handeln im Vordergrund. Dabei wurden nicht nur die Jugendlichen selbst, sondern auch diejenigen, die als politisch Handelnde und Fachkräfte, wie Ehrenamtliche, Ermöglichungsräume und Teilhabeangebote schaffen, gesehen (siehe Jung in diesem Band).

Die Formate und Vorgehensweisen wurden unter Einbezug verschiedener Akteur*innen entwickelt, erprobt und evaluiert, um so die Grundlage für Weiterentwicklungen oder Anpassungen zu ermöglichen. Damit können Formate wie Vorgehensweisen als Anregung dienen und angepasst genutzt werden. Um möglichst „alle“ Jugendlichen zu erreichen und ihnen die Möglichkeit zu geben, teilzuhaben, wurden unterschiedliche Wege eingeschlagen und sehr unterschiedliche Angebote gemacht, die im Rückgriff auf die Jugendlichen oder die Akteur*innen vor Ort entstanden sind. Besonders deutlich wurde hier die Notwendigkeit, die unterschiedlichen Rahmenbedingungen in den einzelnen Gemeinden der Modellregionen zu berücksichtigen und zum Ausgangspunkt des Vorgehens zu machen. Dazu

wurden in verschiedenen Gemeinden aufsuchende Interviews geführt, Jugendliche auf der Straße, am Skateplatz, an der Bushaltestelle oder über den Gartenzaun angesprochen, um so die Vielfältigkeit der Jugendlichen zu erfassen. Diese Interviews wurden, wie auch vorhergehende Fokusgruppen, Diskussionsrunden, Streams und Interviews sowie prozessproduziertes Material, inhaltsanalytisch (Kuckarts und Rädiker, 2024) ausgewertet.

Ziel des vorliegenden Bandes ist es, Zugänge und Erkenntnisse aus dem Forschungsprojekt für die Praxis zur Verfügung zu stellen. So richtet sich der Blick zum einen auf die Jugendlichen selbst und zum anderen auf Ansätze, in der Praxis vor Ort Beteiligung herzustellen. Voigts weist weiter darauf hin, „dass durch das Nebeneinander und Vorhandensein unterschiedlicher Rollen das subjektive Partizipationserleben nur unvollständig (empirisch) rekonstruierbar ist“ (Voigts, 2021, S. 370). Sowohl das subjektive Erleben von Partizipation als auch das Fehlen von Teilhabe ist Gegenstand des Bandes.

Insbesondere möchten wir die Heterogenität von Jugendlichen und ihren Bedürfnissen und die sich daraus ergebende Notwendigkeit, Beteiligung daraufhin auszurichten, aufgreifen. Reflektierte Praxis soll helfen, Jugendliche auf dem Land besser zu verstehen, sie zu erreichen und ihnen Möglichkeitsräume der Beteiligung zu eröffnen. Entsprechend richtet sich diese Veröffentlichung an die Verantwortlichen vor Ort, die kommunalen Jugendbeauftragten, Politiker*innen, Vertreter*innen der Vereine, Jugendarbeiter*innen, Studierende und all jene, die ein Interesse haben, sich an der Entwicklung einer besseren Zukunft für Jugendliche im ländlichen Raum zu beteiligen.

Aufbau und Inhalt des Bandes

Die vorliegenden Beiträge stellen einen Ausschnitt aus den Ergebnissen des Forschungsprojektes dar.

Thomas Miller widmet sich im zweiten Kapitel der Erreichbarkeit von Jugendlichen. Als großes Problem wird in der Praxis benannt, dass die Anzahl und Bereitschaft von Jugendlichen, die sich auf Teilhabeangebote einlassen, gering ist, dass Jugendliche schlicht nicht erreicht und angesprochen werden können. In rund vierzig aufsuchenden Interviews in verschiedenen Gemeinden der Modellregionen kamen Jugendliche zu Wort. Dabei wurde deutlich, dass diese Jugendlichen bislang wenig Gelegenheit hatten, ihre Sichtweisen zu artikulieren. Die Wahrnehmung ihres Ortes und ihrer eigenen Position innerhalb des Ortes geben Hinweise auf die Frage nach den Lebens- und Teilhabechancen für Jugendliche auf dem Land. Anhand einer typologisierenden Beschreibung gibt der Beitrag Hinweise für Praxis

und Politik und verdeutlicht, welche Heterogenität sich in den Bedürfnissen von Jugendlichen auf dem Land zeigt. Deutlich wird dabei auch, wie Jugendliche in ihrer Unterschiedlichkeit erreicht werden können, welche Ansprache nötig ist und welche Auswirkungen sich daraus auf ihre Partizipationsbereitschaft ergeben. Ein weiterer Fokus liegt auf den Rahmenbedingungen der Partizipation von Jugendlichen auf dem Land; hier lassen sich sichtbare und verdeckte Faktoren unterscheiden.

Der Beitrag von Alice Düwel „Interaktion in entgrenzten Räumen und deren Einfluss auf Partizipation“ in Kapitel 3 nimmt eine medienwissenschaftliche Perspektive ein und betrachtet das analoge und digitale Interaktionsverhalten von Jugendlichen. Die Sozialräume Jugendlicher zeigen sich als entgrenzt; digitales Leben und analoges Leben können nicht getrennt voneinander betrachtet werden. Analoges Leben spielt ins digitale und umgekehrt. Der Einfluss hybrider Interaktionsprozesse im Zusammenspiel mit medialen und non-medialen Kommunikationsformen wird im Hinblick auf Teilhabechancen und das Partizipationsverhalten Jugendlicher betrachtet. Dazu wurden im Rahmen des Forschungsprojektes gemeinsam mit Jugendlichen Interaktionsräume nach deren konkreten Vorstellungen geschaffen, in denen anschließend die Teilhabe an politischer Öffentlichkeit beobachtet und das Interaktionshandeln der Jugendlichen analysiert wurde. Anhand von Follower*innen-Analysen wurden Instagram-Repertoires gebildet. Um das Informationshandeln in dem Netzwerkdienst mit analogem Interaktionshandeln zu verbinden, wurden Interaktionstypen erstellt.

Im vierten Kapitel stellt Micha Jung ausgewählte innovative Formate vor, die es ermöglichen sollten, dass sich Jugendliche im ländlichen Raum niedrigschwellig beteiligen.⁷ Diese Formate entstanden zum Teil direkt mit Jugendlichen, zum Teil sind sie Ergebnis aus Partizipationsanforderungen vonseiten der Jugendlichen oder der beteiligten Netzwerkpartner*innen. Die ausgewählten Formate unterscheiden sich deutlich. Wird einmal ein BarCamp-Format vorgestellt, das von Beginn an partizipativ mit Jugendlichen entwickelt und durchgeführt wurde, zeigt das zweite Format, „Politik zum Nachtisch“, die Möglichkeiten und Grenzen des Zugangs zu und der Erreichbarkeit von Jugendlichen. Als drittes Format vorgestellt wird der mit Netzwerkpartner*innen entwickelte „Leitfaden zur Jugendbeteiligung“.

⁷ Passende Teilhabemöglichkeiten zu schaffen, sollte durch den gezielten Anstoß sozialer Innovationen (Howaldt und Schwarz, 2010) erreicht werden. „Soziale Innovationen sind allgegenwärtig und tragen zur Entwicklung neuer Praktiken und zum sozialen Wandel bei. Die Etablierung neuer sozialer Praktiken spielt [in vielen gesellschaftlichen] Bereichen eine herausragende Rolle“ (Howaldt et al., 2022, S. 10), so auch, wenn es um die Beteiligung von Jugendlichen auf dem Land geht.

Er richtet sich an Akteur*innen, die Jugendbeteiligung formalisiert anbieten möchten. Aufgezeigt wird, inwiefern Beteiligung davon abhängt, welche Bereitschaft seitens der Verantwortlichen besteht, Partizipation und gleichberechtigte Teilhabe zuzulassen. Deutlich werden aber auch die Herausforderungen von Beteiligung, vor die relevante Akteur*innen gestellt werden. Sie machen offensichtlich, dass eine Blaupause zur Jugendbeteiligung nicht möglich ist.

Neben der Erreichbarkeit von Jugendlichen und deren analogem und digitalem Interaktionsverhalten wurden digitale und hybride Wege zur Stärkung ihrer Partizipation untersucht. Michael Klafft zeigt in Kapitel 5 am Beispiel der Entwicklung einer Web-App zur Unterstützung der Jugendbeteiligung auf, wie junge Menschen in die Konzeption und Erprobung einer solchen Anwendung einbezogen werden können. Dabei lag ein Fokus auf der gezielten Einbeziehung von Jugendlichen ohne vorherige Partizipationserfahrung. Ausgehend von Fokusgruppen und Design-Thinking-Workshops als partizipativem Angebot, werden die Chancen und Grenzen von Jugendbeteiligungs-Apps aufgezeigt sowie Hinweise auf deren Entwicklung und Einsatzmöglichkeiten gegeben. Die konkreten Entwicklungsarbeiten im Projekt basieren auf Open-Source-Komponenten. Der Quellcode von verschiedenen Versionen der Web-App ist frei verfügbar.

Das Schlusskapitel fasst die Ergebnisse zusammen und gibt Hinweise auf Ansätze zur Beteiligung von Jugendlichen im ländlichen Raum, um ihnen eine bessere Zukunft auf dem Land zu ermöglichen.

Literaturverzeichnis

Ahlrichs, Rolf; Fritz, Fabian (2024): Politische Bildung und Demokratiebildung im Verein. Das kritische Potenzial einer unterschätzten (Jugend-)Bildungsinstitution. In: Yasmine Chehata, Andreas Eis, Bettina Lösch, Stefan Schäfer, Sophie Schmitt, Andreas Thimmel, Jana Trumann, Alexander Wohnig (Hg.): Handbuch kritische politische Bildung. Frankfurt a. M.: Wochenschau Verlag, S. 386–394.

Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe (AGJ) (2019): Jugendgerechte Bildungslandschaften in ländlichen Räumen schaffen. Positionspapier der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe (AGJ). Berlin. Online verfügbar unter https://www.agj.de/fileadmin/files/positionen/2019/Jugendgerechte_Bildungslandschaften.pdf, Abruf am 15.01.2025.

Bayrischer Jugendring (BJR) (o. J.): <https://www.bjr.de/handlungsfelder/integration/wording-begriffe-im-kontext/gleichberechtigte-teilhabe>, Abruf am 10.01.2025.

Becker, Heinrich; Moser Andrea (2013): Jugend in ländlichen Räumen zwischen Bleiben und Abwandern – Lebenssituation und Zukunftspläne von Jugendlichen in sechs Regionen in Deutschland, Thünen Report 12, Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut.

Beierle, Sarah; Tillmann, Frank; Reißig, Birgit (2016): Jugend im Blick – Regionale Bewältigung demografischer Entwicklungen. Abschlussbericht. Projektergebnisse und Handlungsempfehlungen. München: Deutsches Jugendinstitut e. V. Online verfügbar unter https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/jugendimblick/Abschlussbericht_Final.pdf, Abruf am 15.01.2025.

Deutscher Bundesjugendring; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hg.) (2023): Qualitätsstandards für Kinder- und Jugendbeteiligung. Impulse zur Weiterentwicklung in Theorie und Praxis. Eine Einladung zum Mitmachen, Diskutieren und Ausprobieren. 3. Auflage. Berlin.

Graßhoff Gunther (2018): Partizipative Forschung. In: Gunther Graßhoff, Anna Renker und Wolfgang Schröer (Hg.): Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung. Wiesbaden: Springer VS (SpringerLink Bücher), S. 673-683.

Große-Starmann, Carsten; Klug, Petra (2013): Stadt – Land – Umland. Handlungsansätze für Kommunen im demographischen Wandel. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.

Grunert, Cathleen; Ludwig, Katja (2023): Jugendbeteiligung in peripher(isiert)en ländlichen Regionen – zur Verschränkung von Jugend- und Raumkonstruktionen in den Partizipationsperspektiven kommunaler Entscheidungsträger. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 18 (2), S. 183–200.

Hart, Roger A. (1997): *Children's Participation. The Theory and Practice of Involving Young Citizens in Community Development and Environmental Care*. New York: Earthscan.

Höflehner, Thomas; Meyer, Jonas (2016): *Nachhaltigkeit und Regionen – die Renaissance ländlicher Räume?* In: Friedrich M. Zimmermann (Hg.): *Nachhaltigkeit wofür?* Berlin, Heidelberg: Springer, S. 147–169.

Howaldt, Jürgen; Schwarz, Michael (2010): „Soziale Innovation“ im Fokus. Skizze eines gesellschaftstheoretisch inspirierten Forschungskonzepts, Bielefeld: transkript.

Howaldt, Jürgen; Kreibich, Miriam; Streicher, Jürgen; Thiem, Carolin Jürgen (2022): *Einleitung*. In: Dies. (Hg.): *Zukunft gestalten mit Sozialen Innovationen. Neue Herausforderungen für Politik, Gesellschaft und Wirtschaft*. Frankfurt a. M.: Campus, S. 9–19.

Kuckartz, Udo; Rädiker, Stefan (2024): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Umsetzung mit Software und künstlicher Intelligenz*. 6., überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Laux, Edda; Eckert, Peggy (2023): *Wie man mit und bei Kindern und Jugendlichen im ländlichen Raum demokratische Strukturen stärkt*. In: *Deutsche Jugend 71* (7–8), S. 337–341.

Lütgens, Jessica; Schwanenflügel, Larissa von (2019): *Partizipationsbiografien als Spiegel institutioneller Erfahrungen*. In: Axel Pohl, Christian Reutlinger, Andreas Walther und Annegret Wigger (Hg.): *Praktiken Jugendlicher im öffentlichen Raum – Zwischen Selbstdarstellung und Teilhabeansprüchen. Ein Beitrag zur Partizipationsdebatte*. Wiesbaden: Springer VS, S. 147–166.

Moser, Sonja (2010): *Beteiligt sein. Partizipation aus der Sicht von Jugendlichen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ottersbach, Markus (2004): *Jugendliche in marginalisierten Quartieren. Ein deutsch-französischer Vergleich*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Peyerl, Katrin (2022): *Partizipationsförderung in der Kinder- und Jugendarbeit*. In: Katrin Peyerl und Ivo Züchner (Hg.): *Partizipation in der Kinder- und Jugendhilfe. Anspruch, Ziele und Formen der Partizipation von Kindern und Jugendlichen*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 85–98.

Pluto, Liane (2018): *Partizipation und Beteiligungsrechte*. In: Karin Böllert (Hg.): *Kompendium Kinder- und Jugendhilfe*. Wiesbaden: Springer VS, S. 945–965.

Reutlinger, Christian (2009): Jugendprotest im Spiegel von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit – Herausforderungen für die Jugendarbeit. In: Markus Ottersbach und Thomas Zitzmann (Hg.): Jugendliche im Abseits. Zur Situation in französischen und deutschen marginalisierten Stadtquartieren. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 285–302.

Sachverständigenkommission 10. Kinder- und Jugendbericht (Hg.) (1998): Kulturelle und politische Partizipation von Kindern. Interessenvertretung und Kulturarbeit für und durch Kinder. Materialien zum 10. Zehnten Kinder- und Jugendbericht Band 3. München: Deutsches Jugendinstitut.

Schametat, Jan; Schenk, Sascha; Engel, Alexandra (2017). Was sie hält. Regionale Bindungen von Jugendlichen im ländlichen Raum, Weinheim: Beltz Juventa.

Schametat, Jan; Engel, Alexandra; Schenk, Sascha (2021): Jugendpartizipation in ländlichen Räumen. Divergierende Leitperspektiven von Akteur:innengruppen. In: *Soziale Arbeit* 70 (10–11), S. 417–423. DOI: 10.5771/0490-1606-2021-10-11-417

Schnurr, Stefan (2018): Partizipation. In: Hans-Uwe Otto, Hans Thiersch, Rainer Treptow und Holger Ziegler (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit. 6. überarbeitete Aufl. München, Basel: Reinhardt, S. 1126–1137.

Schnurr, Stefan (2022): Zur Bedeutung von Partizipation für die Kinder- und Jugendhilfe. In: Katrin Peyerl und Ivo Züchner (Hg.): Partizipation in der Kinder- und Jugendhilfe. Anspruch, Ziele und Formen der Partizipation von Kindern und Jugendlichen. Weinheim: Beltz Juventa, S. 14–25.

Schwanenflügel, Larissa von (2011): „... dass ich ja doch was ändern kann“. Biographische Relevanz von Partizipation für benachteiligte Jugendliche in der Jugendarbeit. In: Axel Pohl, Barbara Stauber und Andreas Walther (Hg.): Jugend als Akteurin sozialen Wandels. Veränderte Übergangsverläufe, strukturelle Barrieren und Bewältigungsstrategien. Weinheim: Juventa, S. 237–262.

Schwanenflügel, Larissa von (2012): „Ich wusste ja nicht, dass ich mal was sagen darf“. In: Peter Martin Thomas und Marc Calmbach (Hg.): Jugendliche Lebenswelten. Berlin, Heidelberg: Springer, S. 229–242.

Schwanenflügel, Larissa von; Schwerthelm, Moritz (2021): Partizipation – ein Handlungskonzept für die Offene Kinder- und Jugendarbeit. In: Ulrich Deinert, Benedikt Sturzenhecker, Larissa von Schwanenflügel und Moritz Schwerthelm (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 987–1000.

Straßburger, Gaby; Rieger, Judith (2019): Partizipation kompakt – Komplexe Zusammenhänge auf den Punkt gebracht. In: Gaby Straßburger und Judith Rieger

(Hg.): Partizipation kompakt. Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Juventa, S. 230–240.

Sturzenhecker, Benedikt (2005): Partizipation als Recht von Kindern und Jugendlichen. In: *Deutsche Jugend* 53 (6), S. 255–262.

Sturzenhecker, Benedikt (2022): Demokratische Partizipation in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, In: Katrin Peyerl und Ivo Züchner (Hg.): Partizipation in der Kinder- und Jugendhilfe. Anspruch, Ziele und Formen der Partizipation von Kindern und Jugendlichen. Weinheim: Beltz Juventa, S. 56–70.

Tillmann, Frank (2020): Haltefaktoren Jugendlicher auf dem Land. Befunde aus der Regionalforschung am DJI – mit einem Blick auf Bayern. In: Theresa Schäfer, Maria Stöckl und Joachim Vossen (Hg.): Stadt. Land. Wo? Was die Jugend treibt. Ergebnisse und Impulse aus der Untersuchung zu Bleibe- und Wanderungsmotivationen junger Menschen in ländlichen Räumen. München: Landesstelle der katholischen Landjugend Bayerns e. V.

Unger, Hella von (2014): Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS.

Voigts, Gunda (2021): Partizipation in der Kinder- und Jugendarbeit. Leitendes Handlungsprinzip und beständige Herausforderung, In: *Soziale Arbeit* 70 (10–11), S. 368–376, DOI:10.5771/0490-1606-2021-10-11-368

Walter, Manfred (2020): Regionale Identität in der ländlichen Lebenswelt. In: Theresa Schäfer, Maria Stöckl und Joachim Vossen (Hg.): Stadt. Land. Wo? Was die Jugend treibt. Ergebnisse und Impulse aus der Untersuchung zu Bleibe- und Wanderungsmotivationen junger Menschen in ländlichen Räumen. München: Landesstelle der katholischen Landjugend Bayerns e. V., S. 174–183.

Weber, Gerlind (2010): Der Ländliche Raum – Mythos und Fakten. In: *Vector. Das Vechnaer Forschungsmagazin* 2 (1), S. 75–78.

Wendt, Peter-Ulrich (2024): „Es gibt kein Patentrezept ...“ Sozialräumliche Jugendarbeit in der sächsischen Westlausitz. In: *Deutsche Jugend* 72 (9), S. 370–380.

Zimmermann, Germa (2015). Anerkennung und Lebensbewältigung im freiwilligen Engagement. Eine qualitative Studie zur Inklusion sozial benachteiligter Jugendlicher in die Kinder- und Jugendarbeit. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.

2 Gehen oder bleiben – eine Frage der Anerkennung? (Thomas Miller)

2.1 Einleitung

Im folgenden Kapitel wird in einem ersten Schritt das individuelle Alltagserleben junger Menschen auf dem Land beleuchtet, wozu sechs kontrastierende (Gruppen-)Interviews ausgewählt wurden. Die skizzierten Sequenzen individueller Verläufe einzelner Interviewpartner*innen sollen pointierte Einblicke in das Alltagserleben von jungen Menschen im ländlichen Raum gewähren. In einem zweiten Schritt werden die Interviewdaten verdichtet und anhand von Kernmerkmalen mit dem Fokus Erreichbarkeit typisiert. In einem dritten Schritt wird die Bedeutung von Partizipation anhand von vier wiederkehrenden thematischen Faktoren aus dem Datenmaterial 1) Individuelle Verortung, 2) Mobilität, 3) (Frei-)Räume und ihre Bedeutung sowie 4) Beziehungen, Kontakte und Ansprechpersonen näher betrachtet. Der Fokus liegt darauf, wie Jugendliche in ländlichen Regionen unter den gegebenen Rahmenbedingungen ihre Teilhabeerfahrungen bewerten und ihre Partizipationschancen bilanzieren. Die Besonderheit liegt in der Herangehensweise der Befragung. Durch den aufsuchenden Charakter konnten Erfahrungen und Lebenswelten von Jugendlichen ermittelt werden, die normalerweise bei formalen Partizipationsangeboten nicht sichtbar werden und somit in bisherigen Studien nicht oder kaum adressiert werden konnten.

Feldzugang und Vorgehen

Es wurden 40 leitfadengestützte Interviews zwischen 10 und 30 Minuten in drei Gemeindegebieten der Modellregionen Allgäu geführt, wobei die Altersspanne der Befragten zwischen 14 und 20 Jahre lag. Aufgrund des aufsuchenden Charakters wurden situationsgemäß sowohl Einzel- als auch Gruppeninterviews geführt. Die Interviews wurden inhaltsanalytisch nach Kuckartz (Kuckartz und Rädiker, 2024) mit dem Datenanalysetool MAXQDA analysiert und ausgewertet.

Um explizit jungen Menschen eine Stimme zu verleihen, die gemeinhin nur schwer erreichbar sind, suchten die Projektmitarbeiter*innen über mehrere Monate hinweg die drei Gemeinden wiederholt auf und versuchten unter Heranziehung folgender Strategien mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen ins Gespräch zu kommen:

- Ortserkundungen über mehrere Wochen.
- Identifikation von potenziellen Orten von jungen Menschen, basierend auf gezielten Befragungen von Dorfbewohner*innen und Mitarbeiter*innen der Gemeindeverwaltung.
- Aufsuchen der Bushaltestellen zu den Ankunftszeiten der Schulbusse.
- Aufsuchen von jugendspezifischen Plätzen wie beispielsweise Bolz- und Skateplätzen, Dorfläden, Fitnessstudios usw.

Ein weiteres Alleinstellungsmerkmal des Interviewmaterials ist, dass alle drei Gemeinden ein unterschiedliches partizipatives Angebot während der Erhebungsphase durchführten. Somit konnten die Interviewten zu ihrer Teilnahme bzw. Nicht-Teilnahme befragt werden.

Für die Darstellung im ersten Teil (siehe 2.2) wurden sechs typische Einzel- und Gruppeninterviews ausgewählt, anhand derer sich die Heterogenität der Lebensphase Jugend im ländlichen Raum abbilden lässt. In Kapitel 2.3 wird die vorherige Darstellung in eine Typologie überführt. In Kapitel 2.4 werden die restlichen Interviews zur Analyse hinzugezogen und die Kategorien weiter verdichtet, um die förderlichen und hemmenden Faktoren von Jugendlichen auf dem Land zu beschreiben.

2.2 Jugend im ländlichen Raum: Eine heterogene Zielgruppe

2.2.1 Konfrontationskurs und Eigeninitiative

Kurzbeschreibung

Marc und Sebastian stehen für den Typ junger Menschen, die in ihrer Gemeinde fest verankert sind und sich vor Ort wohlfühlen. Das zeigt sich unter anderem daran, dass sie die Angebote der Sportvereine sowie die öffentlichen Orte schätzen und nutzen. Sie zeigen ein hohes Maß an Eigeninitiative und investieren viel Zeit und Geld, um in Gestalt einer Blockhütte einen Ort zu schaffen, an dem sie sich auch abends treffen können, was laut ihrer Aussage in der Gemeinde fehlt. Ihre positive soziale Eingebundenheit spiegelt sich unter anderem darin wider, dass sie bei ihrem Vorhaben von ortsansässigen Handwerksbetrieben unterstützt werden. Ein halbes Jahr nach Fertigstellung konnten die Beteiligten ihre Blockhütte etwa zehn Mal nutzen, wobei die Polizei den abendlichen Verlauf zwei Mal wegen Lärmbelästigung regulierte. Darüber hinaus wurde die Blockhütte vom Landratsamt inspiziert, jedoch ohne jegliche Kontaktaufnahme zu den Jugendlichen. Marc und Sebastian schreiben den Gemeindevertreter*innen sowie dem Landratsamt ein hohes Maß an Autorität zu, was letztlich auch der Auslöser dafür war, dass sie ihre Blockhütte nicht mehr nutzen. Es scheint,

als ob die Angst, ihre positive soziale Eingebundenheit durch Stigmatisierungen seitens der Gemeindeverwaltung und -bewohner*innen zu verlieren, dominiert und ihr Handeln stark beeinflusst.

Auszug aus den Feldnotizen der Interviewenden

Ich habe Marc und Sebastian am Abend unter der Woche an der Freiwilligen Feuerwehr im Ort getroffen. Beide kamen mit einem Roller an. Zwei Tage zuvor hatte ich eine ganze Gruppe Jugendliche (ca. zehn) während einer selbst organisierten Veranstaltung in einer Gemeinde angetroffen, wobei ich den Organisator dieses Events schon kannte. Er begrüßte mich und hat in die Gruppe gefragt, wer Lust hätte, mit mir zu sprechen. Marc und Sebastian haben sich dort bereit erklärt, sich mit mir zu treffen. Das Interview verlief unkompliziert und ich hatte das Gefühl, dass sie mir ihre Meinung zu ihrem Dorf preisgeben wollen.

Erleben von Alltag: „Fußball im Verein und im Sommer Schwimmbad“

Werden die Beschreibungen von Marc und Sebastian bezüglich der Gestaltung ihres Dorfalltags näher betrachtet, so lassen sich zwei zentrale Punkte finden – das Vereinswesen sowie öffentliche Orte, wie das Schwimmbad oder der Bolzplatz.

Sebastian: „Ja, also eigentlich geht man zweimal in der Woche ins Fußballtraining. [...]

Marc: „Sonst ist eigentlich nicht so viel im Ort los.“

Sebastian: „Das sag ich jetzt mal, von der Freizeit ist ja [Griessenberg (Wohnort)] jetzt nicht so schlecht. Also vom Turnverein passt es ja eigentlich. Also vom Fußballverein jetzt sowieso. Dann ist ja das Freibad, das passt ja auch.“

(Marc & Sebastian, 6–7, 18–19)⁸

Auffällig ist, dass Marc und Sebastian das Vereinswesen und im Speziellen den Fußballverein als einzige Konstante mit einem regelmäßigen zeitlichen Verlauf („zweimal die Woche“) in ihrem Alltag im Dorf benennen, der demnach aufgrund der wiederkehrenden Struktur eine wichtige Komponente in ihrem Alltag darzustellen scheint. Öffentliche Plätze wie das Schwimmbad oder der Bolzplatz haben jedoch nur im Sommer – und damit keine kontinuierliche – Bedeutung. Es scheint, also ob beide das Vereins- und Freizeitangebot schätzen und mit der Auswahl zufrieden sind, was der Halbsatz „das passt ja auch“ suggeriert. Dennoch fallen die Reduktionen „Sport halt“ und „im Sommer“ auf, die ein Indikator für ein bewusstes Wahrnehmen der Begrenztheit des Angebots sein könnten.

⁸ Die Namen der Jugendlichen und Orte sind anonymisiert, die Zitate stammen aus Einzel- oder Gruppeninterviews mit den benannten Jugendlichen. Die Ziffern geben die Zeilennummern der Textpassagen aus den Interviews wieder.

Abendgestaltung: „Ja, auswärts“

Wenn es hingegen um die Beschreibung der Abendgestaltung geht, wird deutlich, dass Marc und Sebastian mit dem örtlichen Angebot unzufrieden sind:

Sebastian: „Aber halt dann abends irgendwo weggehen, ist halt.“

Marc: „Ein bisschen schwierig“

Sebastian: „Joa.“ (lacht)

Marc: „Kann man lange suchen, findet man nix.“

Interviewer*in: „Und was macht man dann?“

Sebastian: „Ja, auswärts.“

Marc: „Ja, dann fährt man halt woanders hin. [...]“

Interviewer*in: „Okay. Und was gibts da, was es hier nicht gibt?“

Marc: „Ja, ja. Meistens sehr viel Landjugend oder!“

Sebastian: „Halt mal so eine Hütte oder sowas. [...] Die, die halt selber hingebaut haben.“

(Marc & Sebastian, 18–40, 41–52)

Das Thema Abendgestaltung scheint Marc und Sebastian zu beschäftigen, wie die umfangreiche und detaillierte Beschreibung widerspiegelt. Ihre Erfahrungen zeigen, dass andere Gemeinden Orte und Plätze für Jugendliche zum Ausgehen bereitstellen, ihr Heimatort allerdings nicht. Aussagen wie „kann man lange suchen, findet man nix“ und „dann fährt man halt woanders hin“ beschreiben eine gewisse Resignation im Hinblick darauf, dass es in ihrer Gemeinde kein adäquates Angebot gibt und sie diese für ihre Abendgestaltung verlassen müssen. Die Aufzählung von Angeboten umliegender Dörfer impliziert das Bewusstsein, dass andere Gemeinden das Bedürfnis von jungen Menschen, „feiern zu gehen“, erkennen und zulassen. Auch wird klar, dass gewisse Angebote in anderen Gemeinden in Eigeninitiative aufgebaut wurden, was eventuell eine wesentliche Erkenntnis für ihr Eigeninitiative sein könnte.

Mobilität: „Eltern halt“

Im Zusammenhang mit der Nutzung der Angebote in der Region, zum Beispiel in den umliegenden Gemeinden „feiern zu gehen“, stellt sich die Frage der Mobilität und Erreichbarkeit.

Interviewer*in: „Okay, das heißt irgendwie, wie kommt ihr dann da immer hin? [...]“

Sebastian: „Eltern halt. [...] Ja, die sagen ja auch: Ja, das kann es ja nicht sein, dass ihr jetzt nix machen könnt“

Marc: „Am Wochenende rumhocken, ja.“

Sebastian: „Die sagen halt auch: Passt. Machen sie schon.“

(Marc & Sebastian, 53–59)

Marc und Sebastian beschreiben, dass sie nur durch ihre Eltern in die Nachbarorte gelangen, um dort ihrem Wunsch, sich mit anderen jungen Menschen am Abend zu treffen oder feiern zu gehen, nachgehen können. In diesem Zusammenhang werden die Eltern, die ebenfalls Angebote vor Ort für ihre Kinder zu

vermissen scheinen, als verständnisvoll dargestellt. Deutlich wird aber auch, dass die Jugendlichen, was ihre Mobilität anbelangt, insbesondere spätabends oder nachts von der Bereitschaft ihrer Eltern abhängig sind, sie zu fahren. Es gibt nur wenige – oder meist keine – institutionalisierte Angebote auf dem Land wie Nachtbusse, die eine unabhängige Mobilität ermöglichen. Haben junge Menschen diesen Rückhalt nicht in ihrem Familiensystem, müssen andere Wege gefunden werden, um fehlende Mobilität zu kompensieren.

Eigeninitiative: „Wir bauen eine Blockhütte“

Marc und Sebastian versuchen mit weiteren Freunden, einen Ort zum „Feiern“ (Blockhütte) in Eigeninitiative zu etablieren, und investieren dafür Zeit und Geld.

Investition, Transport und Schaffen von Rahmenbedingungen

Sebastian: „Auf Ebay war die drinnen.“

Marc: „Haben wir ewig lang geschaut. [...]“

Sebastian: „Dann haben wir halt so einen Schwertransportunternehmen angeschrieben.“

Marc: „Die haben so ein LKW mit so einem Kran halt dran und alles.“

Sebastian: „Und die haben dann gesagt: Ja, das machen wir. Dann hat das halt irgendwie, also insgesamt 700 Euro gekostet.“

Marc: (zustimmendes) „Ja, das war nicht so billig [...]“

Sebastian: „Ja, also [Spothendorf ca. 4,5 km vom Wohnort] da. Also haben wir denn gefragt, ob man der halt mit Manitu [spezieller Hubwagen] kommt. Der hat uns den dann in den Wald reingestellt. Genau. Ah ja. Ganz als erstes haben wir erstmal ein Fundament bauen müssen. Also, bevor wir es noch hingestellt haben.“

Marc: „Wir haben halt so Steine genommen. So große. Und haben dann halt, weil es auch so bisschen runter ging im Wald, mussten wir das erst mal eben machen. [...]“

(Marc & Sebastian, 204–222)

Marc und Sebastian beschreiben ganz explizit, mit welchem organisatorischen Aufwand sie die Blockhütte gekauft haben und wie viele Hürden sie bewältigen mussten, um diese an die richtige Stelle zu transportieren. Der hohe finanzielle Aufwand, die Koordination des Schwertransportunternehmens und eines Landwirts mit einem speziellen Hebekran sowie das Bauen eines Fundaments spiegeln ihre Entschlossenheit wider, einen Ort für sich und ihre Freund*innen zu gestalten.

Hoher Arbeitsaufwand und Unterstützung durch persönliche Kontakte im Dorf, aber nicht von der Gemeindeverwaltung

Sebastian: „Das ist ja jetzt schon blöd für uns, weil wir haben da halt mords viel Geld reingesteckt. Wir haben da einen neuen Boden reingelegt. [...] Dann halt noch eine Elektrik reingelegt, eine Bar reingebaut, neue Wände, alles gestrichen und so, Dämmwolle rein. Also, das halt alles auch zum Organisieren und so. War ja auch schon ein Aufwand. [...]“

Marc: „[...] Also wir hatten auch bisschen Glück, weil wir halt [Handwerker*in] kennen und zum Beispiel in [Griessenberg (Wohnort)] gibt es eine [Handwerkbetrieb]. [...]“

Sebastian: „Ja, also vom Dorf war die Unterstützung da. Aber halt von der Gemeinde also von höheren Leuten nicht. [...] Wir dürfen es halt einfach nicht mehr. Jedes Mal, wenn wir kommen, kommt halt Polizei.“
(Marc & Sebastian, 169–185)

Der Ausbau der Blockhütte erfordert vielschichtige Probleme abseits der finanziellen Belastung zu meistern, was der Freundesgruppe letztlich nur durch eine hohe Eigeninitiative gelang. Nur so konnten sie den Kauf, den aufwendigen Transport und die umfangreichen Renovierungen gemeinsam bewältigen. Auch wird deutlich, dass sie die Dorfgemeinschaft, wie beispielsweise Handwerker*innen, als Unterstützer*innen erleben. Diese Wahrnehmung spiegelt ihre soziale Eingebundenheit in der Gemeinschaft wider und markiert die Wichtigkeit von persönlichen Kontakten vor Ort, ohne die Eigeninitiative nur schwer umsetzbar wäre. Konträr liegt hierzu die Wahrnehmung der Gemeindeverwaltung, die als „höhere Leute“ beschrieben werden und mit einem Nutzungsverbot in Zusammenhang gebracht werden; damit werden sie eher als hinderlich wahrgenommen, wenn es darum geht, eigeninitiativ etwas umzusetzen. Die Zuschreibung impliziert eine unhinterfragte Hierarchisierung der Gemeindeverwaltung, der die Entscheidungsmacht zugesprochen wird.

Das Landratsamt als höhere Instanz

Marc: „ich sag jetzt mal, mein Gott, da Polizei [...]“
Sebastian: „Die sagen ja sogar immer, dass es nicht zu laut ist.“
Marc: „Letztes Mal hat es auch geheißen, ihr könnt noch weiterfeiern, macht halt Musik bisschen leiser. Das passt ja. Aber, dann war es es halt so/ Es ist halt schon so weit, dass Landratsamt dahinter ist. Und das ist dann wirklich so (..)/ Das ist halt dann (.), dann legt man sich halt mit den Höchsten so an. Das ist halt dann auch/ Die haben halt/ die hocken halt am längeren Hebel. Das ist das Problem halt auch. [...]“
Interviewer*in: „Und was war da die Aussage vom Landratsamt? Oder [...]“
Sebastian: „Ja, direkt von dem haben wir nichts. Also der, wo uns den Platz geben hat, der hat das halt irgendwie erfahren vom Landratsamt, dass da irgendeiner mal oben rumgelaufen ist und sich das angeschaut hat. [...]“
(Marc & Sebastian, 186–193)

Im weiteren Verlauf wird deutlich, dass die Polizei zwar als Regulierungsorgan wahrgenommen wird, jedoch nicht als Auslöser für das Fernbleiben von der Blockhütte identifiziert werden kann. Das Landratsamt wird in Verbindung mit den „Höchsten“ gebracht und entfaltet durch die Setzung von Regularien eine hohe Wirkkraft auf den Freundeskreis. Der Zusatz „die hocken halt am längeren Hebel“ veranschaulicht das erlebte Verhältnis von Machtstrukturen. Interessanterweise scheint lediglich die Aussage eines Dritten auszureichen, dass ein Vertreter der Verwaltung sich die Blockhütte ohne jede direkte Kontaktaufnahme mit den Jugendlichen angeschaut hat, um Wirkung zu erzeugen. Zu hinterfra-

gen ist, warum das Landratsamt im Vergleich zur Polizei so eine hohe Bedeutung für die Freundesgruppe einnimmt. Eine mögliche Erklärung könnte sein, dass das Landratsamt mit der Gemeindeverwaltung gleichgesetzt wird und somit der Behörde ein entscheidender Einfluss auf das Ansehen der Clique in der Dorfgemeinschaft zugeschrieben wird, was unmittelbare Auswirkungen auf das tägliche Leben von Marc und Sebastian haben könnte. Polizeiliche Maßnahmen hingegen entfalten nicht die skizzierten unmittelbaren Auswirkungen. Im Umkehrschluss hieße das, dass für Marc und Sebastian ihr Ansehen in der Gemeinde eine enorme Bedeutung hat und dass sie deshalb sogar ihre große Eigeninitiative trotz der bereits getätigten hohen finanziellen Ausgaben dafür zurückstellen. Es ist anzunehmen, dass sich junge Menschen nur dann sozial eingebunden fühlen, wenn sie ihr Dorf als wichtigen Lebensmittelpunkt erleben – und sich nur dann vielleicht sogar ihre Zukunft in der Gemeinde vorstellen können und bereit sind, solche unausgesprochenen Sanktionen anzunehmen und sich vermuteten Erwartungen zu fügen. Erkennbar wird auch, dass die Dorfgemeinschaft einen stark regulierenden Faktor einzunehmen scheint und Stigmatisierungen innerhalb der Gemeinschaft bereits bei anderen Cliquen erlebt werden konnten.

2.2.2 Eingebunden in die Gemeinschaft und ins Vereinsleben

Kurzbeschreibung

Jenny verkörpert den Typ Jugendliche, der sich in seinem Weiler stark verortet. Wesentliche Faktoren sind das Erleben von Eingebundenheit in die Gemeinschaft und das Vereinsleben sowie die hohe Bereitschaft, zu Hause mitzuarbeiten. Es besteht traditionsbedingt die Auffassung, dass der Weiler im Gegensatz zur Gemeinde seine eigenen Werte und Vorstellungen hat und vertritt. Demnach gibt Jenny auch offen zu, dass sie kollektiv geteilte Meinungen des Weilers nach außen vertritt, damit sie und ihre Familie nicht aus der Gemeinschaft vor Ort ausgeschlossen werden.

Auszug aus den Feldnotizen der Interviewenden

Während ich im Außenbereich einer Gemeinde unterwegs war, ist mir Jenny aufgefallen, wie sie den gemähten Rasen ihres Gartens zusammenreicht. Da ich an zwei Tagen unterwegs im Außenbereich sehr wenig bis gar keinen Jugendlichen angetroffen habe, entschied ich mich, Jenny anzusprechen. Mir war bewusst, dass ich zum ersten Mal jemanden zu Hause anspreche und somit die Grenze der Privatsphäre überschreite. Genau das sprach ich sofort mit Jenny an. Sie war aber relativ schnell aufgeschlossen und lud mich auf die Terrasse ein. Das Gespräch verlief erstaunlich lang, weil Jenny mir über viele Themen

ausgiebig ihre Meinungen und Gedanken mitteilte. Während des Interviews kam ihr Vater, der ersichtlich irritiert war. So herrschte zunächst eine angespannte Stimmung. Erst nach ausgiebigem Vorstellen und Ausweisen meinerseits ließ er uns weitersprechen. Dennoch mahnte er seine Tochter, dass sie mir „ja kein Unsinn“ erzählen soll.

Erleben von Freizeit: „irgendwas findest echt immer“

Jenny: „Wie man auf dem Land aufwächst. Also, wir sind viel draußen unterwegs. Wir helfen dahoim mit. Du suchst einfach immer irgendeine Beschäftigung draußen oder fährst Fahrrad oder was. Und ich glaub, das kriegst du hier auf dem Land einfach nicht mit, dass du zu viel drin hockst oder vorm Fernseher hockst oder so in deiner Jugend. Und da/ Also man verpasst da viel zu viel, wenn man bloß drin hockt. [...]
Ja, also irgendwas findest immer. Gerade jetzt, also wenn man ums Haus rumläuft, jetzt heute, beim Zamrechen, dann morgen ist wieder was anderes, was machen kannst, irgendeine Arbeit, irgendwas Schönes.
Und sonst fährst einfach bloß mit dem Fahrrad ums Haus, oder/ Ja, genau. Irgendwas findest echt immer.“
(Jenny, 8, 10–18)

Jennys Beschreibungen nach scheint ein großer Teil ihres Alltags aus der Mithilfe zu Hause zu bestehen. In ihrer Erzählung fällt auf, dass sie oft den Ausdruck „draußen arbeiten“ verwendet und sich bewusst davon abgrenzt, drinnen zu sein, weil sie sonst etwas verpassen würde. Auch macht es den Anschein, als ob sie einen Sinn darin verspürt, daheim mitzuhelfen und diese Mithilfe als gegebene Wertvorstellung anerkennt. Jenny beschreibt, dass sie sich gezielt Arbeit sucht, was auch einen alltagsstrukturierenden Aspekt mit sich bringt. Eine klare Aufgabe zu haben, kann Rückhalt in Phasen der persönlichen Orientierung schaffen. Demgegenüber steht die Aussage, „dass es schön aussieht“; diese könnte ein Anzeichen für einen Zwangskontext sein, nämlich dem, von anderen – im Speziellen in ihrem Weiler – als ordentlich wahrgenommen zu werden.

Die strukturierte Alltagsbeschäftigung durch Vereine

Jenny: „Ja. Also, ich bin im Schützenverein dabei. Ähm, in der Musik. Da bin ich zwar nicht in der Musikkapelle, aber wir haben auch eine eigene Musikgruppe. Und ansonsten auch im Dorf viel unterwegs, wenn irgendwie Feste sind. Und man kennt ja eh eigentlich untereinander gefühlt jeden, kann man eigentlich sagen.
[...]
Also dass man quasi schießt als der Sport, das ist das eine. Aber dass man natürlich auch zamhockt oder so, das ist noch das andere. Also man trifft sich normal immer jede Woche, mindestens einmal, vielleicht auch sogar öfter. Und dann gibt es meistens noch immer eine kleine Bewirtung oder so und dann hockt man auch noch mit zusammen. Und, genau, dann kann es natürlich auch sein, dass noch irgendwie Wettkämpfe oder so sind, da bist auch miteinander.
[...]

Ähm, ja, also manchmal ist das gar nicht so einfach. Aber gerade jetzt im Dorf die Vereine schauen ja so gut wie es geht ab und zu auch untereinander, wann halt dann was ist. Und wenn man jetzt weiß, dass der eine große Verein, wo gefühlt jeder aus dem Dorf dabei ist, dass da irgendwas Großes ist, dann legt da der andere Verein sein Probesternin zum Beispiel da nicht auch noch hin.“

(Jenny, 20–32)

Es scheint, dass Jenny durch die Mitgliedschaft in zwei Vereinen sehr ausgelastet ist. Die wöchentlichen Treffen geben ihrem Tag Struktur, und neben der eigentlichen Vereinstätigkeit, wie beispielsweise dem Schießen im Schützenverein, stellt die anschließende Zeit des Zusammenkommens eine entscheidende Komponente dar. Auch wurde ihr die Mitgliedschaft bereits von ihrem Vater vorgelebt und an sie weitergegeben – hier scheint eine Wertvorstellung vorhanden zu sein, die nicht hinterfragt wird. Als Jenny beschreibt, dass sie diesen Sommer nicht so aktiv im Vereinsleben gewesen sei, rechtfertigt sie sich sofort mit einer Verletzung. Auch hier macht es den Anschein, dass die Mitgliedschaft in Vereinen als essenziell in ihrem Weiler angesehen wird. Da höchstwahrscheinlich die meisten Bewohner*innen in ihrem Weiler im Schützen- und Musikverein Mitglied sind, wird die Terminierung von Veranstaltungen vereinsübergreifend abgesprochen. Das soll gewährleisten, dass möglichst alle Mitglieder an den Proben bzw. dem Training teilnehmen können. Allein diese Tatsache zeigt, wie eng verzahnt die Vereinslandschaft und wie hoch die soziale Verpflichtung zu sein scheint, zu den Terminen zu erscheinen. In der Konsequenz würde dies bedeuten, dass sofort auffällt, wenn Mitglieder nicht an den Treffen teilnehmen.

Mobilität

Jenny: „Ähm. Ja, aber ich glaube, dass ist auch einfach ein schwieriges Thema. Und das ist glaub auch wieder so, wir sind schon auf dem Dorf und da fährt von mir aus der Bus hin, das ist alles schön und gut, aber dann ist das finde ich auch wieder ein Unterschied, ob ich jetzt halt einfach hier bei mir daheim bin oder ob die dann halt doch im Dorf bin. Weil ich brauche eigentlich fast eh ein Auto, bis ich da hinfahr zur Bushaltestelle und dann denk ich mir: ja dann fahr ich die paar Kilometer gleich noch weiter oder so, bevor ich da noch eine Stunde warte auf den Bus.

[...]

Ja, und von mir aus sage ich, ich bin dann auch schon mal mit dem Fahrrad irgendwie halt zum Bus gefahren. Ja okay, aber keine Ahnung, dann ist wieder Schlechtwetter oder dann ist wieder was anderes und dann nimmst du wieder weiß Gott was alles mit. Und, ja, es ist nicht so, die Lösung.

[...]

Ähm, ja. Meistens müssen Mama oder Papa herheben, wenn man wohin muss. Ähm, zur Not Oma. Irgendwelche Nachbarn. Wenn schön Wetter ist, echt Fahrrad, laufen, irgendwie so. Ja, zur Not irgendwelche Nachbarn fragen, ob die schnell aushelfen und einen irgendwo hinbringen oder so.“

(Jenny, 78–84)

Als Jenny das Thema Mobilität anspricht, wird schnell klar, dass sie ohne die Unterstützung ihrer Familie bzw. ihres Weilers wenig Möglichkeiten hat, alleine von ihrem Wohnort ins nächstgelegene Dorf bzw. in die Stadt zu kommen. Zwar nennt sie das Laufen bzw. Fahrradfahren zur nächsten Bushaltestelle als Alternative, aber auch hier wird ersichtlich, dass das keine Lösung für jeden Tag ist.

Auch die Wichtigkeit des Autos herauszustellen, zeigt, dass es hierzu keine logischen Alternativen für sie gibt. Ein Lebenskonzept ohne Auto ist in ihrer Wahrnehmung nur in der Stadt möglich und hat in ihrem Alltag keine Chance auf Realisierung.

Der Weiler: „Wir machen unser Ding“

Jenny: „Also, ich glaube, da ist es tatsächlich so genau der Unterschied, wie du am Anfang gesagt hast, es ist so, das Dorf ist einfach das Dorf und klar, wir gehören zum Dorf, aber irgendwie ist das Außenrum immer nochmal bissle was Eigenes, oder/ ja, wir sind so unter uns, würd ich fast schon bissl sagen, also klar, es kommt immer drauf an und man darf es da nicht so komplett schwarz-weiß denken. Aber ich glaube tatsächlich, dass es echt nicht einfach ist, da so viele von außerhalb dafür zu begeistern.

[...]

Ähm, ich glaub, das ist auch ganz viel, was einem einfach von der Familie mitgeben wird. So bisle: Wir machen hier unser Ding und oft ist es ja auch so zwischen Stadt und Land, dass das ein bisschen wie ein Konflikt schon fast manchmal ist. Dass es heißt: ja, die Städtler. Oder zu uns heißt: ja die Landeier. Und drum ist es bei uns, glaub einfach so, wir sind hier auf'm Land, wir haben hier voll unser Ding, wir machen unser Ding und sind erstmal nicht so zum Begeistern für irgendwas anderes, was jetzt jemand einfach so vorschlägt, was für uns jetzt erstmal vielleicht ungewohnt ist.

[...]

Aber es ist irgendwie der Unterschied da.

[...]

Das ist ein Weiler.“

(Jenny, 48–66)

Jennys Weiler gehört zwar formal zum nächstgelegenen Dorf, aber sie beschreibt sehr genau, dass sie und ihre Weilergemeinschaft sich nicht als zugehörig empfinden. Sie spricht davon, dass sie ihre Familie dahingehend sozialisiert hat, ihr „eigenes Ding zu machen“. Benannt wird eine Konfliktlinie zwischen Stadt und Land, was eine klare Abgrenzung markiert – wir im Weiler und die in der Stadt. Darüber hinaus wird keine Offenheit für neue Impulse von außen bekundet und festgestellt, jedoch nicht weiter thematisiert, dass sich das Leben im Weiler von dem im Dorf unterscheidet. Für Jenny ist dieser Unterschied spürbar, aber – abgesehen von der Aussage „wir machen unser Ding“ – schwer in Worte zu fassen. Im Vordergrund steht, die Wertvorstellung der Weilergemeinschaft zu vertreten und unabhängig von außerhalb zu sein. Der Weiler als Kollektiv grenzt sich aktiv gegenüber übergeordneten Strukturen wie beispielsweise der

Verwaltungsgemeinschaft ab. Folglich könnte im Weiler wenig Akzeptanz gegenüber anderen Wertvorstellungen vorhanden sein, was Bewohner*innen mit abweichenden Wertvorstellungen eine hohe Anpassungsfähigkeit abverlangt, sofern sie dazugehören möchten.

Der Weiler als Ort der kollektiven Meinung

Jenny: „Und ich glaube, es ist tatsächlich auch so typisch das Land. Das ist nur was, wo du dann zustimmst, wenn du zwar vielleicht selber dahinterstehst, aber wenn auch die anderen, wenn du weißt, dass alle anderen jetzt nicht sagen: Ja, was ist denn das für ein Scheiß? Genau, weil da ist es auch manchmal schwierig, sich als Einzelner hinzustellen und sagen: Ja, das ist gut, wenn du ganz genau weißt, dass von alle anderen quasi der Shitstorm kommt.

[...]

Wenn man irgendwas macht oder so. Dann heißt es als allererstes immer: Ja, was sagen denn da die anderen Leute? Das ist so

[...]

Ja, voll. Also alleine auf gar keinen Fall. Wenn ich jetzt von mir aus sag: ja, okay, unsere Familie findet das jetzt von mir aus toll und dann machen wir das. Finde ich auch noch ziemlich kritisch, weil dann glaube ich, kann es ganz schnell passieren, dass es dann heißt: okay, jetzt sind wir die anderen und die, die aus dem Hause oder so, lasst die was anderes machen und dann bist du ganz schnell irgendwie aus der Gemeinschaft draußen.“

(Jenny, 132–140)

Jenny spricht offen an, dass sie und ihre Familie aus Angst, Außenseiter zu werden, genau überlegen, zu welchen Themen sie sich wie in ihrem Weiler positionieren. Hier greift eine Kontrollinstanz, die Werte und Normen der Gemeinschaft schützt und deren Missachtung mit Ausschluss sanktioniert wird. Die Aussage „was sagen denn da die anderen Leute“ spiegelt einerseits die soziale Kontrolle des Kollektivs „Weiler“ wider, andererseits die Tatsache, dass Jenny mit ihrem Verhalten Verantwortung für ihre Familie übernehmen muss. Deutlich wird, dass nicht normkonformes Verhalten in ihrem Umfeld nur schwer lebbar ist.

2.2.3 Kooperatives Gestalten – Kontakte zur Gemeinde nutzen

Kurzbeschreibung

Dennis symbolisiert den Typ Jugendlicher, der die Angebote seiner Gemeinde, wie beispielsweise den Sportverein, kennt und so lange nutzt, wie eine Vereinbarkeit mit seinen persönlichen Zielen gegeben ist. Dennis ist gut vernetzt und kann bestehende Kontakte für seine persönlichen Interessen nutzen. So erwähnt er beispielsweise in einem Nebensatz, dass er mit dem Bürgermeister, der sein Nachbar ist, einen neuen Skatepark bauen konnte. Es wirkt, als ob er sich in seiner Gemeinde zugehörig fühlt, solange er einen Nutzen darin sieht.

Auszug aus den Feldnotizen der Interviewenden

Da ich niemand unterwegs im Dorf angetroffen habe, suchte ich den kleinen Einkaufsladen des Dorfs auf und setzte mich davor. Dennis kam ziemlich schnell mit seinem Auto angefahren, parkte auf zwei Parkplätzen längs und sprintete in den Laden. Beim Rauskommen sprach ich ihn an. Er sagte, dass er leider keine Zeit hätte, weil er so viel zu arbeiten hat und auf einen Freund wartet. Ich versicherte ihm, dass ich hier noch eine Weile „herumhänge“, und fragte, ob er nicht Lust hätte, nach seinem Treffen nochmal zurückzukommen. Dennis war sich unsicher, ob er das schafft. Nach einer halben Stunde kam er zurück mit der Aussage, dass er nicht viel Zeit hat, aber sich doch bereit erklärt, mit mir zu sprechen. Das Interview war eher kurzweilig, aber dennoch war Dennis bemüht, sich für mich Zeit zu nehmen.

Erleben von Freizeit: „Auswahl von unterschiedlichen Angeboten“

Dennis: „Und ja, sonst einfach an sich trifft man sich mit Freunden draußen und macht halt ein bisschen, ich weiß nicht, entweder bisschen Fußballspielen, einfach so, bisschen zusammensitzen, ein bisschen sich unterhalten. Und ja, vielmehr ist das eigentlich schon fast gar nicht. [...]

Also, ich habe mich mit dem Bürgermeister allgemein auch selber zusammengesetzt, mit meinem Bruder, weil es der Nachbar ist, den ich seit über/ ja seit ich eigentlich geboren, kenne. Haben wir zusammen hingekriegt, dass wir den Skater hinten aufgebaut haben, am Fußballplatz, um Skateboard zu fahren eben. Deswegen, allgemein fehlt mir eigentlich hier nicht wirklich was. Ne.“

(Dennis, 4, 14)

Als Dennis seine Alltagsbeschäftigung beschreibt, wird deutlich, dass er zwischen mehreren Angeboten auswählt. Um seinem Lieblingshobby Skaten nachgehen zu können, baut er mit seinem Bruder zusammen und mithilfe des Bürgermeisters einen Skatepark auf. Es wirkt, als würde er sich seinen Alltag so gestalten, wie er diesen gerne hätte und nutzte dazu seine vorhandenen Kontakte seinen Interessen entsprechend. Daher ist er zufrieden mit dem Angebot, weil er vermutlich das Gefühl hat, weitere potenzielle Ideen umsetzen zu können. Es macht den Anschein, als ob er die Möglichkeit, mit dem Bürgermeister einen öffentlichen Platz zu gestalten, als selbstverständlich und nicht als soziales Engagement für die Gemeinde wahrnimmt. Sein Dorf für andere Jugendliche damit attraktiver zu machen, scheint keine Motivation für ihn zu sein.

Die strukturierte Alltagsbeschäftigung durch Vereine

Dennis: „Also, ich hab Fußball gespielt bis vor einem halben Jahr, habe dann aber aufgehört und war im [Kennzeichnung eines Sportvereins]. Und ich bin auch immer noch beim [Kennzeichnung eines Sportvereins] angemeldet. Genau. Ja.“

Interviewer*in: „Und da hast du dann aufgehört, weil?“

Dennis: „Weil ich viel zu tun hab mit meiner eigenen [Arbeit].“
(Dennis, 6–12)

Auch Dennis war wöchentlich in einem Verein aktiv, was für ihn normal und nicht hinterfragbar erscheint. Aufgrund seiner beruflichen Vorstellungen hat er seine aktive Mitgliedschaft beendet. Auch hier scheint es, also ob er seine persönlichen Ziele und Interessen in den Vordergrund stellt und alle Verpflichtungen, die dem hinderlich sein könnten, unterbindet.

Kein Interesse an weiteren Angeboten

Interviewer*in: „Und wie? Wie könnt man dich dazu kriegen, dass du dich mehr engagierst?“

Dennis: „Äh, gar nicht.“

Interviewer*in: „Gar nicht.“

Dennis: „Ne.“

Interviewer*in: „Tatsächlich, weil?“

Dennis: „Weil ich, wie gesagt, ich muss viel arbeiten und schauen, dass mein Leben läuft und dass alles halt so seine Bahn nimmt, wie ich mir das vorstelle und jeder hat, denke ich mal, seine eigenen Ziele, die er verfolgt oder auch gegebenenfalls nicht. Und ja, genau, deswegen zu wenig Zeit und andere Sachen und Interessen, die ich halt verfolgen muss.“

(Dennis, 65)

Abschließend stellt Dennis klar, dass er kein Interesse an weiterem Engagement hat, da sein aktueller Fokus auf seinen persönlichen Zielen liegt. Wird die Erzählung im Verlauf betrachtet, fällt auf, dass ein starker Ich-Bezug vorhanden zu sein scheint und damit einhergehend die Motivation, sich zu engagieren, immer ins Verhältnis zum eigenen Nutzen gesetzt wird: Die Errichtung des Skateparks wird von ihm initiiert und vorangetrieben, um seinem Hobby nachgehen zu können, seine aktive Mitgliedschaft im Fußballverein wird nur so lange aufrechterhalten, wie sie mit seinen persönlichen Zielen harmoniert; sein fehlendes Interesse für weitere potenzielle Angebote in der Gemeinde begründet er damit, dass er die Zeit benötigt, um sein Leben nach seinen individuellen Vorstellungen zu gestalten.

2.2.4 Vorurteil „asoziale Jugend“ – Rückzug in digitale Räume

Kurzbeschreibung

Holger, Walter und Merdin verkörpern den Typ an jungen Menschen, die das Empfinden haben, in ihrer Gemeinde nicht erwünscht zu sein. Sie grenzen sich explizit von den anderen jungen Menschen ab und erleben vonseiten der Gemeindebewohner*innen die Zuschreibung „asoziale Jugend“, die begleitet wird von dem Gefühl, von bestimmten Orten vertrieben zu werden. Das Angebot der Sportvereine hat für sie keine Relevanz – die nächste größere Stadt ist ihr Be-

zugspunkt. Das Schwimmbad ist der einzige öffentliche Ort, den sie in ihrer Gemeinde nutzen. Bis auf den Gastwirt beschreiben sie keine weiteren Kontakte in der Gemeinde. Die fehlende bzw. marginale Einbindung in das Gemeindegeschehen geht einher mit einer Verlagerung ihrer Alltagsbeschäftigung in den digitalen Raum.

Auszug aus den Feldnotizen der Interviewenden

Verschiedene Vertreter*innen des Dorfs wie beispielsweise Mitarbeiter*innen des Bauhofs, haben beschrieben, wo ich die Gruppierung „die Jugendlichen“ finden kann. Ich habe sie nach mehreren Tagen explizitem Suchen im Ortskern ca. 250 m oberhalb eines kleinen Spielplatzes angetroffen. Als ich Holger, Walter und Merdin traf, war es nicht einfach, in Kontakt zu treten. Die Gruppe war sehr skeptisch, zunächst wollte niemand mit mir sprechen. Nach einem langen Gespräch und ausgiebigen Vorstellen meiner Tätigkeit sowie dem expliziten Ausweis, dass ich nicht der Gemeinde angehöre, haben sie sich auf das Interview eingelassen. Auffällig war ihr Misstrauen gegenüber ihrer Gemeinde. So wie wir das Gespräch starteten, hatte ich das Gefühl, dass sie sehr offen mir gegenüber waren.

Abgrenzung zu unterschiedlichen Jugendgruppierungen

Holger, Walter und Merdin benennen eine klare Abgrenzung zu unterschiedlichen Jugendgruppen in ihrer Gemeinde:

Walter: „Es gibt halt wirklich die Gruppen, die nur hier auf dem Land quasi ihre Zeit verbringen, die auch Landjugendheim oder auch im Fußballverein!“

Merdin: „Bauern halt. [...]“

Walter: „/im Fußballverein sind. Oder so was. Und dann gibt es halt die, die halt auch gerne in die größeren Städte fahren. [...]“

Merdin: „Ja, gibt halt die Leute, wo eher dann nach [Lichtraden (nächstgelegene Stadt, ca. 7,6 km)] gehen. Also es gibt auch Jugendliche, die wohnen hier. Aber die sind hier nie draußen. Die sind eher in [Lichtraden (nächstgelegene Stadt, ca. 7,6 km)], weil sie halt ihre hauptsächlichen Freunde und so haben.“

(Holger, Walter & Merdin, 10–15, 17)

Das Thema Abgrenzung spielt bei der Beschreibung von Holger, Walter und Merdin eine entscheidende Rolle. Sie benennen andere Jugendliche aus ihrem Dorf als „Bauern“ und bekräftigen gleichzeitig, dass ihr Orientierungsrahmen die nächstgelegene Stadt ist. Typische Hobbys wie der Fußballverein oder der Treffpunkt der Landjugend lehnen sie ab und schreiben diese Aktivitäten Jugendlichen zu, die ihre Zeit ausschließlich in der Gemeinde verbringen. Vor allem werden hier Themen wie Orientierung und Zugehörigkeit verhandelt, wobei sich die Gruppe gegen das Dorf stellt und den Bezugspunkt Stadt wählt. Ein denkbares Motiv fürs „Nicht-dazugehören-Wollen“ könnten die stereotypischen

Angebote sein, die wenig Vielfalt und Identifikationsmöglichkeiten suggerieren. Auch die Abgrenzung „Bauern“ bekräftigt einen Identitätsentwurf, der in keiner Weise attraktiv für sie erscheint und von ihnen abgelehnt wird.

Kein Treffpunkt für die Jugend

Holger, Walter und Merdin können klar benennen, was ihrem Dorf aus ihrer Perspektive fehlt – ein Treffpunkt für junge Menschen.

Holger: „Was man hier verbessern könnte für die Jugendlichen ist halt einfach: Hier ist halt wirklich überhaupt nichts. Ja, es gibt halt so gut wie keine Freizeitmöglichkeiten, außer jetzt hier planlos rumzulaufen. [...]“

Walter: „Ja, unten ist ein Bolzplatz, seitdem wir/ schon seitdem ich zwölf bin, spiele ich da. Und da dürfen wir als 20-jährige oder so, dürfen wir da nicht mehr spielen. Weil wir da zu alt sind, (unverständlich¹) weil für die Jüngeren das ist.“

(Holger, Walter & Merdin, 17, 21–34)

„Planlos rumlaufen“ wird als einzige Möglichkeit genannt, Freizeit in ihrer Gemeinde zu gestalten. Der klare Wunsch bzw. das Benennen des Bedürfnisses, einen Ort für junge Menschen zu haben, scheint in ihrer Wahrnehmung plausibel. Ansatzweise wird deutlich, dass der Bolzplatz als wichtiger Treffpunkt funktionierte, bis die Gemeinde die Nutzungsbedingungen regulierte und jungen Menschen ab 14 Jahren den Zugang verwehrte. Die Aussage „seitdem ich zwölf bin, spiele ich da“ markiert die Irritation sowie die Fassungslosigkeit über die Entscheidung der Gemeinde, dass der Platz durch das Aufstellen eines Schildes ab jetzt nur Jüngeren bereitsteht. Auch impliziert die Intervention der Gemeinde sowie das Nichtbereitstellen einer Alternative, dass die Gruppe hier nicht geduldet ist, und dies bekräftigt ihre Orientierung weg von ihrer Heimatgemeinde. Dass das Schild dann auf ominöse Weise abhandenkommt, spiegelt eine Reaktion wider, mit der die Entscheidung der Gemeinde unterwandert werden soll.

Zuschreibung „Die asoziale Jugend“

Holger, Walter und Merdin erleben fortlaufend Stigmatisierung in ihrer Gemeinde.

Walter: „Ja. Wenn wir zum Beispiel mit einer Musikbox oder so an so einem Ort chillen so, beschweren sich gleich Leute, dass wir zu laut sind und sonstiges. Ja. Oder wenn wir mal allein an der Kirche vielleicht mal ein Bier trinken oder so, heißt es gleich: Wir sind die asoziale Jugend aus [Griessenberg (Wohnort)].“

Merdin: „Hier ist es so: Hier kommen die aus [Lichtraden (nächstgelegene Stadt, ca. 7,6 km)] hin, die dann gerade ein Kind gezeugt haben, so. Und dann bauen sie sich ein Haus. Und dann werden sie auf einmal spießig. Dann ist, glaub ich, alles scheiße für die auf einmal. Und das wird an uns ausgetragen. Also das ist kein Einzelfall, dass wir irgendwo verscheucht werden oder so. Da mit dem Bolzplatz, das war ein ganz gutes Beispiel. Da habe ich auch gefragt, seit wann die da wohnen. Dann haben die gesagt: Seit zwei Jahren sind wir hergezogen. Dann sage ich, seit zwei Jahren war doch auch schon

der Fußballplatz da. Auf so was schaue ich doch, wenn ich mir eine Wohnung oder ein Haus kauf. Und wenn mich das stört, dann ziehe ich nicht dahin, wo ein Fußballplatz ist. [...]

Das, was ich mal cool finden würde, wäre mal: Wie ist so ein Alt gegen Jung. Weil ich hab das vorhin schon angesprochen, dass die Alten sich immer beschweren, aber uns nie auch von der anderen Seite sehen. Ich rei mir jeden Tag achteinhalb Stunden den Arsch auf der [Arbeit (Hauptberuf)] auf. Er ist auch eher handwerklich orientiert. Das sehen die nicht. Die sehen uns aber an der Kirche mit einem Bier in der Hand.“

Walter: „Ja genau. Halt als Vorurteil, dass wir die asozialen Jugendlichen sind aus [Griesenberg (Wohnort)].“

(Holger, Walter & Merdin, 35, 134–138, 168)

Die Zuschreibung „asoziale Jugend“ vonseiten anderer Dorfbewohner*innen wird laut den Aussagen von Holger, Walter und Merdin in Zusammenhang mit Bier trinken, Musik hören und „rumchillen“ gebracht. Es scheint, als ob es bereits mehrere Auseinandersetzungen mit unterschiedlichen Dorfbewohner*innen gab. Es fällt auf, dass Holger, Walter und Merdin die Schuld bei den anderen suchen und sich demnach im Recht sehen. Die Auseinandersetzung mit dem Eigentümer des neu gebauten Hauses neben dem Bolzplatz zeigt, dass die drei Jugendlichen nicht nachvollziehen können, warum man ein Haus neben einem öffentlichen Platz baut, an dem Lärm aus ihrer Sicht vorprogrammiert ist. Die Aussage „das wird an uns ausgetragen“ legt nahe, dass sie sich als Opfer identifizieren und sich unverstanden fühlen. Die Lösung scheint, dass die Anderen Toleranz zeigen sollen. Darüber hinausverstrkt die Generalisierung „hier in Deutschland ist es eh extrem spießig“ ihr beschriebenes Gefühl. Die überregionale Komponente unterstreicht ihre Wahrnehmung, dass es sich nicht nur um ein Problem handelt, das sie betrifft. Auch der Vorschlag von Walter und Merdin, sich mit der älteren Generation auszutauschen, um sichtbar zu werden, zeigt, dass sie in ihrer Wahrnehmung keine Wertschätzung für ihre altersspezifischen Bedürfnisse spüren und niemand bemerkt, welchen gesellschaftlichen Beitrag sie durch ihre Erwerbsarbeit leisten.

Abseits der Dorfgemeinschaft: Nächste Stadt und lokale Gaststätte als zentrale Bezugspunkte

Interviewer*in: „[...] Das heißt: Ihr orientiert euch dann eigentlich eher irgendwie Richtung [Lichtraden (nächstgelegene Stadt, ca. 7,6 km)] oder [...]“

Walter: „Stadt generell. [...]“

Holger: „Also im Sommer zum Beispiel haben wir halt das Freibad. Und da sind wir oft. Das Freibad ist echt super. Und sonst halt die [Lerche (Gastwirtschaft im Wohnort)], wo wir oft sind. Aber sonst kann man halt im ländlichen Raum auch nicht viel machen. Eigentlich. [...]“

Walter: „Aber die [Lerche (Gastwirtschaft im Wohnort)] ist ja auch ein Einzelfall. Das ist ja nur, weil der [Besitzer (der Lerche)] uns sozusagen aufnimmt. Der feiert uns, wie wir sind. [...] Weil er uns halt kennt.“

Merdin: (zustimmendes) „Ja.“

Holger: (zustimmendes) „Ja. [Das Kind (des Besitzers der Lerche)] kennen wir. Ja. [...]“

Walter: „Ja. Egal wie voll es ist. Der hat immer ein Platz für uns.“

Merdin: „Der gibt immer mal einen Schnaps oder so was aus. [...]“

(Holger, Walter & Merdin, 71–72, 108–129)

Holger, Walter und Merdin orientieren sich als Konsequenz in ihrer Freizeit zur nächstgelegenen Stadt. Als einziger öffentlicher Anlaufpunkt in der Gemeinde wird das Schwimmbad benannt, das die Gruppe im Sommer regelmäßig nutzt. Das Schwimmbad scheint der einzige öffentliche Ort zu sein, der von der Gemeinde bereitgestellt wird, an dem die Freundesgruppe verweilen darf und welcher ihren Bedürfnissen entspricht. Das Schwimmbad als solches betrachtet, ist ein auf die Sommermonate begrenztes, nicht jugendspezifisches Angebot, das ein stigmatisierungsfreies bzw. -armes Treffen im öffentlichen Raum ermöglicht. Ein weiterer essenzieller Anlaufpunkt ist die Wirtschaft in der Gemeinde und der Gastwirt, der Holger, Walter und Merdin – ihrer Einschätzung nach – so annimmt, wie sie sind. Er stellt eine entscheidende Ressource für die Freunde dar, auf die sie Zugriff haben, weil sie sein Kind kennen. Durch die Schilderung wird ersichtlich, wie wichtig es zu sein scheint, jemanden zu kennen, der Jugendliche so anerkennt, wie sie sind. Bei dem Kontakt „lokaler Gastwirt“ handelt es sich jedoch nicht um eine von der Gemeinde aufgesetzte Struktur, die den Jugendlichen zur Verfügung steht, sondern um eine willkürlich, über individuelle Kontakte entstandene Ressource. Im Großen und Ganzen haben die Jugendlichen das Gefühl, im Ort nicht erwünscht zu sein, wie durch die Aussage „die beschweren sich generell [...], weil wir halt da sind“ untermauert wird.

Enttäuschung und Rückzug: „da schalte ich lieber meine Konsole ein“

Walter: „Das sage ich ganz ehrlich. So, ich habe langsam so ne Leck-mich-am-Arsch-Einstellung. So es ist/ Das ist ja schon/ Seit Jahren versucht man ja uns irgendwie miteinzubinden oder so. Und seit Jahren scheitert es. Also, warum sollte es jetzt morgen oder übermorgen besser werden?“

Also, meine Freizeitbeschäftigung ist eigentlich, dass ich mittlerweile zu Hause bleibe. Am Wochenende, klar. Mal raus und so. Aber wie gesagt, das [Riff (Club in Lichtraden (nächstgelegene Stadt, ca. 7,6 km))], das geht dann auch/ Das ist Stress und jedes Mal feiern ohne Grund. Das ist auch nicht meine Welt. Da bleibe ich lieber in meinem Bett und schalte meine Konsole ein. Also auf dem Punkt bin ich.“

(Holger, Walter & Merdin, 149)

Einer der Jugendlichen aus der Freundesgruppe beschreibt eingängig die Enttäuschung über die Gegebenheiten in seiner Gemeinde. Es wird deutlich, dass über Jahre Annäherungsversuche mit der Gemeinde stattfanden, die jedoch nicht zufriedenstellend verliefen. Die Enttäuschung darüber ist offensichtlich, wobei das Gefühl mit einer gewissen Resignation einhergeht und klare Konsequenzen formuliert werden: Seine Freizeit verbringt er lieber zu Hause in seinem

Bett und schaltet seine Konsole ein. Die Interviewsequenz kann dahingehend interpretiert werden, dass eine fehlende Wahrnehmung und Befriedigung der Bedürfnisse von Jugendlichen im gemeindlichen Kontext zu einer zunehmenden Resignation, Distanzierung und teilweise auch Isolierung führen kann. Verstärkt wird die resignative Haltung, wenn eine Aushandlung mit der Gemeinde stattfindet, aber keine Konsequenzen folgen, was die Aussage „seit Jahren versucht man uns einzubinden und es scheitert“ markiert. Holger, Walter und Merdin scheinen die Vorstellungen der Dorfgemeinschaft nicht zu erfüllen bzw. anders auszulegen. Gelingt es einer Gemeinde nicht, Jugendliche, die nicht den idealtypischen Anforderungen entsprechen, zu adressieren, droht der (völlige) Rückzug der Jugendlichen aus dem gemeindlichen Leben.

Wünsche an die Gemeinde: „Ausreichend Mülleimer, Verständnis und mal andere Sachen, wo man auch noch hingehen kann“

Holger: „Erstmal ein Anlaufpunkt, wo wir überhaupt hingehen können. Vielleicht ein Café oder sonstiges. Oder mal ein Laden, der wo vielleicht mal nach 6 Uhr aufhat. So was vielleicht. Dann würden die auch mehr Leute wahrscheinlich (kennen?). [...]“

Vielleicht mal auch andere Sachen, wo man auch noch hingehen könnte. Weil der Skatepark, zum Beispiel, ist Müll. Wenn man da auch Fußballspielen geht, wird man auch gleich angemault und sonstiges. [...]“

Walter: „Die beschweren sich immer, dass wir den Müll liegen lassen. Aber ja, vielleicht da in die Tonne rein. Aber sonst gibt es eigentlich fast keinen Mülleimer. [...]“

Merdin: „Ne. Vielleicht mal eine Bürgermeisterin nehmen, die nicht 100 Jahre alt ist.“

Holger: Genau. (lacht)

Merdin: Vielleicht mal einen Bürgermeister nehmen, der zwei Jahre älter ist als wir. Oder vielleicht ein Duo machen. Einen, der 100 ist, und einen, der 22 ist.

Holger: (lacht)

Merdin: Ja, es ist ja so. Das wird nie irgendwer checken, was wir wollen, der nicht so ist wie wir.“

(Holger, Walter & Merdin, 103, 106–124, 211–215)

Bei den Wünschen für ihre Gemeinde werden Orte bzw. Anlaufstellen benannt, wo sich junge Menschen treffen können. Aber auch ein Café oder ein Einkaufsladen mit besseren Öffnungszeiten sind im Gespräch, abseits vom Skatepark, der seit Langem nicht mehr benutzt werden kann. Alle Punkte implizieren den Wunsch nach einem Ort, an dem ein wertfreies Treffen möglich ist. Auch zeigen die Interviewsequenzen die Suchbewegung der Freunde, weil sie nicht wissen, wo sie sich innerhalb der Gemeinde aufhalten können. Mehr Mülleimer wären wünschenswert, da auch Beschwerden laut werden, dass die Jugendgruppe zu viel Müll hinterlasse. Aus ihrer Sicht fehlen jedoch die entsprechenden Vorrichtungen, um Verschmutzungen zu vermeiden. Dieser Gedanke zeigt, dass die Freundesgruppe durchaus daran interessiert ist, ein positives Verhältnis zu ihrer Gemeinde zu haben, sonst würde sie diese Anschuldigung nicht ernst nehmen.

Die Äußerung, ein Bürgermeister-Duo aus Jung und Alt wäre gut, impliziert die Hoffnung, von jüngeren Amtsträger*innen eher gesehen und mit ihren Bedürfnissen verstanden zu werden.

2.2.5 Lokale Angebote kennen und nutzen

Kurzbeschreibung

Eva und Martina gehören dem Typ junger Menschen an, die das Angebot ihrer Gemeinde gut kennen und gezielt nutzen. Es wirkt, als würden sie gezielt auswählen und genau abwägen, wann sie welches Angebot wahrnehmen und welchen Nutzen sie davon haben. Das Gefühl von Zugehörigkeit gegenüber ihrer Gemeinde ist nicht eindeutig ersichtlich. Darüber hinaus ist auffällig, dass sie ihre Freizeit in einem geschlossenen Freundeskreis verbringen, der selten öffentliche Plätzen aufsucht, sondern sich eher privat trifft und damit exkludierend gegenüber anderen wirkt.

Auszug aus den Feldnotizen der Interviewenden

Ich habe Eva und Martina mitten auf der Hauptstraße des Dorfs, als sie aus dem Bus ausgestiegen sind, angesprochen. Die beiden waren sofort aufgeschlossen und bereit, mit mir zu sprechen. Das Interview verlief unkompliziert und ich hatte das Gefühl, dass sie interviewt zu werden als angenehm empfanden.

Erleben von Freizeit: „Zeit mit unserer Clique“

Eva: „Also erstmal während der Woche. Ja. Also wir haben drei Mal die Woche Nachmittag und dann mach mer eigentlich nicht mehr viel. Aber am Wochenende, also wir haben hier schon viele Freunde, haben unsere Clique. Im Sommer stehen wir da schon draußen und machen da was. Im Winter halt zu jemand nach Hause und genau. [...]“

Martina: „Also viele Freunde von uns haben auch so einen Keller oder halt.“

(Eva & Martina, 8, 18)

Eva und Martina beschreiben eine durch die Schule strukturierte Woche, in der wenig Zeit für weitere Aktivitäten bleibt. Die ihnen am Wochenende frei zur Verfügung stehende Zeit nutzen sie überwiegend, um sich mit ihrer Clique zu treffen. Hierbei scheint die Örtlichkeit der Treffen abhängig von den Jahreszeiten zu sein. Im Sommer trifft sich der Freundeskreis zu gemeinsamen Unternehmungen im Freien, im Winter finden die Treffen in privaten Kellerräumen statt. Eva und Martina nennen jedoch keine expliziten Orte bzw. Angebote der Gemeinde, was darauf schließen lässt, dass gemeinsame Aktivitäten ihrer Freundesgruppe nicht an (öffentliche) Räume gebunden sind, ihr Zusammenkommen also willkürlich und damit für andere junge Menschen unzugänglich ist. In diesem Zusammenhang erscheint die Zuschreibung Clique schlüssig, weil höchstwahrscheinlich damit eine konstante Gruppe gemeint ist, die nur für bestimmte

Mitglieder besteht, welche die Rahmenbedingungen der gemeinsamen Treffen festlegen.

Die strukturierte Alltagsbeschäftigung durch Vereine

Eva: „Also, ich war mal im TSV, eben beim Turnen. Oder Springschule und dann auch noch Corona und dann hat das irgendwie alles dann nicht mehr so hingehauen.“

Interviewer*in: „Okay. Okay. Warst du auch?“

Martina: „Ja, ich war auch im TSV, beim Turnen. Und auch Tennis habe ich mal gespielt hier. Aber jetzt nicht mehr. Vor allem durch Corona.“

Interviewer*in: „Okay durch Corona. Gibt es andere Gründe irgendwie?“

Eva: „Halt nicht mehr so viel Zeit.“

Martina: „Man hat halt Schule. Dann schreibe ich bald Abi. Das ist/ [...]“

Eva: „Also eine Landjugend gibt es jetzt schon, aber es ist auch nicht eher so unsere Freundesgruppe, sag ich jetzt mal.“

(Eva & Martina, 33–40, 54)

Eva und Martina zählen zwei Vereine auf, die sie vor der Corona-Pandemie regelmäßig besucht haben. Als Auslöser für das Austreten nennen beide die Pandemie und die wenige verbleibende Zeit neben der Schule, die auf das Abitur vorbereitet. Das Aufzählen der Landjugend als einen weiteren Verein zeigt, dass die beiden Jugendlichen durchaus über die Angebote ihrer Gemeinde informiert sind, jedoch eine Mitgliedschaft aufgrund des nicht kongruenten Freundeskreises ablehnen. Es hat den Anschein, als ob sie sehr gezielt aus den vorhandenen Optionen jene auswählen, die ihnen stimmig erscheinen. Diese These wird gestützt durch die bewusste Auswahl an Freund*innen in ihrer Clique.

Wunsch für die Gemeinde: Mehr Veranstaltungen für die Jugend und bessere Busverbindungen

Eva: „Auf jeden Fall bessere Busverbindungen, vor allem halt nach Hochstadt [Stadt, ca. 16,6 km] drüben, weil es ja ein anderes Bundesland, und da fahren die wirklich viel, viel weniger als jetzt nach Lichtraden [(nächstgelegene Stadt, ca. 13,6 km)] rein, da fährt halt schon fast jede halbe Stunde, Stunde ein Bus.“

Martina: „Vielleicht so mehr Jugendveranstaltungen, sag ich jetzt mal, wie so, keine Ahnung, wie in [Unterreitens (Ortsteil)], da gibt's ja auch so auf den Dorf-Festen oder ne Landjugendparty oder sowas. So was wäre auch cool, würde ich jetzt mal sagen.“

(Eva & Martina, 50–58)

Als Wunsch an ihre Gemeinde wird als Erstes eine bessere Busverbindung in die Stadt, in der sie zur Schule gehen, benannt. Allerdings besuchen die beiden nicht die Schule in der nächstgelegenen Stadt, zu deren Sprengel die Gemeinde gehört, sondern haben sich für eine andere Schule im benachbarten Bundesland entschieden. In die Stadt, zu deren Sprengel die Gemeinde gehört, gibt es bereits eine Bundesverbindung im Halbstundentakt. Daher ist zu vermuten,

dass die Gemeinde wenig Verständnis für den Wunsch der beiden Jugendlichen aufbringen wird. Aus der Perspektive von Eva und Martina ist jedoch der Wunsch nach einem höheren Maß an Mobilität – insbesondere in die Stadt, in der sie zur Schule gehen – nachvollziehbar. Als ein weiterer Wunsch wurde geäußert, (mehr) Jugendveranstaltungen analog zu anderen Gemeinden zu organisieren, beispielsweise Dorffeste oder Landjugendpartys. Der Besuch von öffentlich stattfindenden Jugendveranstaltungen der Gemeinde steht im Kontrast zu den bisher stattfindenden privaten Treffen mit der geschlossenen Clique und könnte dazu führen, dass diese um weitere Jugendliche (aus der Gemeinde) erweitert wird. Die Wiederansiedelung eines Drogeriemarkts wird abschließend als weiterer Wunsch genannt. Jedoch kann davon ausgegangen werden, dass dies für die beiden Freundinnen zwar wünschenswert ist, aber keine große Relevanz für sie besitzt, da dieser Wunsch lediglich einmal artikuliert und im weiteren Verlauf nicht mehr aufgegriffen wird.

Bewusste Abwägungen, sich zu engagieren

Eva: „Also, was jetzt die Jugendtreffs quasi angeht, so Veranstaltungen auf jeden Fall. Weil man da mitwirkt, was auf die Beine stellen zu können. Das ist schon cool. Und Busverbindungen. Dauert nicht mehr lange, bis wir 18 sind dann. Also hauptsächlich schon eher die Jugendveranstaltung.“

Interviewer*in: „Okay, gut. Ich meine, du hast ja eh schon gesagt. Was? Was motiviert euch dann eigentlich irgendwie, euch irgendwo zu beteiligen? Was würde euch denn motivieren?“

Martina: „Ja, dass halt wirklich umgesetzt wird. Also wenn man da jetzt nur über plant oder heißt nee, geht nicht oder sowas, das wär ja blöd, aber wenn man weiß, dass es wirklich umgesetzt wird, wenn man da hilft, dann würde ich das auf jeden Fall in Erwähnung/ Erwägung ziehen.“

[...]“

Martina: „Vielleicht auch so, dass man kreativen Freiraum hat, dass man sich nicht an das und das halten muss, da hin und her geschubst wird. Man hat nicht so viel zu sagen, sondern steht eher so unter den Erwachsenen, weil die das ja alles dann regeln müssen und so. wenn keine/ wenn wir da mehr Mitspracherecht hätten. Also auf jeden Fall mehr kreativen Freiraum und halt auch wirklich unsere Ideen damit umsetzen können, weil manchmal sind dann halt die Erwachsenen die sagen: Nee, das kann man nicht machen oder!“

(Eva & Martina, 68–76)

Im weiteren Verlauf des Gesprächs priorisieren Eva und Martina ihre Vorstellungen gegenüber ihrer Gemeinde. Die Jugendveranstaltungen stehen eindeutig im Fokus, während die Busverbindungen an Relevanz verlieren, da die Aussicht auf einen Führerschein und somit auf eine mobile Zukunft greifbar nahe erscheint. Im Interviewverlauf beschreiben beide, unter welchen Bedingungen sie sich vorstellen könnten, sich für ein Projekt in ihrem Dorf einzusetzen. Die Aussicht auf Realisierung sowie nicht von Erwachsenen „hin und her geschubst

zu werden“, spricht einen ernst gemeinten Rahmen an, in dem Mitsprache möglich ist, und dies scheint für die Freundinnen in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle zu spielen. Es wirkt, als würden Eva und Martina sehr genau wissen, zu welchen Bedingungen sie sich engagieren würden und wann diese Bedingungen gegeben sind, sodass sie „in Erwägung ziehen“, ihre Zeit zu investieren. Auch geben die Schilderungen preis, dass sie höchstwahrscheinlich bereits Erfahrungen mit Angeboten einer Mitgestaltung gemacht haben, die jedoch nicht nach ihren Vorstellungen verlaufen sind; dies könnte ihr Zögern sowie ihr Abwägen erklären.

2.2.6 Zufrieden mit der Situation vor Ort

Kurzbeschreibung

Theo steht für den Typ Jugendlicher, der sich sehr zugehörig in seinem Dorf fühlt. Er ist mit dem Angebot seiner Gemeinde, obwohl es sehr begrenzt ist, zufrieden. Sein Ortsteil ist schlecht an den öffentlichen Nahverkehr angebunden, dennoch sieht er seine Mobilität durch ein gedrosseltes Auto gegeben, sodass er Angebote in den umliegenden Dörfern wahrnehmen kann.

Auszug aus den Feldnotizen der Interviewenden

Ich bin lange im Ort und Umkreis rumgefahren und habe niemand angetroffen, bis ich auf das kleine Auto mit dem Aufkleber 45 km/h aufmerksam geworden bin. Nach Überwinden meiner inneren Hemmschwelle bin ich dem Auto nachgefahren und auf einem alten Bauernhof gelandet. Vor Ort habe ich einen sichtlich irritierten Theo vorgefunden, den ich dann aber nach längerem Vorstellen meinerseits für ein Interview gewinnen konnte. Theo hat sich erstaunlich lang Zeit genommen, bis er irgendwann im Nebensatz sagte, dass seine Geigenstunde eigentlich schon lang begonnen hat. Daher wurde das Interview etwas abrupt abgebrochen, dennoch hatte ich das Gefühl, dass Theo sich ehrlich Zeit nahm, Antworten auf meine Fragen zu finden.

Erleben von Freizeit: Fehlende Gleichaltrige

Theo: „Naja, in erster Linie, wir treffen uns viel, auch mit Jüngeren. Die ganze Jugend und gehen wir auf den Fußballplatz. Also Gleichaltrige und ja, hobbymäßig Kicker. Und damals so, abends vielleicht mal bisschen zusammensitzen und einfach zusammen was unternehmen. [...] Also in meinem Alter sind es leider bloß noch drei oder vier Stück. Und sonst. In [Bemershagen (Ortsteil von Elzenmünde, ca. 1 km)] sind noch zwei, aber/ Man trifft sich mittlerweile auch in den anderen Dörfern und macht halt was zusammen. [...]

Fußballplatz [...]

Jägerhütte. Gehen wir ab und zu mal rauf. Grillen da oben. Und sonst macht man halt mal was aus.“

(Theo, 6, 10)

Theos Alltag ist davon geprägt, dass er sich mit Jugendlichen aus seinem Ortsteil auf dem Fußballplatz trifft. Aus dem Nebensatz „auch mit Jüngeren“ wird ersichtlich, dass es für den Fußballplatz keine Altersbeschränkung gibt (anders als bei Holger, Walter und Merdin) und sowohl mit jüngeren als auch älteren Personen gemeinsam gespielt wird. Der Fußballplatz scheint der einzige öffentliche Platz zu sein, wo ein Kommen und Gehen und somit ein willkürliches Treffen von jungen Menschen möglich ist. Der Zugang zu allen weiteren Aktivitäten, z. B. zur Jägerhütte oder zum Wohnwagen, scheint in der Entscheidung des Besitzers oder der Besitzerin der jeweiligen Lokalität zu liegen. Der Kontakt zu Gleichaltrigen scheint mit mehr Aufwand verbunden zu sein, da Theo erwähnt, dass es nur drei bis vier weitere Jugendliche in seinem Alter gibt. Um diesem Bedürfnis nachzukommen, muss er die umliegenden Dörfer besuchen. Es fällt jedoch auf, dass Theo die aktuellen Gegebenheiten seines Wohnortes anscheinend annimmt und für sich das Beste daraus macht.

Die strukturierte Alltagsbeschäftigung durch Vereine

Theo: „Fußballverein [...] Geige spielen“
(Theo, 12)

Theo ist in zwei Vereinen aktiv: Er spielt Fußball und musiziert. Er macht keine weiteren Aussagen über die Häufigkeit der Treffen. Auffällig ist Theos Auswahl der Angebote. Unter allen männlichen Befragten ist er der einzige, der ein klassisches Instrument spielt und dafür regelmäßig eine Distanz von ca. 15 Kilometern zurücklegt. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass er zum einen klare Vorstellungen von seinen Freizeit-/Alltagsbeschäftigungen hat und zum anderen eine gewisse Bereitschaft besitzt, sich deren Organisation eigenverantwortlich anzunehmen.

Zufrieden mit dem Angebot, Mobilität ist gegeben

Theo: „Nein, also für mich ist es hier völlig ausreichend, sage ich jetzt mal. Ich komme überall in der Nähe rum und [...] Also für mich langt es schon [...]“
Interviewer*in: „Wir stehen hier vor so einem kleinen Auto, sozusagen, genau. Das man mit 16 fahren darf, oder? [...]“
Theo: (zustimmendes) „Ja. Selber mobil sein ist natürlich schon schön. Komm überall von A nach B hin. Ich muss auch nicht mehr Papa, Mama fragen, ob sie mich fahren.“
(Theo, 14–26)

Laut Theos Aussagen ist er mit den Angeboten in seiner Gemeinde zufrieden. Vor allem bewertet er das Thema Mobilität positiv, was ein Grund für seine Zufriedenheit sein könnte. Er besitzt bereits ein gedrosseltes Auto, das ab einem Alter von 15 Jahren mit dem entsprechenden Führerschein im Straßenverkehr

gefahren werden darf. Mit „Selber mobil zu sein ist schön“ beschreibt er den Vorzug, nicht mehr von den Eltern abhängig zu sein und selbstbestimmt von A nach B gelangen zu können. Es scheint in seinem Wohnort keine alltagstaugliche Busverbindung zu geben, denn Theo erklärt, dass das Fahrrad sein Fortbewegungsmittel gewesen sei, bevor er das Auto hatte.

Wunsch nach Gleichaltrigen

Theo: „Mehr Gleichaltrige.“

Interviewer*in: „Mehr Gleichaltrige. Okay. Ja. Gibt es sonst noch was?“

Theo: „Eigentlich sonst nicht.“

Interviewer*in: „Bist zufrieden?“

Theo: „Bin echt zufrieden.“

(Theo, 28–32)

Mehr junge Menschen in seinem Alter ist der einzige Wunsch für seine Gemeinde, den Theo formuliert. Das Bedürfnis, mit Gleichartigen Zeit zu verbringen, befriedigt er aktuell, indem er mit seinem Auto in die umliegenden Dörfer fährt. Es scheint, also ob Theo, obwohl sein Ortsteil vergleichsweise wenig jugendspezifische Angebote bereitstellt, für sich das Beste daraus macht. Die Formulierung „bin echt zufrieden“ ist im Datenmaterial eher selten zu finden und wirft die Frage auf, welche Faktoren und Motive diese positive Bilanzierung bedingen.

2.3 Heterogene Lebenswelten junger Menschen auf dem Land

Um die heterogenen Lebenswelten junger Mensch auf dem Land darzustellen, werden im folgenden Abschnitt die unter Kapitel 2.2 vorgestellten Interviews entlang ihrer Kernmerkmale typisiert. In einem weiteren Schritt wird anhand der Merkmale gezeigt, wie der jeweilige Typus erreicht werden könnte. Ziel soll sein, zum einen ein Bewusstsein für die Heterogenität junger Menschen auf dem Land zu schaffen, zum anderen Anknüpfungspunkte für die Ableitung von möglichen Angeboten, die den verschiedenen Typen von jungen Menschen gerecht werden, zu finden.

Typ 1: der*die Verwurzelte

Kernmerkmale sind:

- Gemeinde als wichtiger Faktor ihrer Lebenswelt
- Hohe soziale Eingebundenheit
- Bereitschaft, sich in hohem Maß zu engagieren
- Soziale Kontakte ermöglichen die Umsetzung

- Angst vor Stigmatisierungen durch die Gemeindeverwaltung sowie -bewohner*innen beeinflusst ihr Handeln enorm
- Gemeindeverwaltung wird hohe Entscheidungsmacht zugesprochen, die nicht verhandelbar erscheint

Chancen der Erreichbarkeit:

Für den Typ „die Verwurzelten“ ist das Ansehen in der Gemeinde der zentrale Faktor, geltende Normen und Regeln der Gemeinschaft sind bzw. werden internalisiert und eingehalten. Die Verwurzelten fühlen sich wohl und sehen ihre Zukunft an ihrem aktuellen Wohnort. Durch eine Vielzahl von sozialen Kontakten und Unterstützer*innen ist selbstorganisiertes Engagement möglich. Die Angst vor Stigmatisierung ist enorm, daher benötigt dieser Typ die offizielle Legitimierung seines*ihres Handelns nicht nur durch die Dorfgemeinschaft, sondern auch durch offizielle Stellen wie die Gemeindeverwaltung, um aktiv zu bleiben. Erreichbar ist der*die Verwurzelte über offizielle Kommunikationswege wie beispielsweise Gemeindebrief, -blatt oder -app und Veranstaltungen der Ortschaft, weil die Gemeinde ihr Lebensmittelpunkt ist.

Typ 2: der*die Verlorene

Kernmerkmale sind:

- Gefühl des Nicht-erwünscht-Seins in der Gemeinde
- Stigmatisierungen durch Gemeindebewohner*innen
- Keine Anlaufstelle im Ort
- Keine Bereitschaft, sich zu engagieren, weil mehrere Versuche gescheitert sind
- Resignation gegenüber ihrer Gemeinde
- Angebote der Gemeinde sind bekannt, werden jedoch nicht genutzt
- Klare Abgrenzung zu den anderen Jugendlichen im Dorf
- Keine soziale Eingebundenheit im Dorf
- Vereinzelte Kontakte in der Gemeinde
- Stadt als wichtiger Faktor ihrer Lebenswelt
- Verlagerung ihrer Alltagsbeschäftigung in den digitalen Raum

Chancen der Erreichbarkeit:

Das Gefühl des Nicht-erwünscht-Seins kombiniert mit negativ konnotierten Stigmatisierungen prägt die Typisierung „der Verlorenen“. Verstärkt wird dieses Gefühl dadurch, dass mehrmals persönliches Engagement erfolgte, jedoch fortlaufend scheiterte. Hier scheint die Chance der Erreichbarkeit über die Gemeinde-

verwaltung durch eine öffentliche Anerkennung der Bedürfnisse dieser Jugendlichen zu bestehen, vor allem um Rückhalt bei der Dorfgemeinschaft zu erzeugen. Ziel muss sein, das Vertrauen dieses Typus zurückzugewinnen und die Stigmatisierungen durch die Dorfbewohner*innen abzubauen. Da die Verlorenen nicht über die offiziellen Kommunikationswege der Gemeinde erreichbar sind und nicht an Veranstaltungen teilnehmen, ist ein individueller, persönlicher Kontakt essenziell, um diesen Typ zurückgewinnen zu können.

Typ 3: der*die Macher*in im Kollektiv

Kernmerkmale sind:

- Gemeindeteil (zum Beispiel Weiler oder Vororte) als wichtiger Faktor ihrer Lebenswelt
- Hohe soziale Eingebundenheit
- Vereine und das Mitarbeiten zu Hause als zentraler Mittelpunkt ihres Alltags
- Gemeindeteil bestimmt Wertvorstellungen
- Vertreten von kollektiv geteilten Meinungen des Gemeindeteils aus Angst, aus der Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden
- Hohe Bereitschaft mitzugestalten, solange die Gemeinschaft des Gemeindeteils Entscheidungen mitträgt

Chancen der Erreichbarkeit:

Für den*die Macher*in im Kollektiv verkörpert die Gemeinschaft des Gemeindeteils den zentralen Bezugspunkt. Der Gemeindeteil wirkt als Ort der Eingebundenheit sowie als Kontrollinstanz und entscheidet maßgeblich über den Verlauf von Impulsen von außen. Gelingt es, die Gemeinschaft zu erreichen, besteht eine große Chance, die*den Macher*in über das Kollektiv für sich zu gewinnen. Offizielle Veranstaltungen des Gemeindeteils sowie der ansässigen Vereine sind für die Erreichbarkeit dieses Typs von entscheidender Bedeutung.

Typ 4: der*die Umsetzer*in

Kernmerkmale sind:

- Angebote der Gemeinde sind bekannt und werden so lange genutzt, wie Vereinbarkeit mit eigenen Zielen gegeben ist
- Gut vernetzt in der Gemeinde
- Nutzt seine*ihre Kontakte, um eigene Interessen umzusetzen
- Bereitschaft, sich zu engagieren, ist dann gegeben, wenn ein persönlicher Nutzen entsteht
- Soziale Eingebundenheit ist abhängig von eigenen Zielen

Chancen der Erreichbarkeit:

Da der*die Umsetzer*in seine*ihre persönlichen Ziele verfolgt, scheint die Erreichbarkeit über das Herausarbeiten eines persönlichen Nutzens und das Aufzeigen von bereits Geschafftem Wirkung entfalten zu können. Denn dieser Typ junger Menschen erachtet vor allem die Umsetzung seiner Interessen als selbstverständlich. Es wirkt, als wäre der*die Umsetzer*in sehr mit sich selbst beschäftigt, sodass eine persönliche Kontaktaufnahme für eine Zusammenarbeit nötig erscheint.

Typ 5: der*die Selektive

Kernmerkmale sind:

- Schule als zentraler Faktor der Freizeitbeschäftigung
- Angebote der Gemeinde sind bekannt und werden gezielt genutzt
- Geschlossene Freundesgruppe, die wenig im öffentlichen Raum anzutreffen ist
- Genaue Abwägung, sich zu engagieren, wenn ein persönlicher Nutzen entsteht und wenn geeignete Rahmenbedingungen ersichtlich sind

Chancen der Erreichbarkeit:

Um den*die Selektive*n zu erreichen, erscheint es erfolgversprechend, klare Rahmenbedingungen mit Aussicht auf zeitnahe Umsetzung sowie dem individuell zugeschriebenen Nutzen herauszuarbeiten. Da die Angebote der Gemeinde bekannt sind, könnten offizielle themenbezogene Veranstaltungen in Kombination mit einem direkten Kontakt bei diesem Typ von Vorteil sein.

Typ 6: der*die Zufriedene

Kernmerkmale sind:

- Gemeindeteil als wichtiger Faktor der eigenen Lebenswelt
- Hohe soziale Eingebundenheit
- Hohe Zufriedenheit mit dem Gemeindeteil, obwohl wenige jugendspezifische Angebote vorzufinden sind
- Mobilität ist gegeben
- Fehlende Angebote der Gemeinde werden im Umkreis kompensiert
- Das Zufriedenheitsgefühl dominiert, daraus ergibt sich kein Grund für Engagement

Chancen der Erreichbarkeit:

Der Typ der*die Zufriedene sieht auf den ersten Blick keinen Grund, sich zu engagieren, weil er*sie eine hohe Zufriedenheit in seinem*ihrem Gemeindeteil verspürt. Will man Einzelne trotzdem zu einem Engagement bewegen, könnte im Aufzeigen von Gestaltungsmöglichkeiten eine Chance liegen, diese Jugendlichen zu erreichen. Da der*die Zufriedene sehr mit seinem*ihrem Gemeindeteil verbunden ist, erscheinen offizielle Veranstaltungen mit einem speziellen Fokus auf den Gemeindeteil als geeignetes Setting, um Kontakt mit den Zufriedenen aufzunehmen.

	Typ 1 der * die Verwurzelte	Typ 2 der * die Verlorene	Typ 3 der * die Macher*in im Kollektiv
wichtige Bezugspunkte	Gemeinde	Stadt	Weiler
Eingebundenheit	hoch	gering	hoch
soziale Kontakte	viele	niedrig	viele
Bereitschaft sich zu engagieren	hoch	resigniert	hoch
Spezifikum	Angst vor Stigmatisierungen, Gemeindeverwaltung wird hohe Macht zugeschrieben	Stigmatisierungen und Gefühl, nicht erwünscht zu sein	Gemeindeteil als Ort kollektiver Meinungen
Chancen der Erreichbarkeit	Legitimierung ihrer Bedürfnisse durch die Gemeindeverwaltung	Anerkennung ihrer Bedürfnisse durch die Gemeindeverwaltung – Stigmatisierung abbauen, Vertrauen zurückgewinnen	Gemeindeteil als klarer Bezugspunkt
Wie sind die unterschiedlichen Typen erreichbar	offizielle Kommunikationswege und Veranstaltungen der Gemeinde	direkter Kontakt nötig	offizielle Kommunikationswege und Veranstaltungen im Gemeindeteil

Typ 4 der * die Umsetzer*in	Typ 5 der * die Selektive	Typ 6 der * die Zufriedene	
kontextabhängig	kontextabhängig	Gemeinde	wichtige Bezugspunkte
kontextabhängig	kontextabhängig	hoch	Eingebundenheit
entscheidende Kontakte geben	bei Bedarf abrufbar	viele	soziale Kontakte
nur bei ersichtlichem Nutzen	Rahmenbedingungen müssen geben sein	sieht keinen Grund	Bereitschaft sich zu engagieren
starker Fokus auf individuelle Ziele	auswählen von Möglichkeiten, Rahmenbedingungen müssen passen	zufrieden mit den Gegebenheiten	Spezifikum
herausarbeiten von persönlichem Nutzen und Aufzeigen von bereits Geschafftem	herausarbeiten von klaren Rahmenbedingungen mit Aussicht auf zeitnahe Umsetzung sowie persönlichem Nutzen wie beispielsweise die Erweiterung der geschlossenen Freundesgruppe	aufzeigen von Gestaltungsmöglichkeiten	Chancen der Erreichbarkeit
direkter Kontakt nötig	offizielle themenbezogene Veranstaltungen der Gemeinde, direkter Kontakt von Vorteil	offizielle Veranstaltungen des Ortsteils	Wie sind die unterschiedlichen Typen erreichbar

Abbildung 1: Lebenswelten junger Menschen auf dem Land

2.4 Die Bedeutung von Partizipation aus der Perspektive junger Menschen auf dem Land

In diesem Abschnitt wird die Bedeutung von Teilhabe und Partizipation (siehe Jung und Pfeil in diesem Band) aus Sicht junger Menschen auf dem Land genauer betrachtet. Wie durch die Ausführungen in diesem Sammelband deutlich wird, sind die Jugendlichen mit ihren Bedürfnissen und Vorstellungen sowie in der Art und Weise, wie sie ihr Leben gestalten und interpretieren, äußerst heterogen.

Zugleich lässt sich zeigen, dass sich im Zusammenhang mit den vielfältigen Bedürfnissen und heterogenen Lebenswelten Jugendlicher auf dem Land folgende spezifische Faktoren identifizieren lassen, die ihre Bereitschaft mitzugestalten maßgeblich beeinflussen können: Mobilität, (Frei-)Räume und die Anerkennung ihrer Bedeutung, die individuelle Verortung am Heimatort sowie relevante Beziehungen und Ansprechpersonen vor Ort.

Hierbei kann zwischen sichtbaren und verdeckten Faktoren unterschieden werden: Unter sichtbare Faktoren werden Einflüsse gefasst, die objektiv messbar sind, während verdeckte Faktoren nicht messbar und nicht unmittelbar ersichtlich sind.

2.4.1 Sichtbare Faktoren: Mobilität

Mobilität ist ein zentrales Bedürfnis von Jugendlichen. Im ländlichen Raum ist es ein grundlegendes Thema, da es Chancen auf Partizipation eröffnet oder verhindert. Dies geht auch aus den Interviews hervor, in denen die befragten Jugendlichen ihre Umgangsweisen mit Mobilität(-seinschränkungen) beschreiben und so auch zum Ausdruck bringen, wie diese ihr Leben und insbesondere ihre Partizipationschancen beeinflussen.

Nicht ob, sondern wie

Während Marc und Sebastian vor allem die Abendgestaltung nur durch den Fahrdienst der Eltern realisieren können (siehe 2.2.1), erfährt Theo die individuelle Freiheit anhand eines gedrosselten Autos, das er bereits mit 15 Jahren fahren darf (siehe 2.2.6). Eva und Martina benutzen den öffentlichen Nahverkehr, mit dem sie nur bedingt zufrieden sind – was sich jedoch mit dem baldigen Erwerb des Auto-Führerscheins auflösen wird (siehe 2.2.5). Jenny beschreibt die Busanbindung ihres Weilers, stellt jedoch klar, dass ohne „Elterntaxi“ die Alltagsmobilität nicht gewährleistet ist (siehe 2.2.3).

In allen Fällen wird deutlich, dass es nicht darum geht, ob die Jugendlichen mobil sein wollen, sondern wie sie es sein können. Dies gilt unabhängig von der jeweiligen Einbindung vor Ort. Die Möglichkeit, den eigenen Wohnort zu verlassen, ist zentral für das Empfinden, sich zugehörig in ihrer Gemeinde zu fühlen.

Individualisierung von Mobilität

Das Thema Mobilität ist individualisiert, die Jugendlichen können oder wollen mehr oder weniger auf familiäre Ressourcen zurückgreifen. Während Jenny fast immer jemanden aus der Familie oder Nachbarschaft hat, der oder die sie bei Bedarf fährt (siehe 2.2.3), erzählen andere Interviewpartner*innen, dass sie rund 45 Minuten zu Fuß ins nächste Dorf gehen, um ihre Freund*innen, die gleichzeitig ihre Schulkamerad*innen sind, zu treffen. Unter anderem möchten sie ihren Eltern nicht zur Last fallen und können sich dadurch zugleich stückweise etwas Unabhängigkeit verschaffen. Andere Jugendliche nutzen den Bus, und sind damit unterschiedlich zufrieden. So sind sie einerseits dankbar, dass es überhaupt einen ÖPNV gibt, und andererseits frustriert, weil die bestehende Verbindung oftmals nur auf dem Papier funktioniert und somit keine Planungssicherheit gegeben ist.

Fehlende Mobilität als Teilhabehehmnis

Die Nutzung von Angeboten wie dem Jugendtreff oder so mancher Partizipationsformate ist für Jugendliche, die nicht im Hauptort wohnen, oft nur schwer möglich. Einen Einblick gibt Jasmine. Sie wohnt in Trasersheim, dem zweiten großen Ortsteil von Bügelkirchen, der nur drei Kilometer von der Marktgemeinde entfernt ist.

Interviewer*in: „Okay, jetzt. Moment mal. Du bist hier [Trasersheim (Wohnort)] und es gibt keinen Bus nach [Bügelkirchen (Gemeinde, ca. 3 km)].“

Jasmine: (zustimmendes) „Nein. Wir müssten, wenn wir nach [Bügelkirchen] wollen, entweder laufen oder wir müssten nach [Lichtraden (nächstgelegene Stadt, ca. 8,7 km vom Wohnort)] fahren und mit [der Liniennummer] nach [Bügelkirchen (nächstgelegene Gemeinde, ca. 3 km)].“

(Jasmine, 23–28)

Es fehlen, so Jasmine, Busverbindungen zum Hauptort der Gemeinde, d. h. auch vorhandene jugendspezifische Angebote können von den Jugendlichen nur wahrgenommen werden, wenn die Eltern sie fahren oder sie eine andere Lösung finden. Radfahren oder Laufen ist im Sommer oder bei Tageslicht eine Option, nicht aber im Winter oder bei Dunkelheit.

Fehlende Mobilität als individuelles Problem – Einschränkung von Lebenschancen

Auf den ÖPNV angewiesen zu sein, wird für Jugendliche auf dem Land zum Ausbildungsrisiko. Während Schulen durch Busse angefahren werden, wird der Weg zur Ausbildungsstelle zum persönlichen Problem. Kevin wohnt in Griesenberg und pendelt zu seiner Ausbildungsstelle ca. 15 km mit dem Bus. Dabei muss er in der nächstgelegenen Stadt Lichtraden umsteigen. Aufgrund von Verspätungen erwischt er oft seinen Anschlussbus nicht und hat aufgrund dessen bereits 50 Minusstunden angesammelt. Er versucht eine Lösung für sein Problem zu finden, indem er Kontakt zum Beförderungsunternehmen aufnimmt.

Kevin: „Man muss halt einmal umsteigen. Also die Probleme sind, dass der Bus immer sehr spät kommt. Vor allem im Winter. Wenn er da eine Viertelstunde Verspätung hat, brauche ich gar nicht mehr einsteigen.“

Interviewer*in: „Okay. Was machst du dann?“

Kevin: „Mein Vater anrufen oder mit dem nächsten Bus fahren. Ja und dann muss ich halt länger bleiben. Das gefällt mir gar nicht.“

[...]

Also, ich weiß nicht, ob das mit der Gemeinde irgendwas bringen soll, weil ich bin ein Einzelner. Und ich weiß nicht, wie viele das Problem haben. Um 5:50 jetzt einen zu späten Bus zu haben. Ich weiß nicht, ob da so eine große Firma, da was machen würde für einen Einzelnen.“

(Kevin, 96–110)

Kevin hat sich bei der Wahl seiner Ausbildungsstelle zwangsläufig mit der Frage nach deren Erreichbarkeit auseinandergesetzt. Laut Busfahrplan müsste es ihm eigentlich möglich sein, seinen Ausbildungsbetrieb rechtzeitig zu erreichen. Der Alltag sieht hingegen anders aus, sodass für Kevin erhebliche Abhängigkeiten entstehen, auf die er keinen Einfluss hat. Aus seinen Erzählungen geht hervor, dass er und sein Vater versucht haben, Lösungen für sein Problem zu finden, dass diese jedoch nicht nachhaltig waren. Es schwingt eine hohe Frustration in seinen Aussagen mit, die er bildlich mit der Kommunikation gegen eine Wand beschreibt. Die Vorstellung, dass er ein Einzelfall ist und nicht in seinen Bedürfnissen gehört wird, endet in Resignation, die er mit dem Wort „Zeitverschwendung“ markiert. Auch zieht Kevin nicht in Betracht, seine Gemeinde, die die öffentliche Anbindung organisiert, als Ansprechpartner für sein Problem zu kontaktieren, was das Bild des Einzelfalls unterstreicht.

2.4.2 Mobilität – erlebte Abhängigkeit

Wie die Interviewsequenzen zeigen, wirkt sich das Thema Mobilität bei den einzelnen Jugendlichen auf den unterschiedlichsten Ebenen aus. Wenn beispielsweise der Fahrplan aufgrund des individuellen Fahrstils des Busfahrers oder der

Busfahrerin nicht eingehalten wird und deshalb die Lehrstelle nicht erreicht werden kann bzw. wenn der im Fahrplan verzeichnete Bus nicht kommt oder nur in eine Richtung fährt, erscheint die ÖPNV-Anbindung für junge Menschen wenig nützlich. Erschwerend kommt hinzu, dass Jugendliche als Nutzergruppe an der Gestaltung des ÖPNV in der Regel nicht partizipieren können. Oft wird das Thema mit dem Erleben von Abhängigkeiten gleichgesetzt – abhängig von (manchmal nicht existenten) Fahrplänen, langen Wartezeiten und letztlich von den Eltern, ohne die Mobilität auf dem Land nur bedingt gegeben ist. Somit generiert das bloße Vorhandensein einer ÖPNV-Verbindung nicht automatisch einen Mehrwert für die Lebenswelt junger Menschen. Partizipationschancen hängen jedoch letztlich häufig davon ab, präsent, also zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Für die nötige individuelle Präsenz sind ÖPNV-Verbindungen nur dann relevant, wenn die jeweils für den einzelnen Jugendlichen relevanten Orte damit auch erreichbar sind. Zuverlässigkeit und Abfahrtszeiten, die die Heimfahrt garantieren, haben eine hohe Bedeutung für die Attraktivität der Angebote. Oft sehen junge Menschen im eigenen Führerschein die Lösung ihres Mobilitätsproblems. Deshalb spielt das Alter eine entscheidende Rolle, was die Partizipationschancen über die Teilnahme an Veranstaltungen betrifft. Denn damit ist An- und Abreise des*der Einzelnen, aber auch des Freundeskreises gesichert. Bis sie selbstständig ein Auto nutzen können, haben die Familie („Eltern-taxi“) und andere Möglichkeiten individueller Mobilität wie Radfahren oder Laufen eine hohe Relevanz für junge Menschen. Auffällig ist bei den Interviewpartner*innen der Anstieg der Zufriedenheit mit den Gegebenheiten ihrer Gemeinde, wenn die individuelle Mobilität positiv bilanziert wird. Es scheint, als ob das positive Erleben von individueller Mobilität – unabhängig von den realen Gegebenheiten – eine essenzielle Wirkung auf Partizipationschancen hat, weil diese in den meisten Fällen von der persönlichen Präsenz abhängen.

2.4.3 Sichtbare Faktoren: (Frei-)Räume und ihre Bedeutung

Ebenfalls ein wiederkehrendes Thema in den Interviews ist das Streben junger Menschen, einen Ort für sich zu finden, der wertfreie und jugendspezifische Begegnungen zulässt. Hier sind die Erfahrungen der Interviewten sehr facettenreich. So finden sich in den Interviews unterschiedliche Beschreibungen von Orten und deren individueller Bedeutung. Beispielsweise wird oft der Bolzplatz als ein wichtiger Treffpunkt von jungen Menschen genannt. Für Theo ist er Anlaufpunkt für alle jungen Menschen in seiner Ortschaft, d. h. er wird als öffentlicher Treffpunkt genutzt (siehe 2.2.6). Hingegen fungierte der Bolzplatz für Holger, Walter und Merdin zunächst unter anderem als Anlaufstelle für ihre Clique,

was jedoch zu einem späteren Zeitpunkt anhand des Nutzungsverbots für Jugendliche über 14 Jahren von der Gemeinde unterbunden wurde (siehe 2.2.2). Die Interviewpartner*innen sprechen von einem Bolzplatz, der mit einer individuellen Bedeutung belegt ist und eine hohe Relevanz für die jeweiligen Beteiligten hat.

Ort der Begegnung vs. Suchbewegung

Eine der drei Gemeinden, in denen Jugendliche befragt wurden, stellt einen Park mit Sport- und Freizeitanlagen im öffentlichen Raum für alle Dorfbewohner*innen zur Verfügung.

Ingrid: „Würde auch sagen, das ist die einzige Zone, wo sich wirklich viele Jugendliche treffen. Also Fußballplatz, Hockeyplatz usw. Und halt eben [der Park] noch. Also die ganze Zone da unten. Aber sonst eigentlich, was irgendwelche Orte sonst angeht, eigentlich nicht so.“

Egon: „Also eigentlich immer nur da unten. Das spielt sich alles da unten ab.“

Lena: „Geht entweder zum Verein. Oder man geht dahin, quasi“
(Lena, Ingrid & Egon, 16–18)

Auffällig ist, dass in nahezu allen Interviews der Park eine wichtige Rolle für junge Menschen spielt. Es wird schnell klar, dass die Gemeinde sonst wenig jugendspezifische Angebote aufweist; dementsprechend wird der Park als ein Ort der Begegnung wahrgenommen und gewinnt eine hohe Bedeutung, da er als Anlaufstelle bzw. als öffentlicher Treffpunkt fungiert, an dem Begegnungen legitimiert sind – ein offizieller Platz für junge Menschen. Es wirkt, als ob es nicht notwendig ist, sich zu verabreden, da allgemein bekannt ist, dass man hier Gleichaltrige antreffen kann. Ganz anders beschreiben die Jugendlichen die Situation, wenn kein Treffpunkt vorhanden ist:

Nadin: „Ja zum Beispiel bei so einem Jugendtreff: Dass man sich halt öfters treffen kann und so. Dass man nicht immer was ausmachen muss, sondern, dass man weiß: Aha, an dem Tag kommen ganz viele, zum Beispiel in einen Jugendtreff. Und da kann man mitreden und alles. Oder Spaß haben, so Partys feiern und so.“

Anita: „Und sich mit anderen Jugendlichen austauschen. Oder sich halt einfach mal unterhalten, anstatt mit Freunden, die man schon so kennt oder so. Aber man kann sich halt einfach heutzutage viel, also auseinander austauschen mit anderen Sachen.“
(Nadin & Anita, 35–36)

Nadja: „Ja, also man könnte ja auch zum Beispiel sagen: Wir bekommen irgendwie eine alte Wohnung oder so. Wo man dann sagt, dass alle Jugendlichen auch vielleicht zusammen helfen können oder so. Dass es jeder zusammen herrichtet. Oder so dann.“
(Hanna & Nadja, 43–45)

Konträr zur klaren Benennung einer Anlaufstelle finden sich im Interviewmaterial Sequenzen, die Suchbewegungen von jungen Menschen nach möglichen

Orten des Zusammenkommens markieren, da es in ihrer Gemeinde bisher keinen allgemein zugänglichen Anlaufpunkt gibt. Es fehlt ein Anlaufpunkt, der ein offenes Treffen ermöglicht. Die ausgewählten Zitate veranschaulichen das Bedürfnis, als Teil der Gemeinschaft wahrgenommen und gesehen zu werden.

Ein ähnliches Phänomen kann mit der Sequenz zum Rodelhang von Nadin und Anita verdichtet werden. Sie beschreiben nicht nur verlorene Plätze, sondern auch das damit einhergehende verlorene Vertrauen in die Gemeinde:

Anita: „Zuvor gab es nie etwas. Es wurde und nach unserer Meinung wurde nie gefragt. Es wurde einfach irgendwas immer hin gebaut. Weil zum Beispiel, da hinten der Rodelberg, den, wo sie jetzt/ den haben sie einfach zerstört. Das war das von uns, was wir geliebt haben. Selbst von den kleinen Kindern. Und wir sind da gerodelt wie noch mal was. Und da wurde jetzt einfach ein Neubaugebiet (hingebaut?), da hat man uns auch nicht gefühlt gefragt. Und das fanden wir halt alle sehr scheiße. Deswegen bin ich jetzt auch* nicht mehr über unsere Gemeinde so erfreut, weil mich das halt schon ankotzt. Da sind wir sind wir jahrelang gerodelt und das ist einfach zerstört worden.“

(Nadin & Anita, 69)

Nadin und Anita schreiben dem Rodelhang, der einem Neubaugebiet weichen musste, eine hohe Bedeutung zu. Die Erfahrung, einen vertrauten Platz zu verlieren, und das Gefühl, dass dieser Platz von der Gemeinde weggenommen wurde, schlägt sich auf die Haltung gegenüber der Gemeinde nieder. Einen ähnlichen Verlauf beschreiben Holger, Walter und Merdin (siehe 2.2.2) mit dem Bolzplatz, dessen Nutzung durch eine Altersbegrenzung von der Gemeinde reguliert und die Jugendgruppe so ausgeschlossen wurde. Auffällig ist in diesem Zusammenhang, wie sich die Einstellung gegenüber der Gemeinde verändert. Das Gefühl nicht gehört und vertrieben zu werden, keinen Platz in der Gemeinde zu haben, dominiert und wirkt sich unmittelbar auf die Bereitschaft mitzugestalten und die Haltung gegenüber der Gemeinde aus.

Nadin: „[...] Und dann kommt dann auf einmal so eine Jugendkonferenz, das macht einen halt dann schon irgendwie, verwirrt einen irgendwie auch ein bisschen. Ich weiß nicht. Ich bin halt echt nicht begeistert von der Gemeinde [Griessenberg (Wohnort)]. Ja, ne. Ich verstehe es irgendwie nicht. [...]“

(Nadin & Anita, 71)

Eindrücklich schildern sie, wie negativ sich ihre Einstellung gegenüber ihrer Gemeinde verändert hat – selbst bei einer neutralen Einladung zu einer Jugendveranstaltung werden sie ihr Misstrauen nicht los.

2.4.4 (Frei-)Räume und ihre Bedeutung für Partizipation

Die Anerkennung der Tatsache vonseiten der Gemeinde, dass junge Menschen einen Ort für wertfreie und jugendspezifische Begegnungen benötigen, fördert das Zugehörigkeitsgefühl der Jugendlichen zu ihrer Gemeinde enorm. Sowohl

das Bedürfnis nach einem Ort, an dem sie sich aufhalten können, als auch das Bedürfnis, wahrgenommen zu werden, scheinen eine positive Wirkung auf das Partizipationsverhalten junger Menschen zu haben. Werden diese Bedürfnisse nicht erfüllt, zeigen die Interviewsequenzen, wie eine fortlaufende Suchbewegung junger Menschen stattfindet.

Nicht zu unterschätzen ist, dass einzelne Orte eine hohe Bedeutung für Gruppen von Jugendlichen erlangen können. Werden diese Bedeutung und das Bedürfnis nach eigenen Aufenthaltsorten nicht anerkannt und der Zugang zu (öffentlichen) Räumen verweigert oder unterbunden, kann dies dazu führen, dass sich die Jugendlichen nicht gesehen fühlen und sich gegenüber der Gemeinde verschließen. Werden grundlegende Veränderungen ohne Dialog mit den (potenziell) Betroffenen vorgenommen, ist eine hohe Gefahr gegeben, dass die Identifikation mit der Gemeinde nachhaltig zerstört wird. Es scheint, als ob sich das Gefühl, nicht gesehen zu werden, durch Misstrauen gegenüber der Gemeinde verfestigt, was in der Folge die Offenheit für partizipative Formate schwinden lässt. Das Vertrauen in die Gemeinde kann in solchen Fällen nur schwer zurückgewonnen werden; in diesem Zusammenhang ist häufig eine Abwanderung in virtuelle Welten bzw. eine Orientierung hin zu einer Stadt oder anderen Orten zu beobachten.

2.4.5 Verdeckte Faktoren: Beziehungen und Ansprechpersonen

Ein weiterer verdeckter Faktor, der sich in den Interviewverläufen rekonstruieren lässt, umfasst Beziehungen, Kontakte und Ansprechpersonen, die entscheidend für die Mitgestaltung junger Menschen scheinen. So begegnen den vorgestellten Interviewpartner*innen unterschiedliche Erfahrungen. Während Marc und Sebastian mithilfe persönlicher Kontakte und durch die Unterstützung der Gemeinde ihre Blockhütte bauen können (siehe 2.2.1), erleben Holger, Walter und Merdin den Gastwirt als einzigen Unterstützer ihrer Clique (siehe 2.2.2), sonstige Kontakte in und mit der Gemeinde erzeugen und reproduzieren bei ihnen ein Gefühl von Unerwünschtheit. Dennis hingegen nennt ganz selbstverständlich einen engen Kontakt zum Bürgermeister und erwähnt in einem Nebensatz, dass er dadurch einen Skatepark initiieren konnte (siehe 2.2.4). Eva und Martina kennen die Strukturen und Ansprechpartner*innen in der Gemeinde, die sie bei Bedarf für sich nutzen. Auch fällt in ihren Erzählungen auf, dass ihr geschlossener Freundeskreis wenig Offenheit für Impulse von außen zeigt (siehe 2.2.5).

Mangel an Beziehungen, Kontakten und Ansprechpartner*innen

Interviewer*in: „[...] Oder was hält dich vielleicht auch ab, dich jetzt hier im Ort zu beteiligen?“

Kevin: „Zu wenig Zeit, zu wenig Kontakt. Interesse hätte ich schon, ja. Aber [/] Ich wüsste halt nicht wie. [...] Ich kenne hier sehr wenige.“

(Kevin, 41–44)

Kevin knüpft seine Beteiligung an Zeit und die nötigen Kontakte, die in seinem Fall nicht vorhanden sind. Zwar bekundet er Interesse, hat aber keine Vorstellung, an wen er sich wenden bzw. mit wem er seine Ideen umsetzen könnte. Gleichzeitig zeigt sich, dass soziale Eingebundenheit sich in übersichtlichen Dörfern oder Dorfteilen nicht automatisch einstellt und keineswegs ein Selbstläufer ist.

Tobi: „Also, ich kenne kaum Leute aus [Züllstein (Wohnort)]. Frisch jetzt nicht, vor vier Jahren hergezogen, also nach [Züllstein (Wohnort)]. War davor in [Elzenmünde (Gemeinde von Züllstein, ca. 4 km entfernt)]. [...] Ich kenne mich mit der Jugend kaum aus. Wenn ich was mache, mit meinen Freunden. [...] Ja, das meiste geschieht mittlerweile online. Also Onlinetreffen entweder über irgendwelche Konsolen oder Handy, Laptop. [...]“

(Tobi, 10–12)

Gerade in dörflichen Gemeinschaften kann auch ein*e Jugendliche*r, die*der schon seit mehreren Jahren dort wohnt, noch komplett „draußen“ sein. Fehlende Kontakte führen dazu, sich abgehängt zu fühlen. In diesen Fällen ist eine Orientierung weg von der Gemeinde hin zu größeren Städten oder in digitale Räume auszumachen. Tobi beispielsweise wohnt bereits seit vier Jahren in der Gemeinde, hat allerdings keine realen Kontakte innerhalb der Dorfgemeinschaft, was er durch die Nutzung virtueller Angebote kompensiert.

Ludwig: „Sag ich so, es ist, keine Ahnung wo ich da [für Mitgestaltung im Dorf] ansetzen müsste. Also, keine Ahnung, wo ich da einsteigen sollte, ansetzen sollte. Das heißt, was da vielleicht helfen könnte, wäre, wenn man überhaupt schonmal weiß, wo man da irgendwie Vorschläge einbringen könnte. Aber das ist jetzt schwierig, wie man das halt den Jugendlichen sozusagen näherbringt. Aber auf jeden Fall überhaupt zu wissen, dass man da irgendwas ändern könnte oder so, das wäre auf jeden Fall schon mal gut.“

(Ludwig, 40)

Ludwig äußert, dass er keine klaren Vorstellungen zu Beteiligungsformaten hat und dementsprechend wenig bis keinen Handlungsspielraum für eigenes Engagement sieht. Sein Vorschlag, jungen Menschen die Möglichkeit zur Mitgestaltung näher zu bringen, impliziert, dass er persönlich noch keine Berührungspunkte mit partizipativen Angeboten hatte. Auch zeigt dieser Ausschnitt, wie essenziell ein klarer Rahmen mit zuständigen Ansprechpartner*innen für Beteiligung ist, da zunächst eine Vorstellung entwickelt werden muss, was sich hinter dem Konstrukt von Partizipation verbirgt. Dies kann nur im Dialog mit anderen

Beteiligten geschehen, wofür ernst zu nehmende Ansprechpartner*innen gebraucht werden.

Handlungsmöglichkeiten durch Beziehungen und Ansprechpartner*innen

Soziale Eingebundenheit wird von den Jugendlichen als ein weiterer förderlicher Aspekt für Partizipationsverhalten dargestellt: Persönliche Kontakte im Dorf erleichtern Initiativen, die auf die politische oder praktische Unterstützung durch andere angewiesen sind.

In dörflichen Regionen wird die soziale Eingebundenheit auch anhand praktischer Unterstützung beschrieben, so bei Marc und Sebastian (siehe 2.2.1), um eine Hütte als Treffpunkt für Jugendliche zu bauen. Dies wurde ihnen nur durch soziale Kontakte im Dorf, wie beispielsweise zu lokalen Handwerksbetrieben, möglich.

Ebenso sind mittelbare Kontakte zu Entscheidungsträger*innen über Repräsentant*innen für Jugendliche oft niedrigschwelliger als die offiziellen Wege im Rathaus:

Frank: „[...] Und die meisten Sachen laufen eigentlich auch top, auch wie gesagt, über Vereine. Also, wenn man jetzt zum Beispiel seinem Vereinsvorstand sagt, dass man das und das gerne haben möchte, dann redet er halt mit dem/ oder kannst du über den mit dem Bürgermeister reden, zum Beispiel. Aber man kann den auch direkt ansprechen.“
(Pirmin & Frank, 67)

Pirmin und Frank haben das Gefühl, über Vereinsvorstände einen engen Kontakt zu Entscheidungsträger*innen zu haben. In obigem Auszug spiegelt sich ein gewisses Selbstverständnis wider, die richtigen Kontakte zu kennen, die persönliche Anliegen vertrauensvoll weitertragen können, sodass sie bei den zuständigen Stellen bzw. Entscheidungsträger*innen schließlich Gehör finden. Der Zusatz „man kann den auch direkt ansprechen“ zeigt ebenfalls ein Wissen um diese potenzielle Möglichkeit der Kontaktaufnahme. Vermutlich wurde sie von den beiden Jugendlichen selbst – oder von anderen, ihnen bekannten Jugendlichen – bereits praktiziert, da sie andernfalls nicht auf dieses Erfahrungswissen zurückgreifen könnten.

Auch Dennis konnte persönliche Kontakte für sein Anliegen durch die langjährigen Beziehungen zum Bürgermeister dafür nutzen (siehe 2.2.4), einen Skatepark zu bauen:

Dennis: „Ja, ich kannte halt die [Entscheidungsträgerin] schon lange und deswegen.
[...]

Und halt auch allgemein sehr viele Menschen hier im Dorf und dann ist man dann auch sehr gut connected, sag ich mal, und ist dann halt auch einfach leichter.“

Interviewer*in: „Okay, warum ist es leichter?“

Dennis: „Ja, wenn man die Leute kennt, die sagen können: Ja, es wird gebaut oder es wird nicht gebaut oder es wird was umgesetzt oder nicht. Es ist immer leichter, wie wenn man erst sich zu denen durchkämpfen muss, dann kennen die einen ja nicht, dann beachten die einen vielleicht nicht und, ja, deswegen ist es so leichter.“

(Dennis, 40–44)

In diesem Auszug stellt Dennis dar, wie wichtig langjährige Beziehungen und Kontakte zu Entscheidungsträger*innen sind. In seiner Erzählung wirkt das Vorhaben, einen Skatepark zu initiieren, fast schon einfach, sofern man die richtigen Personen kennt. Vor allem lässt die Wortwahl „durchkämpfen“ und „dann beachten die einen nicht“ darauf schließen, wie schwierig Engagement ist, wenn entsprechende Kontakte und Beziehungen nicht vorhanden sind.

2.4.6 Auswirkungen von Beziehungen, Kontakten und Ansprechpersonen auf Partizipation

Wenig überraschend ist zu konstatieren, dass Beziehungen und Kontakte elementaren Einfluss auf das Partizipationsverhalten haben. Kontakte ermöglichen erst ein Zugehörigkeitsgefühl und entscheiden somit darüber, ob man in der Dorfgemeinschaft „drinnen“ oder „draußen“ ist. Den jungen Menschen sind oftmals keine Ansprechpersonen für ihre Belange bekannt bzw. der Kontakt zu ihnen ist häufig vom Zufall geprägt. Die Wichtigkeit von Ansprechpersonen, mit denen eine Vorstellung für Partizipation entwickelt und ausgehandelt werden kann, wird in den Interviewsequenzen klar ersichtlich. Partizipationsverhalten wird demnach durch fehlende soziale Kontakte sowie fehlendes Wissen hinsichtlich geeigneter Anlaufstellen erschwert.

Sind hingegen vertraute Beziehungen vorhanden und die richtigen Kontakte bekannt, scheint die Möglichkeit, sich zu engagieren, enorm hoch. Der ländliche Raum bietet vielfältige niedrigschwellige Kommunikations- und Unterstützungsmöglichkeiten, beispielsweise direkt mit dem*der Bürgermeister*in oder lokalen Handwerker*innen und indirekt über Vereinsvorstände, die von den jungen Menschen teilweise als selbstverständlich angesehen werden. Diese Art der politischen und praktischen Unterstützung für Initiativen ist nur dort möglich, wo Jugendliche in die dörfliche Sozialgemeinschaft eingebunden sind. Die Erfahrung, Gehör zu finden, und die damit verbundene Selbstwirksamkeit stärkt junge Menschen in ihrem Bedürfnis, sich einzubringen, und letztlich in der positiven Beziehung zu ihrer Gemeinde.

Die Abhängigkeit von Ansprechpersonen, wie beispielsweise Entscheidungsträger*innen, und deren Rollenverständnis stellen maßgebliche Faktoren für die

Partizipation junger Menschen im ländlichen Raum dar. Wo keine Diskursstrukturen zwischen Jugendlichen und kommunalen Entscheidungsträger*innen bestehen, haben diejenigen ein Nachsehen, die nicht oder nur in geringem Maß auf persönliche Kontakte zurückgreifen können. Gelingt es, diese Beliebigkeit, die mit dem Grad der Bekanntschaft und dem guten Willen Einzelner korreliert, zu reduzieren bzw. zu beseitigen, kann das Partizipationsverhalten junger Menschen in seiner Vielfalt gefördert werden. Beziehungen, Kontakte und Ansprechpersonen können sich dabei gegenseitig beeinflussen und deren Fehlen die Wahrscheinlichkeit einer geografischen oder digitalen „Abwanderung“ deutlich erhöhen.

2.4.7 Verdeckte Faktoren: Individuelle Verortung

Während Marc und Sebastian sich wie oben beschrieben durch ortsinterne Angebote sowie von Vereinen angesprochen fühlen (siehe 2.2.1), grenzen sich Holger, Walter und Merdin explizit von ihrer Heimatgemeinde ab (siehe 2.2.2). Lediglich hinsichtlich des fehlenden Angebots an öffentlichen Partys und sonstigen geselligen Zusammenkünften sind sich die beiden Gruppen einig (siehe 2.2.1; 2.2.2).

Marc und Sebastians Ziel ist es, ihre Gemeinde mit dem Bau einer Blockhütte für sich und ihre Freund*innen attraktiver zu gestalten. Obwohl das Projekt vorerst scheitert, versuchen sie erneut aktiv mit der Gemeinde Lösungen zu finden, um sich Freiräume zu schaffen (siehe 2.2.1). Jenny benennt ihren Weiler als Lebensmittelpunkt, in dem die Gemeinschaft eine entscheidende Rolle spielt (siehe 2.2.3). Dagegen orientieren sich Holger, Walter und Merdin in Richtung nächstgrößerer Stadt, ihre Heimatgemeinde verliert für sie zunehmend an Relevanz (siehe 2.2.2). In den Erzählungen von Eva und Martina sowie Dennis sind keine klaren Verortungen in ihrer Gemeinde zu finden. Alle drei zeigen keine enge Verbundenheit mit dem Heimatort. Es wirkt vielmehr so, als würden sie sich zielgerichtet und bedarfsorientiert einen Rahmen schaffen, der sich mit ihrer jeweils aktuellen Lebenssituation deckt (siehe 2.2.4; 2.2.5). Ganz anders als bei Theo, der interessiert ist, seinen vertrauten, überschaubaren Gemeindekreis zu erweitern, aber sich dennoch in seiner Gemeinde verortet sieht (siehe 2.2.6).

Da die individuelle Verortung im Heimatort in den Interviews eine unterschiedliche Rolle einnimmt, werden im Folgenden zwei wesentliche Merkmale skizziert.

Räumliche Markierung in und außerhalb von formalen Gemeindegrenzen

Immer wieder greifen die Jugendlichen räumliche Markierungen auf und betonen die Bedeutung des Wohnorts. Es ist wichtig, wo genau man wohnt, in welchem Ortsteil, auf welcher Seite der Gemeindegrenze. Ein Beispiel hierfür stellt Alex dar. Obwohl er außerhalb des Dorfes und nahe der Flurgrenze wohnt, beschreibt Alex eine sehr starke Verortung in der Gemeinde:

Interviewer*in: „Und wie ist es? Fühlst du dich als [Vimmers-(Wohnort)-Angehöriger] oder ist das.“

Alex: „Ja, ja auf jeden Fall. [...] Ja, ja, klar sind wir/ Da draußen ist die Flurgrenze, da ist dann Flüstwitz [Nachbargemeinde, unter 7 km Entfernung zu Wohnort]. Da bin ich froh, dass ich keiner bin.“

Interviewer*in: „weil?“

Alex: „Ja, da ist immer so ein bisschen eine Rivalitäten von früher. [...] Bin froh, auf der richtigen Seite zu wohnen.“

(Alex, 103–110)

Demnach ist die formale Grenze ein wichtiger Bezugspunkt für Alex. Mit ihrer Hilfe kann er sich sowohl bewusst von der Nachbargemeinde abgrenzen als auch in seiner Heimatgemeinde verorten. Auch wird deutlich, dass die mit der Flurgrenze verbundenen Erlebnisse eine (wahrscheinlich historisch gewachsene) Abneigung zwischen den Bewohnerschaften hervorgebracht haben, was die Zuschreibung „da bin ich froh, dass ich keiner bin/ Bin froh, auf der richtigen Seite zu wohnen“ markiert. Alex übernimmt scheinbar die internalisierte Ablehnung der „anderen“, die nicht nur auf persönlichen Erfahrungen basiert, und hält sich an historisch übermittelte und in der Gemeinschaft gelebte Abgrenzungen der jeweiligen Orte. Ein in diesem Zusammenhang auftretendes Phänomen kann sein, dass ein hohes Maß an Abgrenzung von „den anderen“ mit einem hohen Maß an Zugehörigkeitsgefühl zur eigenen Bezugsgruppe einhergeht, und umgekehrt.

Klaus dagegen empfindet die Ortsteilgrenzen seiner Gemeinde als Mauer, bei der man nicht weiß, wer dahinter wohnt:

Klaus: „Weil ich finde, also wir jetzt hier in Züllstein, [Züllstein, Heimatort] haben wir eigentlich zum Beispiel gar nichts mit den Leuten in Trasersheim, [Trasersheim, weiterer Ortsteil des Marktes, 11,5 km Entfernung zu Heimatort] zu tun. Die gehen nicht bei uns auf die Schule, wir lernen die nicht kennen. Also ich gehe in [Nachbarbundesland] in die Schule. Wir haben ab [Elzenmünde, Heimatort ist Ortsteil des Marktes, 5,5 km Entfernung] ist eigentlich, wie so eine Mauer wo wir niemanden kennen. [...]“

(Klaus, 28)

Die Assoziation „Mauer“ symbolisiert ein starkes Bild dafür, wie die Ortsteilgrenzen der Gemeinde erlebt werden, und für die daraus entstehende individuelle

Vorortung. Als entscheidende Faktoren für sein Gefühl nennt Klaus die unterschiedlichen Schulorte und die wenigen sich ergebenden Überschneidungspunkte mit jungen Menschen aus anderen Ortsteilen. Es wirkt, als ob die Gemeindegrenze für Klaus wenig Relevanz besitzt; für ihn scheinen seine Schule und sein Heimatort wichtige Bezugspunkte zu sein.

Ähnlich empfindet Theo die übergeordnete Gemeinde als wenig relevant. Er lebt, um bei der Metapher von Klaus zu bleiben, nicht diesseits, sondern jenseits der Mauer und so hat die Gemeinde als Hauptort wenig Bedeutung für ihn.

Interviewer*in: „Okay. Fühlst du dich angesprochen, wenn da steht Jugendveranstaltung [Elzenmünde (die übergeordnete Gemeinde vom Dorf Enkisbrunnen, unter 15 km Entfernung)], jetzt als [Enkisbrunnen (Wohnort)].“

Theo: „Weniger, tatsächlich.“

Interviewer*in: „Wenig, tatsächlich. Okay, weil du das Gefühl hast: Ne, das ist eigentlich/betrifft euch nicht.“

Theo: „Ne. Das ist, sag ich jetzt mal, sie haben jetzt mit [Elzenmünde] jetzt nicht ganz so viel, sag ich jetzt mal, zum tun. Und das ist natürlich schon so.“

(Theo, 69–72)

Obwohl die Gemeinde mit ihrer Jugendveranstaltung die Jugendlichen aller Ortsteile adressiert, fühlen sich Jugendliche wie Theo nicht angesprochen. Die Gemeinde ist für sie nicht relevant, ihr Bezugspunkt ist der Ortsteil, in dem sie leben. Auch hier entsteht in Abgrenzung zur Gemeinde eine individuelle Verortung im eigenen Ortsteil, was sich beispielsweise in der Aussage von Theo widerspiegelt.

Erleben von Gemeinschaft innerhalb des Dorfteils bzw. der Gemeinde

Die räumliche Markierung bringt durch die Abgrenzung bewusst Grenzen hervor, die eine individuelle Verortung ermöglichen und letztlich das Gefühl, einer Gemeinschaft im Dorf(teil) bzw. der Gemeinde⁹ anzugehören, fördern. Deshalb werden im weiteren Verlauf förderliche sowie hinderliche Faktoren des sozialen Gefüges für die individuelle Verortung junger Menschen dargestellt.

Förderliche Faktoren der Dorfgemeinschaft

Ingrid: „[...] Wir haben auch mehrere Kumpels und die sind wirklich überall. Die sind dann Feuerwehr, Musik. Und die sind dann wirklich so verbunden mit allen, weil die wirklich jeden Tag gefühlt irgendwas haben. Und dann bist du natürlich ganz anders eingebunden. Das ist auch cool.“

(Lena, Ingrid & Egon, 100)

⁹ Im weiteren Kapitel wird aufgrund der Lesbarkeit von Dorf bzw. Dorfgemeinschaft gesprochen, es werden darunter auch Weiler, Dorfteile, Ortsteile usw. gefasst.

Laut Lena, Ingrid und Egon entsteht durch das Eingebundensein in viele Vereine eine gewisse Verbundenheit mit den Dorfmitgliedern, was sie durchaus bewundernswert finden. Die soziale Eingebundenheit scheint eine gewisse Attraktivität für die Interviewten zu besitzen: Man kennt jede*n und hat damit mannigfaltige Möglichkeiten der Mitgestaltung. Nach Ansicht von Alex ist das Dorffest ein zentrales Ereignis, bei dem der Zusammenhalt der Dorfgemeinschaft sichtbar wird.

Alex: „[...] in den Vereinen hält man schon zusammen. Also, da zieht auch jeder an einem Strang. Wie gesagt, das [Dorffest] wo jetzt kommt, des/ Da ist auch so, das sind/ muss man Zelt aufbauen und so. Aber da kommen [über 80] Helfer und jeder zieht mit. Da macht es auch Spaß. Da ist auch jeder, der sagt: Ja, gut, helf ich.“

(Alex, 120)

Beide Sequenzen machen deutlich, dass die Vereine bzw. die Mitgliedschaften in Vereinen ein zentrales Moment darstellen. Jugendliche wie Alex sehen die Beteiligung an dörflichen Aktivitäten als soziale Verpflichtung an – gewissermaßen als unhinterfragte Tatsache. Wenn 80 Helfer*innen zusammenkommen, ist es kaum vorstellbar, selbst nicht Teil davon zu sein und nicht mitzuwirken. Alex beleuchtet vor allem die positive Seite, das Erleben eines Gemeinschaftsgefühls, im Kollektiv etwas zu schaffen.

Ein ähnliches Gefühl beschreiben Lena, Ingrid und Egon, jedoch ohne Bezug zu Vereinsstrukturen:

Egon: „Ich glaube also, als diese Konferenz da war, war die Motivation eben da, dass man also/ Da war eben unser Zusammensein schon durch diesen Pavillon schon so groß, dass man gesagt hat: Das will man eigentlich nicht aufgeben, weil man weiß, dass das wirklich was ist. Das ist wirklich schon wie eine zweite Familie gewesen, wo du dann hingegangen bist am Abend oder nachmittags. Und das wollte man in dem Moment dann nicht aufgeben. Und dann war eben diese Konferenz und ich glaube, deswegen sind so viele Jugendliche auch kommen, weil man eben eine Lösung finden wollte, damit man das nicht hergeben muss. [...]“

(Lena, Ingrid & Egon, 106)

Aufgrund der Gleichsetzung mit einer „zweiten Familie“ ist davon auszugehen, dass für die Befragten die Gemeinschaft eine sehr zentrale Rolle einnimmt. Was wiederum ausschlaggebend dafür ist, aktiv zu werden und sich einzusetzen, um, wie beispielsweise in diesem Falle, den Fortbestand des Pavillons zu sichern. Die Sequenz „damit man das nicht hergeben muss“ kann dahingehend gedeutet werden, dass bei den Jugendlichen die Befürchtung bestand, ihre individuelle Verortung aufgeben zu müssen. Dies hatte zur Folge, dass die Jugendkonferenz aktiv genutzt wurde, um den Wunsch nach Erhalt ihres angestammten Treffpunkts zu artikulieren. Es zeigt sich also, dass junge Menschen sozial eingebunden werden möchten und bereit sind, sich dafür zu engagieren.

Hinderliche Faktoren der Dorfgemeinschaft

Widersprüchliches Erleben einer Dorfgemeinschaft aufgrund von Eingebundenheit kann auch einen Konformitätsdruck auslösen, was Jenny gut benennen kann:

Jenny: „[...] wenn halt, von mir aus, alle wo du kennst oder alle, wo du sonst/ mit denen du so umeinander bist, wenn die da alle mitmachen, dann sagst: ja, okay, gut, dann mach ich das halt auch, okay.

[...]

Gruppenzwang. Des Wort hab ich gesucht.“

(Jenny, 118–122)

Aus Angst etwas zu verpassen oder nicht mehr Teil der Gemeinschaft zu sein, kann für die*den Einzelne*n ein gewisser Beteiligungsdruck entstehen, der den eigenen Interessen und Bedürfnissen entgegenläuft.

Weitere hinderliche Faktoren reichen dabei von befürchtigtem destruktiven Feedback und negativen Kommentaren bis hin zur Konfrontation mit anderen Meinungen:

Rudi: „[...] Und auch die, ich glaube so ein bisschen auch die Angst, dass ich, wenn ich was dann vorschlag, dass es andere Jugendliche dann nicht so sehr mögen und dann wird die Idee kritisiert und dann muss man sich wieder was Neues überlegen, weil die meisten halt dann nur kritisieren, aber dann nix eigenes haben in dem Sinne, okay.“

(Rudi, 39–42)

Miklos: „[...] Also man gibt da was von sich preis und sagt: Ich würde es so und so. Und verpflichtet sich dafür dann mäßig, dass man da sein/ dass man für seine Idee einsteht und was weiß ich. Und darauf hätte ich schon gar keine Lust beispielsweise. [...] Weil jetzt nicht jeder so denkt wie du, sondern halt einfach alle, die dasitzen, oder großteils, einfach anders sind von der Denkweise.“

(Sven, Andre, Andreas & Miklos, 112–114)

Die Sequenzen drücken einerseits die Angst vor der Kritik von Gleichaltrigen an initiativen Ideen aus. Andererseits wird ein grundsätzliches Denk- und Verhaltensmuster anderer angeprangert, das als destruktiv beschrieben wird: Viele Gleichaltrige würden Vorschläge ablehnen, jedoch keine Alternativen vorbringen können, wie Rudi das Dilemma für sich darstellt. Die Aussage von Miklos „man gibt da was von sich preis“ veranschaulicht darüber hinaus die Angst, durch eigene Ideen Persönliches preiszugeben und so bei negativen Rückmeldungen eine persönliche Angriffsfläche zu bieten. Die Auseinandersetzung mit anderen Jugendlichen, die „einfach anders sind von der Denkweise“, scheint gleichfalls ein Hindernis darzustellen.

Jenny beschreibt in Kapitel 2.2.3 weitere Ebenen des Konformitätsdrucks durch die Dorfgemeinschaft, wie die Angst vor negativem Dorfgerede. Dies lässt sich

an dem prägnanten Satz „was sagen denn da die anderen Leute“ (siehe 2.2.3) festmachen und zeigt, inwieweit die Gemeinschaft eine Kontrollfunktion gegenüber eigenem Handeln einnimmt. Dabei schildert Jenny auch, dass es negativen Einfluss auf sie und ihre Familie haben kann, wenn die Gemeinschaft davon erfährt, dass nicht im Kollektiv geteilte Meinungen vertreten werden. Als Konsequenz wird ein Ausschluss der gesamten Familie aus der Gemeinschaft angenommen (siehe 2.2.3). Zudem wird in Jennys Formulierungen die Dorfgemeinschaft als Gesamtheit betrachtet, die sich gegenüber neuen Impulsen von außen abgrenzt. So lässt die Gemeinschaft Veränderungen durch Beteiligung außerhalb der vorgesehenen Wege und kollektiv geteilter Meinungen nur schwer zu und müsste für Beteiligungschancen als Gesamtes adressiert werden.

2.4.8 Individuelle Verortung als Chance und Hemmnis für Partizipation

Insgesamt wird auf der Grundlage des Datenmaterials deutlich, dass eine feste Einbindung in die dörfliche Gemeinschaft, sprich eine individuelle Verortung, Auswirkungen haben kann, die sich den Jugendlichen als fördernd oder hemmend für Partizipationsverhalten darstellen. Die individuelle Verortung wird von den Jugendlichen subjektiv unterschiedlich erlebt, sie vereint ein komplexes Zusammenspiel innerer sozialisationsbedingter Ausprägungen und äußerer Gegebenheiten. Anhand des Datenmaterials können zwei wesentliche Merkmale innerer Verortung identifiziert werden: Individuelle Verortung als räumliche Verortung und individuelle Verortung durch das Erleben von Gemeinschaft.

Individuelle Verortung als räumliche Verortung in und außerhalb von Gemeindegrenzen

Abgrenzungsbestrebungen in Dörfern sind oftmals gewachsen und Folge früherer Gebietsreformen. Generationsübergreifende Zugehörigkeiten zeigen Auswirkungen auf die Jugendlichen und auf ihre Bereitschaft, sich nach außen zu öffnen. So stellen sich implizierte Grenzen innerhalb der Gebietskörperschaften als schwer überbrückbar heraus, auch wenn die Entfernung zum nächsten Ort oder Ortsteil keinerlei Hindernis darstellt. Bezugspunkt ist der eigene Ortsteil, der eigene Weiler, nicht unbedingt die Gemeinde an sich. Gespeist wird diese ablehnende Haltung von gegenseitigen Vorurteilen und Stereotypen, wobei diese als über Denktraditionen transgenerational weitergegeben beschrieben werden. Die enge Eingebundenheit im eigenen Ort oder Ortsteil erweist sich als förderlich, in diesem Rahmen aktiv zu werden, aber auch als Hindernis für eine Bereitschaft, sich nach außen zu öffnen und sich über den eigenen, eng gefassten Lebensbereich hinaus zu engagieren. Für Partizipationsangebote scheint es

daher wesentlich, sich nicht an den politischen Gemeindegrenzen zu orientieren, sondern auf die für die Jugendlichen relevanten Zuordnungen zu achten.

Individuelle Verortung durch das Erleben von Gemeinschaft

Die sozialen Strukturen im Dorf können sich auf das Partizipationsverhalten von Jugendlichen auswirken. Wo junge Menschen stark sozial eingebunden sind, kann dies Partizipation stärken; die Jugendlichen erleben sich als Teil der Gemeinschaft. Diese positive Wirkung wird teilweise auch durch das Gefühl von Zugehörigkeit beschrieben, das ein Bedürfnis nach sich zieht, gemeinsam aktiv zu werden bzw. sich für das Dorf oder Gleichaltrige einzusetzen. Eine feste Eingebundenheit in die dörfliche Gemeinschaft bietet einen Rahmen, der es erleichtert wie auch erfordert, sich an den Aktivitäten vor Ort zu beteiligen, was wiederum die eigene Verortung in der Gemeinschaft weiter stärken kann.

Dieser enge Bezug zu der eigenen Gemeinschaft und die Bereitschaft, sich innerhalb des selbst definierten Rahmens einzusetzen, kann jedoch eine deutliche Abgrenzung nach außen mit sich bringen. Die Ablehnung ist insbesondere dann stark, wenn die Partizipationsaktivitäten neu und unbekannt sind oder wenn nicht sicher ist, dass andere Teilnehmende aus dem eigenen Freundes- oder Bekanntenkreis stammen oder das positiv werten.

Hier ist deutlich zu erkennen, wie ambivalent die Auswirkungen einer engeren sozialen Eingebundenheit im Dorf sein können: Einerseits kann sie bestärken, sich mit Gleichaltrigen für gemeinsame Interessen einzusetzen und diese nach außen zu vertreten, andererseits kann sie einen Konformismus fördern, der partizipatorische Initiativen oder das Ausprobieren verschiedener Lösungen hemmt. Anonymität ist in dörflichen Gemeinschaften oft keine Option: Es gibt keine Möglichkeit, mehr oder weniger anonym neue Ideen oder verschiedene Lösungswege auszuprobieren. Wo im sozialen Kontext nur eine Ablehnung von Ideen stattfindet, jedoch nicht gleichzeitig konstruktive Initiativen hervorgebracht werden, wird partizipatives Verhalten erheblich erschwert.

Gerade Jugendliche, die wenig bzw. nicht in die dörfliche Gemeinschaft eingebunden sind, weil sie etwa andere Interessen haben, nicht in den Vereinen oder der Kirche engagiert und in diese Gemeinschaft hineingewachsen sind, beschreiben, wenig Zugang zu Meinungsbildungsprozessen, lokalem Wissen, notwendigen Mitstreiter*innen oder öffentlichen Diskursen zu haben. Sie erleben sich nicht in der Gemeinschaft verortet, sondern erleben sich innerhalb des Ortes als „draußen“.

Neben der engen Anbindung an die örtliche Gemeinschaft wird eine weitere Herausforderung für Partizipation im dörflichen sozialen Gefüge beschrieben: die Angst vor Ablehnung der Peer-Gruppe sowie die Angst vor Ausgrenzung aus der Dorfgemeinschaft. Bei einigen Jugendlichen geht diese Angst so weit, dass sie hiervon die ganze Familie betroffen sehen.

Die Befürchtungen schlagen sich in Vorbehalten gegenüber anderen Jugendlichen nieder, die kontroverse Auffassungen und Werte vertreten. Die vorweggenommene soziale Kontrolle kann sowohl zu einer Konformität im Verhalten und in Meinungsäußerungen führen als auch zu einer Ablehnung von als „anders“ wahrgenommenen Jugendlichen.

Eine starke Verortung in der Dorfgemeinschaft kann also einerseits partizipatives Verhalten begünstigen und zugleich zu Konformität im Verhalten und in Meinungsäußerungen führen. Die beschriebene Angst vor sozialer Ausgrenzung und die zum Teil vorweggenommene soziale Kontrolle sind somit eine Herausforderung für jugendliche Partizipation, die im ländlichen Raum besonders brisant ist, weil sie Jugendlichen wenig Raum gibt, sich außerhalb eines (vermeintlich) akzeptierten Rahmens auszuprobieren.

2.5 Fazit

Betrachtet man nun die zu Beginn aufgeworfenen Forschungsfragen zur Teilhabe Jugendlicher im ländlichen Raum, kann zusammengefasst werden, dass den Ausgangspunkt für deren Beantwortung die Anerkennung der Heterogenität in den Lebenswelten junger Menschen auf dem Land darstellt (siehe 2.3). Es ist davon auszugehen, dass Jugendliche, selbst wenn sie dieselben Themen beschäftigen, in sehr unterschiedlicher Weise damit umgehen – auch im Blick darauf, ob sie diese überhaupt als durch sie selbst veränderbar und beteiligungswürdig interpretieren (Schlindwein und Thomas, 2021, S. 1325). Daneben spielen auch weitere Diversitätskategorien wie das formale Bildungsniveau, Geschlechteridentitäten oder das Alter eine zentrale Rolle (siehe Jung in diesem Band; Sauermann und Meijer, 2023, S. 33; Vodafone Stiftung Deutschland gGmbH, 2022, S. 5). Ob ein Thema dabei als Grund dient, sich zu beteiligen, liegt auch an der Zuschreibung von Relevanz für die individuelle Lebenswelt (Calmbach et al., 2024, S. 265). Welche Form der Beteiligung gewählt wird, ist höchst individuell. Auch werden manche Formen der Beteiligungen, auch von dem Jugendlichen selbst, nicht als solche wahrgenommen bzw. benannt (wie z.B. den Bürgermeister anzusprechen und um Unterstützung zu bitten) (Deutscher Bundesjugendring und Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2023, S. 20; Schlindwein und Thomas, 2021, S. 1326).

Als grundlegend für die Frage der Beteiligung lassen sich die sichtbaren Faktoren Mobilität und (Frei-)Räume, aber auch die Bedeutung von Ansprechpersonen und insbesondere der individuellen Verortung, die im ländlichen Raum eine besondere Stellung einnimmt, benennen.

Mobilität ist ein zentrales Thema junger Menschen im ländlichen Raum, fehlende Mobilität wird daher als Hemmnis für die persönliche individuelle Entfaltung identifiziert (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2020, S. 137). Das Vorhandensein einer Busverbindung ist dabei kein Garant für Mobilität; wenn diese nicht zuverlässig funktioniert, die Zeiten nicht zu den Nutzungsinteressen passen und vor allem nicht die Orte erreicht werden, die für die*den einzelne*n Jugendliche*n relevant sind, werden sie dort nicht partizipieren. So ist Mobilität häufig geprägt von der individuellen Lebenssituation der Familie („Elterntaxi“), dem sonstigen sozialen Netz und den finanziellen Möglichkeiten, ein eigenes Verkehrsmittel, im Normalfall ein Auto, anzuschaffen, sowie dem Erwerb der entsprechenden Fahrerlaubnis. Ist somit ein Beteiligungsangebot nicht fußläufig oder per Fahrrad erreichbar und gibt es keinen nutzbaren ÖPNV, stellt die (fehlende) Mobilität eine Zugangshürde zu Teilhabe und Partizipation dar und macht gleiche Lebenschancen abhängig von individuellen Bedingungen und der Leistungsfähigkeit der Familien.

Fehlt der Blick auf die Heterogenität Jugendlicher, wird diese demzufolge als homogene Gruppe betrachtet und wird den unterschiedlichen Bedürfnissen und Zugängen zu Mobilität keine Beachtung beigemessen, kann dies zum Ausschluss einzelner Jugendlicher an Beteiligungsmöglichkeiten führen (Grunert und Ludwig, 2023, S. 189). Grundsätzlich ist hierbei die Frage, ob eine Beteiligungsmöglichkeit genutzt werden kann, nicht nur, aber eben auch abhängig von den vorhandenen Mobilitätschancen (Braun, 2021, S. 515). Das spielt jedoch kaum eine Rolle, wenn der Ort, an dem sich Jugendliche beteiligen können, nicht der Ort ist, der für sie relevant ist, weil sie ihn nicht erreichen oder er in ihrem Alltag keine Bedeutung hat. Entsprechend eng ist die Frage nach Mobilität mit der Frage, wo sich jemand beteiligen möchte, also der Frage nach individueller Verortung, verknüpft.

Räume und Aufenthaltsorte werden im Material vielfach als Kriterium für die Bewertung einer Gemeinde herangezogen. Sie machen eine Gemeinde attraktiv oder führen zu einer Abgrenzung zum Wohnort über die Identifikation mit Räumen außerhalb. Dabei sind Räume oder Aufenthaltsorte häufig Ausgangspunkt für den Wunsch nach Beteiligung, um sich für die Schaffung, den Erhalt oder die Gestaltung einzusetzen, wie es auch Reutlinger et al. beschreiben (Reutlinger et al., 2021, S. 654). Je mehr Möglichkeiten ein Raum oder ein Gelände

bietet, desto mehr Jugendliche identifizieren sich damit und sind eher bereit, an dessen Gestaltung und Fortbestehen zu partizipieren (Tironi, 2022, S. 218). Eine Veränderung von Räumen und Strukturen in Selbstorganisation durch Jugendliche ist dabei selten (möglich) und es braucht Unterstützung, die vor allem an Beziehungen, Kontakte und Ansprechpersonen gekoppelt ist, die Partizipationsmöglichkeiten eröffnen.

Bei Möglichkeiten der Beteiligung sind insbesondere Minderjährige auf ein Netzwerk an Menschen angewiesen, die ihnen Partizipationsmöglichkeiten schaffen (Tollning und Wenzler, 2024, S. 483). Im Material wurde dabei häufig der direkte Zugang zum*zur Bürgermeister*in beschrieben, der*die im ländlichen Raum eine Schlüsselperson für Partizipationsprozesse zu sein scheint (Wendt, 2024, S. 377–378). Sind Beziehungen und Kontakte vorhanden und die relevanten Ansprechpersonen erreichbar, können diese gemeinsam mit Jugendlichen Beteiligungsmöglichkeiten schaffen; fehlen sie dagegen, ist eine erfolgreiche Partizipation kaum möglich. Entsprechend können wir an die Forderung aus den Ergebnissen der Studie „Zukunft und Beteiligung“ anschließen, die Möglichkeit der Kontaktaufnahme und den Zugang zu Ansprechpersonen zu verbessern, um die Partizipationschancen Jugendlicher zu erhöhen (Rusack und Stiller, 2024, S. 313).

Die individuelle Verortung von Jugendlichen spielt mit Blick auf die Forschungsfrage nach der Teilhabe Jugendlicher im ländlichen Raum eine besonders prägnante Rolle. Individuelle Verortung als räumliche Verortung in und außerhalb von formalen Gemeindegrenzen stellt die Frage nach dem Ort, mit dem sich die*der Jugendliche verbunden fühlt. Das ist, so wurde aus dem Material deutlich, oftmals eher eine kleinräumige Einheit wie der Ortsteil oder Weiler, in dem der*diejenige lebt, nicht aber zwingend die Gemeinde, der sie zugeordnet sind. Interesse an Teilhabe kann aber an einem ganz anderen Ort bestehen, der nicht der Wohnort, sondern z. B. der Schulort ist. Um sich im individuell gewählten Ort stärker zu beteiligen, ist es von Bedeutung, dort vor Ort zu sein, was wiederum direkt mit der Frage nach Mobilität verbunden ist. Zudem müssten im Gegenzug Partizipationsangebote auch für Jugendliche geöffnet werden, die sich beispielsweise am Schulort engagieren möchten.

Das Erleben einer Dorfgemeinschaft und die individuelle Verortung innerhalb dieser Gemeinschaft erweist sich als prägend für die Chancen auf Teilhabe Jugendlicher im ländlichen Raum. Im Material zeigt sich an verschiedenen Stellen, dass die individuelle Verortung im sozialen Gefüge bzw. in der Dorfgemeinschaft im ländlichen Raum Homogenität fördert. Als Teil des sozialen Gefüges

im ländlichen Raum eröffnen sich Zugänge zu Vereinsheimen, Stadeln (Scheunen) oder Sportplätzen, das Dorf selbst ist Sozialraum. Durch eigene Anpassungsprozesse auf der einen Seite sowie normative Erwartungen auf der anderen Seite kommt es zu einer Einengung von Möglichkeitsspielräumen und Meinungsbildungsprozessen. Nur bestimmte Jugendliche werden erreicht, andere ausgeschlossen, die Heterogenität der Jugendlichen und ihrer Bedürfnisse findet nur bedingt ihren Platz. Wer nicht Teil der örtlichen Gemeinschaft ist, der ist auf „unverzweckte Räume“ (Sting und Sturzenhecker, 2021, S. 678) angewiesen oder sucht sich andere (digitale) Sozialräume jenseits der Heimatgemeinde. In der Konsequenz führt die fehlende Verortung dazu, dass junge Menschen sich den örtlichen Aktivitäten und Strukturen verweigern oder „gehen“, sofern und sobald sie können, sich anderswo verorten oder unsichtbar werden: D. h. sie „bleiben“ und nutzen vor allem den digitalen Raum (siehe Düwel in diesem Band). Es entsteht ein Balanceakt zwischen eigener Positionierung und den Erwartungen der Dorfgemeinschaft (Walter, 2020, S. 178).

Die Heterogenität von Jugend wird oftmals innerhalb dieser dörflichen Strukturen nicht weiter abgebildet. Sie tendiert vielmehr dazu, dass kaum abweichende Meinungen geäußert werden und eine Homogenisierung entlang von Diversitätskategorien der Personen in der Gemeinschaft stattfindet (Ahlrichs und Fritz, 2024, S. 389). Die Homogenität an akzeptierten Meinungen hemmt dabei das Entstehen und Etablieren neuer Ideen oder Vorhaben; die Struktur bleibt stabil und geschlossen – ohne Raum für Veränderung (Wendt, 2024, S. 372). Jugendliche Teilhabe im ländlichen Raum zu stärken, heißt somit, die Heterogenität Jugendlicher anzuerkennen und Offenheit dafür zu schaffen, dass eine individuelle Verortung vor Ort und in der Gemeinschaft möglich ist.

Literaturverzeichnis

Ahrlrichs, Rolf; Fritz, Fabian (2024): Politische Bildung und Demokratiebildung im Verein. Das kritische Potenzial einer unterschätzten (Jugend-)Bildungsinstitution. In: Yasmine Chehata, Andreas Eis, Bettina Lösch, Stefan Schäfer, Sophie Schmitt, Andreas Thimmel, Jana Trumann, Alexander Wohnig (Hg.): Handbuch kritische politische Bildung. Frankfurt a. M.: Wochenschau Verlag, S. 386–394.

Braun, Hanna (2021): Herausforderungen bei der Umsetzung von außerschulischer politischer Jugendbildung in ländlichen Räumen. In: *Deutsche Jugend* 69 (12), S. 513–521.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hg.) (2020): 16. Kinder- und Jugendbericht. Förderung demokratischer Bildung im Kinder- und Jugendalter. BT-Drucksache 19/24200. Berlin: BMFSFJ. Online verfügbar unter <https://www.bmfsfj.de/kinder-und-jugendbericht/gesamt>, Abruf 15.01.2025.

Deutscher Bundesjugendring; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hg.) (2023): Qualitätsstandards für Kinder- und Jugendbeteiligung. Impulse zur Weiterentwicklung in Theorie und Praxis. Eine Einladung zum Mitmachen, Diskutieren und Ausprobieren. 3. Auflage. Berlin.

Grunert, Cathleen; Ludwig, Katja (2023): Jugendbeteiligung in peripher(isiert)en ländlichen Regionen – zur Verschränkung von Jugend- und Raumkonstruktionen in den Partizipationsperspektiven kommunaler Entscheidungsträger. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 18 (2), S. 183–200.

Kuckartz, Udo; Rädiker, Stefan (2024): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Umsetzung mit Software und künstlicher Intelligenz. 6., überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Reutlinger, Christian; Hüllemann, Ulrike; Brüschweiler, Bettina (2021): Pädagogische Ortsgestaltung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Ulrich Deinet, Benedikt Sturzenhecker, Larissa von Schwänenflügel und Moritz Schwerthelm (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 653–666.

Rusack, Tanja; Stiller, Anja (2024): Zukunft und Beteiligung – Eine Befragung junger Menschen in Niedersachsen. In: *Deutsche Jugend* 72 (7–8), S. 306–314.

Sauermann, Pia; Meijer, Laura (2023): Formen politischer Partizipation junger Menschen mit Blick auf Alter, Geschlecht und Bildung. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): AID:A 2023 Blitzlichter. Zentrale Befunde des DJI-Surveys zum Aufwachsen in Deutschland. Bielefeld: wbv Publikation, S. 33–38.

Schlundwein, Regina; Thomas, Peter Martin (2021): Gesellschaftlich und politisch sein. In: Ulrich Deinet, Benedikt Sturzenhecker, Larissa von Schwanenflügel und Moritz Schwerthelm (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 1323–1329.

Sting, Stephan; Sturzenhecker, Benedikt (2021): Bildung und Offene Kinder- und Jugendarbeit. In: Ulrich Deinet, Benedikt Sturzenhecker, Larissa von Schwanenflügel und Moritz Schwerthelm (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 675–691.

Tironi, Yuri (2022): Partizipation Jugendlicher in der Schweiz – Grundlagen, Bedingungen und Umsetzung. In: Manuel Fuchs, Julia Gerodetti und Martina Gerngross (Hg.): Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz. Einblicke in Theorie, Konzepte, Empirie und Alltagspraxis. Wiesbaden: Springer VS, S. 205–225.

Tollning, Christian; Wenzler, Nils (2024): Kindheiten in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Zur Herstellung, Befähigung und Verteilung von politischer Handlungsfähigkeit. In: *Deutsche Jugend* 72 (11), S. 478–486.

Vodafone Stiftung Deutschland gGmbH (Hg.) (2022): Hört uns zu! Wie junge Menschen die Politik in Deutschland und die Vertretung ihrer Interessen wahrnehmen. Eine Befragung im Auftrag der Vodafone Stiftung Deutschland. Düsseldorf. Online verfügbar unter https://www.vodafone-stiftung.de/wp-content/uploads/2022/04/Jugendstudie-2022_Vodafone-Stiftung.pdf, Abruf am 19.12.2024.

Walter, Manfred (2020): Regionale Identität in der ländlichen Lebenswelt. In: Theresa Schäfer, Maria Stöckl und Joachim Vossen (Hg.): Stadt. Land. Wo? Was die Jugend treibt. Ergebnisse und Impulse aus der Untersuchung zu Bleibe- und Wanderungsmotivationen junger Menschen in ländlichen Räumen. München: Landesstelle der katholischen Landjugend Bayerns e.V., S. 174–183.

Wendt, Peter-Ulrich (2024): „Es gibt kein Patentrezept ...“ Sozialräumliche Jugendarbeit in der sächsischen Westlausitz. In: *Deutsche Jugend* 72 (9), S. 370–380.

3 Interaktion in entgrenzten Räumen und deren Einfluss auf Partizipation (Alice Düwel)

3.1 Einleitung

Durch die raumzeitliche Entgrenzung von Kommunikation in den sozialen Medien haben Jugendliche einerseits an Handlungsräumen und Partizipationschancen gewonnen. Andererseits müssen sie mit den Herausforderungen von sich überlappenden Sozialräumen umgehen: Eltern, Lehrkräfte und potenzielle Arbeitgeber*innen können ihre Social-Media-Profile einsehen, Familie und Freunde im Messenger-Dienst nachvollziehen, wann sie zuletzt online waren und ob Nachrichten gelesen wurden. Kommunikationsbotschaften wechseln von einem in den anderen virtuellen Raum und werden regelmäßig auch von unsichtbaren Dritten mitbeeinflusst.

So wie die virtuelle Co-Präsenz von Eltern und Gleichaltrigen in den analogen Raum hineinwirkt, wirken umgekehrt auch virtuell geführte Interaktionsprozesse zurück in den analogen Raum. Im folgenden Beitrag geht es daher um die Frage, welchen Einfluss hybride Interaktionsprozesse im Zusammenspiel von medialen und non-medialen Kommunikationsformen auf die Teilhabechancen und das Partizipationsverhalten Jugendlicher haben.

Die Definition des Interaktionsbegriffs aus soziologischer Perspektive in Anlehnung an Goffman (2009) wird durch Konzepte aus der Mediatisierungsforschung ergänzt und vor dem Hintergrund jugendlichen Medienhandelns diskutiert, um die besonderen Herausforderungen durch die Überlappung von Sozialräumen in hybriden Interaktionsprozessen und deren Einfluss auf Teilhabechancen und Partizipationsverhalten zu berücksichtigen (siehe 3.2).

Im empirischen Teil (siehe 3.3) werden zunächst in Fokusgruppen digitale (siehe 3.3.1) und analoge (siehe 3.3.2) Einflussfaktoren auf das Interaktionsverhalten identifiziert. Die Ergebnisse (siehe 3.3.3) zeigen, dass die raumzeitliche Entgrenzung der Kommunikation durch digitale Plattformen nicht etwa zu einer größeren Perspektivenvielfalt führt. Die Jugendlichen beschreiben im Gegenteil einen starken Konformitätsdruck. Sie bestätigen Beobachtungen von Brüggens und Wagner (2017), wonach sie in digitalen Räumen nicht unabhängig von den sozialen Beziehungen in ihren bisherigen Handlungsräumen agieren (Brüggens

und Wagner, 2017, S. 224). Die Angst vor sozialen Konsequenzen infolge digitalen Handelns – kombiniert mit einem allgemeinen Gefühl, ohnehin nichts bewirken zu können – führt dazu, dass sich Jugendliche in private (digitale) Räume zurückziehen und eher nicht an der politischen Öffentlichkeit teilhaben. Sie beschreiben sich als „stille Beobachter*innen“. Daher wurden im Projekt Jul@ gemeinsam mit den Jugendlichen nach deren Vorstellungen gezielt Interaktionsräume neu geschaffen, in denen die Teilhabe an politischer Öffentlichkeit beobachtet und das Interaktionshandeln der Jugendlichen analysiert werden konnte (siehe 3.3.4). Parallel dazu wurden digitale Interaktionsangebote im Netzwerkdienst Instagram initiiert und nach dem Vorbild der Medienrepertoires bei Schneider und Eisenegger (2018) (siehe 3.2.4) anhand von Follower-Analysen Instagram-Repertoires gebildet (siehe 3.3.4 – Analyseschritt 1), um das Informationshandeln in dem Netzwerkdienst mit analogem Interaktionshandeln zu verbinden und daraus Interaktionstypen zu bilden (Analyseschritt 2).

Kapitel 3.4 führt die Ergebnisse aus den Fokusgruppen (siehe 3.3.3) und der Analyse des Interaktionsverhaltens in hybriden Räumen (siehe 3.3.4) zusammen und beantwortet die Forschungsfrage: Welchen Einfluss haben hybride Interaktionsprozesse im Zusammenspiel von medialen und non-medialen Kommunikationsformen auf die Teilhabechancen und das Partizipationsverhalten Jugendlicher?

3.2 Interaktion und Mediatisierung

Ausgehend von einer soziologischen Perspektive wird der Interaktionsbegriff im Folgenden durch Konzepte aus der Mediatisierungsforschung ergänzt. Unter Berücksichtigung jugendlichen Medienhandelns wird der Blick auf die Herausforderungen von sich überlappenden Handlungsräumen durch hybride Interaktionsprozesse und mediengestützte Identitätsarbeit gerichtet.

3.2.1 Der Interaktionsbegriff

Für Goffman (2009) zeichnet sich soziale Interaktion im Wesentlichen durch die gegenseitige Beeinflussung zweier oder mehrerer Personen durch das Senden von (nicht nur verbalen) Informationen aus. Er unterscheidet zwischen verkörperten Informationen und vom Körper abgelösten Botschaften. Bei Letzteren agieren die Akteur*innen zeitversetzt: Nachdem der*die Sender*in aufgehört hat zu senden, muss der*die Empfänger*in aktiv werden, um die Information aufzunehmen. Verkörperte Informationen erfordern hingegen die zeitgleiche Präsenz mindestens zweier Menschen in einem Raum. Von Botschaften unterscheiden

sie sich, indem sie durch die körperliche Präsenz, bewusst oder unbewusst, Zusatzinformationen mitliefern, die wiederum von dem*der Empfänger*in gelesen werden, woraufhin er*sie sein*ihr Verhalten anpasst (Goffman, 2009, S. 30–32).

Verkörperte Informationen tauschen Menschen auch dann miteinander aus, wenn die Interaktion nicht auf ein gemeinsames Interesse gerichtet ist. Goffman spricht dann von nicht-zentrierter Interaktion und setzt diese mit einer bloßen Zusammenkunft gleich. Von zentrierter Interaktion ist hingegen dann auszugehen, wenn mindestens zwei Menschen in einem Raum ihre Aufmerksamkeit auf ein gemeinsames Thema richten (Goffman, 2009, S. 40). Sie setzt Aktivität voraus und hat das Potenzial, andere, in derselben sozialen Situation Anwesende, auszuschließen (Goffman, 2009, S. 97). Dieselbe Situation kann demnach zugleich zentrierte und nicht-zentrierte Interaktion beinhalten. Dann nämlich, wenn eine Begegnung auch für Nichtbeteiligte zugänglich ist (Goffman, 2009, S. 164).

Schramm und Hartmann betonen, dass erst dann von einer „vollständigen Interaktion“ auszugehen ist, wenn auf die initiiierende Aktion einer ersten sozialen Entität nicht nur die Reaktion ihres Gegenübers (soziale Entität 2) folgt, sondern die soziale Entität 1 ihrerseits auch auf die Reaktion der sozialen Entität 2 reagiert (Reaktion zweiten Grades) (Schramm und Hartmann, 2007, S. 208). Die Reaktion zweiten Grades ist demnach das entscheidende Kriterium, mit dem Hartmann (2017) die soziale Interaktion von der parasozialen Interaktion abgrenzt. Letztere beschreibt ein Interaktions- und Beziehungsmuster, das insbesondere zwischen Rezipierenden und Medienfiguren auftritt. Beide sind sich zwar ihres Gegenübers bewusst, jedoch können nur die Rezipient*innen die Medienfigur beobachten und damit ihr Handeln auf sie ausrichten. Umgekehrt richtet die Medienfigur ihr Handeln zwar ebenfalls auf die Rezipient*innen aus, kann deren Reaktionen aber nur antizipieren (Hartmann, 2017, S. 13–14). Es handelt sich um die „Illusion eines gesprächshaften Austausches zwischen Medienfigur und Rezipienten“ (Hartmann, 2017, S. 9) mit entsprechenden Konsequenzen für die Handelnden und damit für die Ausgestaltung der parasozialen Beziehung. Denn in dem Moment, wo sich die Rezipient*innen der Illusion bewusst werden, „ergeben sich beachtliche normative Freiräume“, weil jedes Verhalten von der Medienfigur unsanktioniert bleibt (Hartmann, 2017, S. 15).

Krotz (2007) setzt Interaktion gleich mit auf andere Menschen bezogenem sozialen Handeln. Damit grenzt er Interaktion von instrumentellem Handeln ab, das, wie die Interaktion, ebenfalls durch erlernte soziale Werte und Normen bestimmt wird, dabei aber nicht auf andere Personen bezogen ist. Anders als Goffman unterscheidet er jedoch nicht zwischen zentrierter und nicht-zentrierter In-

teraktion, wobei sein Kommunikationsbegriff der Definition zentrierter Interaktion bei Goffman gleichkommt. Kommunikation ist nach Krotz eine Form der Interaktion, die sich dadurch definiert, dass mittels Symbolen (Gestik, Mimik, Sprache etc.) „Informationen bzw. Bedeutungen beabsichtigt übertragen und empfangen werden“ (Krotz, 2007, S. 57) Wie Goffman auf die verkörperten Informationen fokussiert, ist für Krotz das persönliche Gespräch „die wichtigste Urform von Kommunikation“ (Krotz, 2007, S. 17). Angesichts digitaler Medien entstünden jedoch völlig neue Kommunikationsweisen, die Einfluss auf Alltag, Gesellschaft und Kultur haben (Krotz, 2007, S. 16).

In dieser Arbeit definiert sich Interaktion nach den Kriterien der zentrierten Interaktion, die auch zeitversetzt über den Austausch von Botschaften erfolgen kann. Der Interaktionsbegriff ist damit gleichbedeutend mit dem Kommunikationsbegriff zu verwenden, grenzt sich aber von der parasozialen Interaktion ab, bei der sich eine soziale Entität an ein breites Publikum wendet, ohne auf die Reaktion Einzelner unmittelbar einzugehen. Anders als in eindimensionalen Medien kann die Interaktion zwischen Social-Media-Akteur*innen und ihren Follower*innen allerdings von der parasozialen Interaktion in eine zentrierte bzw. eine vollständige Interaktion übergehen. Dann nämlich, wenn Rezipierende etwa per Direktnachricht¹⁰ auf einen Post reagieren und der*die Absender*in seinerseits bzw. ihrerseits auf die Nachricht antwortet. Bei Kommentaren handelt es sich um eine hybride Form aus sozialer und parasozialer Interaktion (siehe 3.2.4). Einerseits kommen eine oder mehrere soziale Entitäten in einen diskursiven Austausch (soziale Interaktion), andererseits lesen unbekannte Dritte mit – ein Zustand, der den Kommentierenden zwar bewusst ist, jedoch können sie über deren Reaktionen wiederum nur spekulieren (parasoziale Interaktion).

3.2.2 Mediatisierung jugendlicher Alltags- und Erfahrungswelten

Der von Krotz geprägte Mediatisierungsbegriff berücksichtigt den Einfluss, den Medien als „technische Institutionen, über die bzw. mit denen Menschen kommunizieren“, auf Alltag, Gesellschaft und Kultur haben (Krotz, 2007, S. 37–38). Er definiert Mediatisierung als einen Prozess mit offenem Anfang und Ende, der auf Makro-, Meso- und Mikroebene Veränderungen durch mediale Entwicklungen erforscht (Krotz, 2007, S. 38). Der Wandel von Kommunikation durch die Weiterentwicklung der Medien spielt dabei eine wichtige Rolle (Krotz, 2007, S.

¹⁰ Direktnachrichten werden in Sozialen Netzwerken nicht öffentlich angezeigt. Analog zu privaten Chatnachrichten sind sie nur für Sender*in und Empfänger*in zu sehen.

56). „Mediennutzung beabsichtigt in der Perspektive des Nutzers eine Einbindung in kommunikatives Geschehen und steht damit offensichtlich als Fall sozialen Handelns ‚zwischen‘ einem instrumentellen Umgang mit Dingen einerseits und kommunikativem Handeln zwischen Personen andererseits“ (Krotz, 2007, S. 57).

Brüggen et al. definieren Mediatisierung als „einen gesellschaftlichen Meta-Prozess, der sich in Wechselwirkung zwischen medialen Innovationen und sozialen Transformationen vollzieht“ (2022, S. 588) In Bezug auf die Digitalisierung weisen sie auf die zunehmende räumliche und zeitliche Entgrenzung von Kommunikation durch digitale Medien hin, die sich auch auf die Bildung und Ausgestaltung von Sozialräumen auswirkt (Brüggen et al., 2022, S. 588). Mit der Nutzung digitaler Medien als Orte sozialer Interaktion verändert sich die Wahrnehmung von Sozialräumen und damit auch die Identitätsarbeit junger Menschen (siehe 3.2.6): Digitale Medien bieten „einerseits einen Möglichkeitsraum, in dem sich Jugendliche selbst darstellen und erproben. Andererseits bieten Medien Vorlagen für Identitätsprojekte, anhand derer sich Lebensphilosophien ausbilden oder zumindest diskutiert werden“ (Dallmann et al., 2017, S. 204) (siehe 3.2.5). Influencer bieten Rollenvorbilder und liefern entwicklungsrelevante Informationen, die verfügbare Vorbilder im natürlichen Umfeld den Jugendlichen möglicherweise nicht geben können oder wollen. Insbesondere über WhatsApp und Snapchat schaffen sich Heranwachsende¹¹ laut Paus-Hasebrink und Oberlinner (2017) „eigene, von den Eltern unabhängige Räume“, in denen sie sich austauschen und Gruppenzugehörigkeiten klären. Vor allem die Mädchen suchen über Messenger-Dienste Rat, Bestätigung und Anerkennung bei ihren Freund*innen. Speziell Jungen aus „Familien mit erheblich sozio-emotionalen Problemen“ nutzen hingegen Computerspiele als Ersatz für fehlende soziale Kontakte außerhalb der Onlinewelt. In dem geschützten Raum des Spiels bewältigen sie Herausforderungen und erleben Gemeinschaft, füllen als leer empfundene Zeit und bauen aufgestauten Frust und Aggressionen ab (Paus-Hasebrink und Oberlinner, 2017, S. 247–250). Damit liefern soziale Medien drei zentrale Handlungskomponenten für die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben in der Jugendphase: Identitäts-, Beziehungs- und Informationsmanagement (Paus-Hasebrink und Oberlinner, 2017, S. 244).

Durch Medien werden Sozialräume umgeschichtet bzw. überlagert. Räumlicher und sozialer Aktionsradius sind nicht länger voneinander abhängig. Zeiterleben und Erlebnisdichte definieren sich neu (Dallmann et al., 2017, S. 199–200). Mit

¹¹ Die Autor*innen nehmen hier auf Jugendliche aus sozial benachteiligten Familien Bezug.

der raumzeitlichen Entgrenzung der Medien haben Jugendliche an (digitaler) Mobilität gewonnen, die sie in die Lage versetzt, sich über sozialökologische Grenzen hinwegzusetzen (Dallmann et al., 2017, S. 205). „Medien sind damit gleichermaßen als Vehikel und Ressourcen zu verstehen wie auch als Erfordernisse und Vorlagen, die jugendliche Alltags- und Lebenswelten mit statuieren“ (Dallmann et al., 2017, S. 205). Medien erweitern den individuellen Wirkungs- und Erfahrungsraum und geben Inspiration, die über das persönliche Umfeld hinausreichen kann (Krotz, 2017, S. 33). Sie erlauben ein „Ausbrechen“ aus individuellen Sozialisationskontexten. Und gerade Jugendliche suchen sich Identitätsvorlagen unabhängig von ihren bisherigen Handlungsräumen (Deinet, 2022, S. 556–557).

Dass sie dabei tatsächlich unabhängig sind, stellen Brügggen und Wagner (2017) jedoch infrage. Einerseits nutzen Jugendliche soziale Medien, um ausgehend von den eigenen Interessen neue Freund*innen zu finden (Brügggen und Wagner, 2017, S. 222). „Wie ein ‚virtuelles Jugendzentrum‘ korrespondiert das Angebot der Plattform direkt mit der Entwicklungsaufgabe von Jugendlichen, eigenständig und unabhängig von der Familie soziale Beziehungen aufzubauen und zu pflegen“ (Brügggen und Wagner, 2017, S. 221). Andererseits wird in Bezug auf das Interaktionsverhalten deutlich, „dass auch die soziale Rahmung und in den jeweiligen Sozialräumen etablierte Regeln eine Rolle spielen, wie sich die Jugendlichen zu den Posts [im Netzwerkdienst] positionieren“ (Brügggen und Wagner, 2017, S. 221). Soziale Medien begünstigen zwar die Entgrenzung von Sozialräumen, indem Inhalte und Lebensaspekte aus verschiedenen Lebensbereichen für andere Personenkreise sichtbar werden (Brügggen und Wagner, 2017, S. 223–224), Jugendliche agieren jedoch auch in digitalen Räumen nicht unabhängig von ihren bisherigen Handlungsräumen. Inhalte liken könne man zum Beispiel aus Perspektive der Jugendlichen nur dann, wenn zwischenmenschliche Beziehungen und sozialräumlich etablierte Verhaltensregeln es zulassen würden (Brügggen und Wagner, 2017, S. 224).

Brügggen und Wagner (2017) weisen außerdem darauf hin, dass durch die Überlappung von Sozialräumen neue Bewältigungsaufgaben entstehen. Sozialräume getrennt zu halten und die eigene Privatsphäre zu schützen, wird angesichts öffentlich geteilter Inhalte zunehmend unmöglich (Brügggen und Wagner, 2017, S. 223–224).

Das Zusammenspiel von analogen und digitalen Handlungsräumen beschreibt Hintz (2018, S. 212) mit dem Begriff „kleiner sozialer Lebenswelten“, die Jugendliche in ihrem Alltag vielfach durchschreiten und denen sie Elemente ent-

nehmen, um sie ihrerseits in Form von Text, Bild und Video in der kleinen sozialen Lebenswelt der Social Community zu teilen, wo sie wiederum kommunikativ verarbeitet werden. Die Rolle der Jugendlichen in diesem Kommunikationsprozess bezeichnet Hintz als „Teilzeit-Teilnehmerinnen und Teilzeit-Teilnehmer“ (Hintz, 2018, S. 212). Die Kommunikationsarbeit in der Social Community verändert die Rolle der Jugendlichen in ihrer kleinen sozialen Lebenswelt, aus deren Wirklichkeit sie Elemente teilen; sie versetzt sie in eine gestaltende Rolle. Hintz bezeichnet die Jugendlichen daher als Lebensweltarbeiter*innen, die kleine soziale Lebenswelten und die in diesen gemachten Wirklichkeitserfahrungen für andere sichtbar machen. Die Social Community wird damit zum Reflexionsraum in der Sozialisation (Hintz, 2018, S. 213–214). Allerdings unterliegt die Kommunikation in der Social Community Regeln, die aus analogen Handlungsräumen mitgebracht werden. „Wünsche und Vorstellungen, Sollvorstellungen dritter sowie eigene Kompetenzen, Ziele und Möglichkeiten werden miteinander verbunden, wobei die Social-Community-Kommunikation als Werkzeug fungiert, um diese Aushandlungsprozesse auszugestalten und sichtbar zu machen“ (Hintz, 2018, S. 214).

Mediatisierung erweitert individuelle Handlungsräume, indem sich Rezipient*innen räumlich und zeitlich unabhängig von einer „kleinen sozialen Lebenswelt“ in die nächste bewegen können. Dabei überlappen sich allerdings sowohl digitale als auch analoge Handlungsräume, wenn Inhalte von einem Raum in den anderen wechseln und dort kommunikativ weiterverarbeitet werden. In mediatisierten Welten wird es damit zunehmend zur Herausforderung, Öffentlichkeit und Privatsphäre zu trennen.

3.2.3 Aufsplitterung der Öffentlichkeit

Klaus (2017) definiert Öffentlichkeit „als jenen fortlaufenden Prozess (...), in dem sich die Mitglieder einer Gesellschaft darüber verständigen, wie sie leben wollen“. Durch die Thematisierung, Verallgemeinerung und Bewertung von Erfahrungen werden im Prozess Öffentlichkeit „gesellschaftliche Wirklichkeitskonstruktionen verhandelt, gefestigt, ent- oder verworfen, die gesellschaftlichen Bedeutungen von Themen herausgearbeitet, die Regeln und Normen des gesellschaftlichen Zusammenlebens bestätigt oder kulturelle Ziele überprüft und kulturelle Identitätsvorlagen geliefert, nicht zuletzt auch die politische, ökonomische und juristische Verfasstheit der Gesellschaft diskutiert und legitimiert“ (Klaus, 2017, S. 23). In Bezug auf Teilhabechancen differenziert die Autorin Öffentlichkeit in Abhängigkeit von Komplexität der Kommunikationsstruktur und Machteinfluss in drei Ebenen von der gleichberechtigten zwischenmenschlichen

Begegnung über strukturierte Aushandlungsprozesse etwa in Vereinen und Bewegungen bis zur komplexen politischen Ebene. Das Problem: Je höher der Machteinfluss, desto geringer sind die Partizipationsmöglichkeiten (Klaus, 2017, S. 23–26).

Der Öffentlichkeitsbegriff von Klaus entspricht der Bedeutung der politischen Öffentlichkeit bei Habermas (2022). Bei ihm kommt der politischen Kommunikation in der Öffentlichkeit insofern eine bedeutende Rolle im Sinne der Teilhabe zu, als dass sich der Handlungsrahmen politischer Akteur*innen nicht nur aus den gesetzlichen Rahmenbedingungen und funktionalen Notwendigkeiten ergibt, sondern auch aus gesellschaftlichen Interessen und Präferenzen der Wähler*innen. Letztere bewerten dann ihrerseits in öffentlichen Diskursen die getroffenen Entscheidungen und ziehen daraus ihre Konsequenzen für die nächsten Wahlen (Habermas, 2022, S. 22–25). Habermas beschreibt die deliberative Demokratie als eine Form „kollektiver Selbstbestimmung“, in der „*Demokratie und Rechtsstaatlichkeit auf Augenhöhe*“ immer wieder neu verhandelt werden. So gibt es zwar eine allgemeingültige Rechtsgrundlage. Diese legitimiert sich jedoch aus den Individuen, die ihr Handeln Kraft ihrer Meinungs- und Willensbildung nach den geltenden Normen ausrichten (Habermas, 2022, S. 16–20). Was Klaus (2017) als Wirklichkeitskonstruktion beschreibt, ist bei Habermas (2022) ein gemeinsamer Interpretationsrahmen, der sich aus einem möglichst vielfältigen Diskurs ergibt. Er definiert zwei wesentliche Ansprüche an die Demokratie: Deliberation und Inklusion (Habermas, 2022, S. 21). Mit Blick auf die Rolle der Medien im demokratischen Meinungsbildungsprozess unterscheidet Habermas (2022) zwischen der politischen Öffentlichkeit, die mit ihrem inklusiven Charakter grundsätzlich den Anspruch hegt, alle Perspektiven, Meinungen und Gegenmeinungen abzubilden, der privaten Sphäre ohne inklusiven Anspruch und sogenannten Halböffentlichkeiten, die durch neue Medien entstehen – Plattformen, auf denen sich alle Nutzer*innen als gleichberechtigte Akteur*innen in wechselnden Rollen als Kommunikator*innen und Rezipient*innen zu spontan gewählten Themen austauschen. Während die politische Öffentlichkeit sich dadurch auszeichnet, dass sie bewusst nicht die eine Wahrheit, sondern eine Vielfalt von Perspektiven, von Pro- und Kontrameinungen diskutiert und daraus einen die Gesellschaft verbindenden Interpretationsrahmen herausarbeitet, zeichnen sich die vielen Halböffentlichkeiten in sozialen Medien dadurch aus, dass sie sich in Echokammern von dissonanten Meinungen abschirmen. Die Entgrenzung im scheinbar endlosen digitalen Raum einerseits und die Fragmentierung in Halböffentlichkeiten andererseits führen dazu, dass soziale Medien eben nicht die inklusive Funktion erfüllen, die von klassischen,

professionell nach Relevanz und Nachrichtenwert kuratierten Medien erbracht wird (Habermas, 2022, S. 44–55).

Die Verlagerung politischer Informationsnutzung in soziale Medien birgt die Gefahr, dass öffentlich und privat nicht mehr unterschieden werden und die politische Öffentlichkeit ihrer Inklusionsfunktion nicht mehr nachkommen kann (Habermas, 2022, S. 61). Algorithmen gesteuerte Filterblasen und Echokammern verhindern die von Klaus beschriebene, gemeinsam geteilte Wirklichkeit und befördern die Transformation von Öffentlichkeit in „eine Vielzahl von parallelen fluiden (veränderlichen) Teilöffentlichkeiten“ (Jarren und Klinger, 2017, S. 33–34). Schneider und Eisenegger gehen davon aus, dass durch die „Aufsplitterung des Publikums“ die von Habermas bereits in den sechziger Jahren beschriebene Inklusionsfunktion (Habermas, 2022) auf der Ebene der politischen Öffentlichkeit bedroht ist. Weil die Gesellschaft durch unterschiedliche Informationsnutzung nicht mehr über einen gemeinsamen nachrichtlichen Kenntnisstand verfügt, sei „die Qualität von gesellschaftlichen Diskursen“ und damit letztlich auch die von demokratischen Entscheidungen gefährdet (Schneider und Eisenegger, 2018, S. 94).

Politische Entscheidungsprozesse

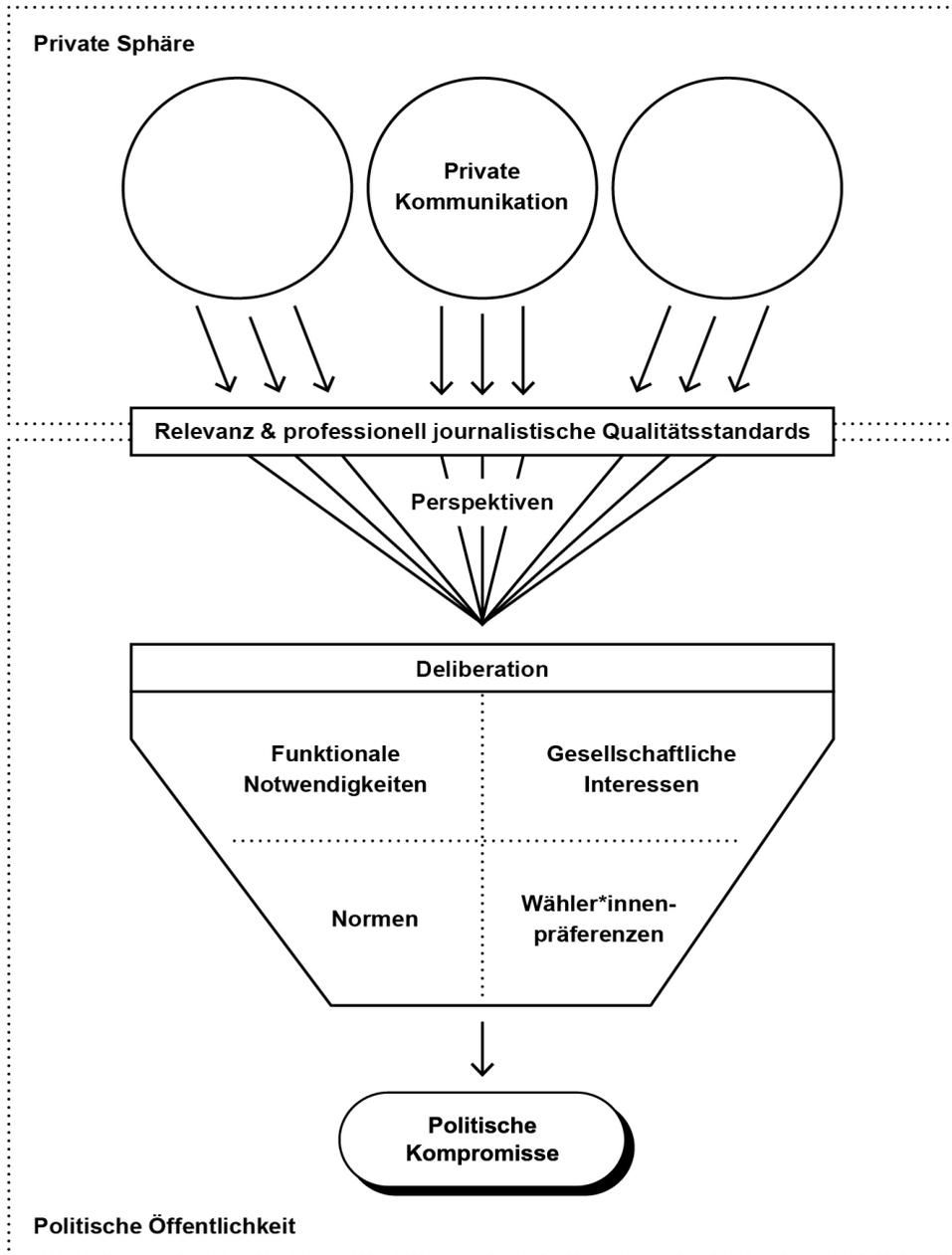


Abbildung 2: Politische Entscheidungsprozesse (eigene Darstellung nach Habermas, 2022)

Abbildung 2 zeigt, wie politische Entscheidungen nach Habermas (2022) zustande kommen. Demnach fungieren professionell-journalistische Kriterien als Gatekeeper, die die private Sphäre von der politischen Öffentlichkeit trennen. Entscheidend dabei ist der inklusive Charakter der Medien, der eine Perspektivenvielfalt sicherstellt. Die Deliberation, die auf politischer Ebene schließlich zur Kompromissbildung führt, erfolgt auf Basis der geltenden Rechtslage, funktionaler Notwendigkeiten, aber auch gesellschaftlicher Interessen und Präferenzen der Wähler*innen.

3.2.4 Mediales Informations- und Interaktionsverhalten Jugendlicher

In einer Langzeitstudie mit jährlich rund 3400 Onlineinterviews unter schweizer Mediennutzer*innen im Alter von 16 bis 69 Jahren beobachten Schneider und Eisenegger (2018), wie sich das Mediennutzungsverhalten in den Jahren von 2009 bis 2017 entwickelt hat (Schneider und Eisenegger, 2018, S. 96). Um verschiedene Mediennutzungsmuster aufzudecken, rücken nach dem Konzept der Repertoirebildung die Jugendlichen selbst in den Mittelpunkt der Betrachtung. Ausgehend von ihrer individuellen Mediennutzung werden Muster entwickelt und zu Typen geclustert, die anschließend auch mit soziodemografischen Merkmalen in Beziehung gesetzt werden können (Schneider und Eisenegger, 2018, S. 95). In Bezug auf die Altersgruppe der 16- bis 29-Jährigen arbeiten Schneider und Eisenegger drei Nutzertypen heraus, in die sich drei Viertel der Altersgruppe einordnen lassen: Intensivnutzer*innen, Global Surfer und News Deprivierte (Schneider und Eisenegger, 2018, S. 96). Intensivnutzer*innen nutzen ein breites Angebot überwiegend klassischer Nachrichtenmedien, darunter auch überregionale und internationale Qualitätsmedien. Global Surfer informieren sich bevorzugt online und kostenlos, aber auch klassische Medien spielen in ihrer Informationsnutzung noch eine Rolle; regionale und nationale Printmedien gehören jedoch nicht zu ihrem Repertoire. Ihre Nachrichtenrezeption ist nicht ritualisiert, sondern folgt einem tagesabhängigen Zufallsprinzip. Die News-Deprivierten nutzen klassische Medien (Print, TV und Radio), aber auch Online Newssites zu einem deutlich geringeren Anteil als die anderen Nutzertypen. Ihre Social-Media-Nutzung fällt hingegen deutlich höher aus. Dabei geht es ihnen jedoch weniger um nachrichtliche Angebote als vielmehr um Unterhaltung und die Pflege von sozialen Kontakten (Schneider und Eisenegger, 2018, S. 97–100). In den Jahren von 2009 bis 2017 ist der Anteil der News-Deprivierten unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen von 16 bis 29 Jahren um 14 Prozentpunkte von 32 auf 46 Prozent angestiegen. Damit bilden sie unter den verschiedenen Nutzertypen inzwischen die größte Gruppe. Im gleichen Zeitraum ist der Anteil der Intensivnutzer*innen von 13 auf 11 Prozent gesunken und der der

Global Surfer von 16 auf 20 Prozent gestiegen (Schneider und Eisenegger, 2018, S. 100–101). Die Art der Mediennutzung wirkt sich über die Wahrnehmung von Nachrichtenereignissen indirekt auch auf die Politikwahrnehmung und die Wahrnehmung von Partizipationschancen aus. Während Intensivnutzer*innen komplexe Debatten im Rahmen demokratischer Entscheidungsfindungsprozesse verfolgen und daher Probleme durchaus als lösbar erleben, beschränkt sich die Wahrnehmung der News-Deprivierten auf Krisen und Skandale. „Die unterdurchschnittliche Beachtung des politischen Entscheidungsfindungsprozesses in Kombination mit grösserer [sic!] Aufmerksamkeit für bedrohliche Ereignisse fördert das Bild einer unberechenbaren Gesellschaft. Eine solche Gesellschaft scheint durch die ‚Naturgewalt‘ zufällig über die Welt hereinbrechender Ereignisse geprägt zu sein oder das Werk ‚starker Männer und Frauen‘, die dieser Welt den Stempel aufdrücken“ (Schneider und Eisenegger, 2018, S. 103). Anders als die News-Deprivierten sind die Global Surfer zwar politisch interessiert, zeigen aber kein Interesse für regionale und nationale Themen (Schneider und Eisenegger, 2018, S. 102–103), auf die sie Einfluss nehmen könnten. Es ist daher zu vermuten, dass auch sie ihre Partizipationschancen eher gering einschätzen. Nach Schneider und Eisenegger (2018) zieht sich das Phänomen der News-Deprivation in der Schweiz durch alle sozialen Schichten. Zwar ist der Anteil Jugendlicher mit höheren Bildungsabschlüssen unter den Intensivnutzer*innen (40 Prozent) und Global Surfern (30 Prozent) höher als bei den News-Deprivierten (25 Prozent), jenseits dessen können die Autoren jedoch keine weiteren milieuspezifischen Unterschiede festmachen (Schneider und Eisenegger, 2018, S. 100).

Die JIM-Studie (2023) zeigt hingegen deutliche Unterschiede in der nachrichtlichen Informationsnutzung der 12- bis 19-Jährigen in Deutschland auf. Demnach nutzen Jugendliche mit hohem formalen Bildungshintergrund die unter Jugendlichen beliebtesten Informationsquellen für nachrichtliche Themen, Familie (67 Prozent Gymnasiast*innen vs. 57 Prozent Haupt- und Realschüler*innen), TV und Radio (58 vs. 50 Prozent) sowie Gespräche mit Freund*innen (55 vs. 50 Prozent) häufiger als solche mit geringerem formalen Bildungshintergrund. Sie nutzen auch häufiger Nachrichten-Apps (21 vs. 12 Prozent) oder die Onlineangebote von Zeitungen und Zeitschriften (16 vs. 11 Prozent) (Feierabend et al., 2023, S. 44–46).

Der Shell-Jugendstudie zufolge sind 96 Prozent der Jugendlichen in Messenger-Diensten und sozialen Netzwerken aktiv (Albert et al., 2019, S. 30). Die wichtigsten sozialen Netzwerke für die Nachrichtennutzung sind YouTube (33

Prozent der 12- bis 19-Jährigen informieren sich hier täglich oder mehrmals wöchentlich über das aktuelle Weltgeschehen), TikTok (30 Prozent) und Instagram (29 Prozent) (Feierabend et al., 2023, S. 44).

Mit 94 Prozent regelmäßiger Nutzung bleibt WhatsApp der JIM-Studie zufolge 2023 die wichtigste App für 12- bis 19-Jährige, gefolgt von Instagram (62 Prozent), TikTok (59 Prozent) und Snapchat (49 Prozent). Die Anzahl der regelmäßigen Facebook-Nutzer*innen ist unter den befragten Jugendlichen von 28 auf 22 Prozent zurückgegangen, während die regelmäßige Nutzung von Streamingplattformen wie Discord und Twitch leicht zugenommen hat (von 16 auf 19 bzw. von 11 auf 13 Prozent). Anders als bei anderen Plattformen lassen sich hier allerdings erhebliche Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen feststellen. So nutzen Jungen Discord zu 28 Prozent täglich oder zumindest mehrmals pro Woche, Mädchen lediglich zu 8 Prozent. Bei Twitch sind es 21 Prozent männliche und 5 Prozent weibliche regelmäßige Nutzer*innen (Feierabend et al., 2023, S. 32–34).

Während WhatsApp in allen Altersgruppen relevant ist, wird Instagram mit zunehmendem Alter immer bedeutsamer. TikTok und Snapchat werden vor allem in der Zielgruppe ab 14 Jahren häufig genutzt. Insbesondere die TikTok-Nutzung nimmt jedoch mit zunehmendem Alter wieder ab (Feierabend et al., 2023, S. 35).

96 Prozent der 12- bis 19-Jährigen besitzen ein eigenes Smartphone (Feierabend et al., 2023, S. 6). Es ist der ständige Begleiter, vom Aufwachen mit der Weckerfunktion bis zum letzten Nachrichtencheck vor dem Einschlafen. Jugendliche verfügen über 30 bis 50 WhatsApp-Kontakte und chatten regelmäßig mit 5 bis 20 Personen plus Gruppenchats (Albert et al., 2019, S. 32). Materna et al. (2021) stellen fest, dass Medienhandeln „auch eine soziale Funktion einnehmen kann. Über das Posten von berührenden oder witzigen Inhalten sowie von Fotos aus der eigenen Lebenswelt (zum Beispiel Familienfeiern, Schul-Motto-Wochen, besonderen Mahlzeiten) ließen die Jugendlichen ihre Peers an ihrem Alltag teilhaben“ (Materna et al., 2021, S. 86). Dabei zeigen sie kanalabhängige Unterschiede im Medienhandeln: „Während Bilder, die als Snaps die Snapchat-Flammen am Leben erhalten sollten, täglich ohne großen Anspruch auf Aussagekraft und ästhetische Qualität verschickt wurden, wählten die teilnehmenden Jugendlichen Fotos für ihren Instagram-Feed wesentlich gezielter aus und posteten diese seltener“ (Materna et al., 2021, S. 46).

Das stützen auch die Erkenntnisse von Bamberger et al. (2023), die sich schwerpunktmäßig auf qualitative Interviews mit Jugendlichen im Alter von 12

bis 15 Jahren beziehen. Die Befragten erklären, dass sie Feed-Beiträge aus Angst vor negativen Reaktionen bis hin zu Mobbing mit viel Bedacht auswählen. Einen weniger großen Perfektionszwang verspüren sie hingegen bei Story-Beiträgen, die nach 24 Stunden automatisch wieder gelöscht werden (Bamberger et al., 2023, S. 5).

Jede*r zweite Jugendliche hat 2022 mittelbar oder unmittelbar mit Cybermobbing zu tun. Betroffen sind vor allem „formal Niedriggebildete“ und Mädchen (BARMER, 2022, S. 47). Die allermeisten kommen über WhatsApp (58 Prozent der Befragten mit Mobbing Erfahrung) mit Mobbing in Kontakt. Bei Instagram sind es 42 Prozent und bei TikTok 38 Prozent, wobei mit den wachsenden Nutzungszahlen auch das Mobbinggeschehen auf TikTok gegenüber dem Vorjahr (26 Prozent im Jahr 2021) stark zugenommen hat. Auf Snapchat ist es immerhin noch jede*r Vierte und in Online-Foren und Chatrooms jede*r Fünfte, der*die mit Mobbing in Berührung kommt (BARMER, 2022, S. 50). Bei den meisten Mobbing Erfahrungen handelt es sich um Beleidigungen (74 Prozent), gefolgt von der Verbreitung von Gerüchten (54 Prozent). Mit 7 Prozentpunkten Steigerung gegenüber dem Vorjahr hat die soziale Ausgrenzung durch den Ausschluss aus digitalen Gruppen deutlich zugenommen (38 Prozent im Jahr 2022). Jede*r Dritte hat bereits erlebt, dass von ihm*ihr peinliche Fotos oder Videos bzw. vertrauliche Informationen (25 Prozent) gepostet wurden (BARMER, 2022, S. 51). Hilfe sehen die befragten Jugendlichen im analogen Raum bei Familie (65 Prozent), Freund*innen (48 Prozent), Lehrkräften (21 Prozent) und Polizei (17 Prozent). Jedoch versucht immer noch fast jede*r Dritte, Cybermobbing allein zu lösen oder schlicht zu ignorieren (BARMER, 2022, S. 56). Und das obwohl sich die Mehrheit darüber einig ist, dass es hilfreich sein kann, wenn Eltern Verständnis zeigen und Rückhalt geben (89 Prozent), Freund*innen sich offen zu den Gemobbten bekennen (80 Prozent) und diese am besten auch auf das Problem ansprechen (71 Prozent) (BARMER, 2022, S. 63). Über die Gründe, warum sich trotzdem noch so viele Mobbingopfer keine Hilfe holen, lässt sich an dieser Stelle nur spekulieren.

Als Strategie, um Konflikte zu vermeiden, pflegen einige Jugendliche mehrere Accounts, die sie teils öffentlich, teils privat halten, um im Schutz der Anonymität agieren zu können (Bamberger et al., 2023, S. 4).

Materna et al. (2021) unterscheiden zwischen semiprivater Kommunikation in abgegrenzten Räumen mit potenziell bekannten Mitgliedern und semiöffentlicher Kommunikation, deren Publikum grenzenlos ist. Die Jugendlichen in ihrer Studie interagieren nur dann semiöffentlich, wenn sie eine persönliche Betrof-

fenheit zu einem Thema verspüren und entsprechend über hinreichend Vorwissen verfügen (Materna et al., 2021, S. 84–87). Ihre Scheu vor Interaktion in semiöffentlichen Räumen begründen sie damit, dass sie nicht daran glauben, mit ihren Beiträgen eine konstruktive Diskussion erwirken zu können, dass ihre Peers von ihnen eher Unterhaltung als politische Beiträge erwarten und dass sie insgesamt Respekt vor der Reaktion anderer auf ihre geposteten Beiträge haben (Materna et al., 2021, S. 90–91). Die Untersuchungen von Soßdorf (2016) unterstreichen das. Demnach können sich die meisten der von ihr befragten Jugendlichen zwar durchaus vorstellen, einen politischen Beitrag zu liken und/oder weiterzuleiten (73 Prozent), und 53 Prozent haben das auch schon einmal getan. Allerdings können sich nur 27 Prozent der Befragten vorstellen, politische Inhalte in ihrem eigenen Profil einzutragen. Lediglich 10 Prozent haben das schon einmal gemacht (Soßdorf, 2016, S. 231).

Die Ergebnisse legen die Vermutung nahe, dass die Social-Community-Kommunikation, wie Hintz (2018) sie beschreibt (siehe 3.2.2), weniger auf die Aushandlung politischer Öffentlichkeit mit dem Ziel der Teilhabe (siehe 3.2.3) fokussiert, sondern darin vorrangig zwischenmenschliche Beziehungen und sozialräumlich etablierte Verhaltensregeln über Netzwerkdienste verhandelt werden. Wie in Kapitel 3.2.2 ausgeführt, überlappen sich dabei nicht nur digitale Räume, vielmehr stehen auch analoge und digitale Handlungsräume in Wechselwirkung zueinander. Zentrales Vehikel dabei ist das Smartphone.

3.2.5 Hybride Interaktionsprozesse durch Messenger-Dienste

Eisentraut (2016) unterscheidet in Bezug auf den Einfluss des Mobiltelefons auf das Interaktionsverhalten junger Menschen zwischen dem Smartphone und dem sogenannten „Notfallhandy“, das Kinder häufig mit dem Eintritt in die weiterführende Schule bekommen, damit der elterliche Schutzauftrag über den privaten Raum hinaus aufrechterhalten werden kann. Bei Letzterem handle es sich, so der Autor, häufig um „exklusive Interaktionsmuster“ zwischen Eltern und Kind. Mit dem Anspruch permanenter Erreichbarkeit und Kontrollierbarkeit auch jenseits des familiären Einflussbereichs bauen Eltern damit eine virtuelle Ko-Präsenz auf, die von den Kindern in „stiller Komplizenschaft“ akzeptiert wird (Eisentraut, 2016, S. 102).

Der Wechsel vom „Notfall-Handy“ zum Smartphone markiert hingegen den „Übergang von Kindheit zu Jugend“ (Eisentraut, 2016, S. 108). Das Smartphone wird als bedeutend für die Kontaktpflege mit Freund*innen beschrieben (Eisentraut, 2016, S. 107–108). Mit den Peer-Kontakten erweitert sich auch der

Handlungsspielraum außerhalb des familiären Kontextes. Generationale Ordnungsprozesse zwischen Eltern und Kind werden neu verhandelt (Eisentraut, 2016, S. 112–113), die virtuelle Ko-Präsenz der Eltern nicht länger hingenommen. In qualitativen Fokusgruppen bewerten Neuntklässler bei Eisentraut Anrufe der Eltern nur noch dann als legitim, wenn sie einem bestimmten Zweck dienen, möglichst kurz gehalten sind und nach längerer Kontaktpause erfolgen. Kommt es zu „Kontrollanrufen“ während einer parallelen Face-to-face-Situation mit Peers, wird die Interaktion mit den Eltern entweder gar nicht beantwortet, auf das Allernötigste beschränkt oder in einen Chat verlagert (Eisentraut, 2016, S. 113–115). Eisentraut spricht von einer „Statuspassage zwischen den Polen generationalen Ordners und peerbezogenen Ordners“, in deren Verlauf sich die „Komplizenschaft“ zwischen Eltern und Kind nach und nach auflöst und der Kontrollanspruch der Eltern seitens der Kinder immer weniger akzeptiert wird (Eisentraut, 2016, S. 117).

Mit der technologischen Möglichkeit der ständigen Erreichbarkeit geht auch eine entsprechende Erwartungshaltung sowohl seitens der Eltern als auch der Peers einher. Dies führt dazu, dass auch analoge Räume wie die Schule oder der Familientisch nicht mehr isoliert sind, sondern durch Messenger-Dienste in ständiger virtueller Ko-Präsenz stehen (Eisentraut, 2016, S. 144–145).

Instant-Messenger-Dienste wie WhatsApp stellen einen „Sonderfall virtueller Ko-Präsenz“ (Eisentraut, 2016, S. 155) dar, weil sie den Nutzer*innen die Möglichkeit eröffnen zu kontrollieren, wann andere Nutzer*innen verfügbar sind. Von der Reziprozitätserwartung abweichendes Verhalten, also eine ausbleibende Reaktion auf eine Kommunikation, kann „zu erheblichen emotionalen Verunsicherungen führen“ (Eisentraut, 2016, S. 156). Jugendliche fühlen sich zurückgesetzt und in der Freundschaftshierarchie herabgestuft (Eisentraut, 2016, S. 155–156). In virtueller Ko-Präsenz mit Peers, etwa bei „Marathontelefonaten“ über mehrere Stunden bis hin zu ganzen Nächten, stehen Reziprozitätserwartung und Verfügbarsein über der Privatsphäre und individuellen Bedürfnissen. Jugendliche bleiben über das Handy füreinander verfügbar (Eisentraut, 2016, S. 151–153). „Die Aufrechterhaltung des Beziehungsstatus und Sicherung von Zugehörigkeit werden einer Orientierung am Selbst vorgezogen“ (Eisentraut, 2016, S. 154).

Anders als in Einzelchats besteht bei Gruppenchats zwar nicht die Erwartung sofortiger Reaktion, dennoch betonen Interviewte bei Eisentraut die hohe Relevanz, die Inhalte zu lesen und den Stress, den die permanente virtuelle Ko-Präsenz in mehreren parallelen Chats für sie bedeutet (Eisentraut, 2016, S.

150). Am Beispiel von Klassenchats wird deutlich, wie Gruppenchats als „raumzeitliche Verlängerung von Interaktion“ funktionieren. Dabei werden sie zum Teil durchaus als Störung des privaten Raums wahrgenommen, weshalb die Jugendlichen sich unter Anwendung unterschiedlicher Strategien zeitweise aus den Gruppenchats zurückziehen; aus Gründen der Vergemeinschaftung können sie diese aber nicht verlassen (Eisentraut, 2016, S. 164–166).

Das Handy dient zudem der Identitätsarbeit (siehe dazu auch die Erkenntnisse von Paus-Hasebrink und Oberlinner (2018) in Kap. 3.2.2 und Kap. 3.2.6). Dann nämlich, wenn Solidarisierungs- und Abgrenzungsprozesse über Einzel- und Gruppenchats oder auch über das Zurschaustellen von Botschaften im öffentlich sichtbaren Status verhandelt werden. Bei Eisentraut berichten die Jugendlichen von impliziten Adressaten, wenn sie mit der Darstellung von Gefühlen im für alle Kontakte sichtbaren Status eigentlich jemanden gezielt provozieren möchten (Eisentraut, 2016, S. 181) oder wenn insbesondere die befragten Mädchen Screenshots von Interaktionen mit dem anderen Geschlecht an Freundinnen weitergeben und sich in Bezug auf ihre Reaktionen darauf untereinander beraten (Eisentraut, 2016, S. 181–186). Die zeiträumliche Verlängerung der Interaktion und die implizite Anwesenheit Dritter führen zu einer „Parallelität von Situationen“, die aufeinander Bezug nehmen können, sodass nicht anwesende Dritte eine Situation beeinflussen können, ohne dass alle Beteiligten davon wissen (Eisentraut, 2016, S. 204).

Die Kommunikation über Messenger-Dienste charakterisiert sich folglich als Hybrid aus zentrierter und parasozialer Interaktion (siehe 3.2.1), weil neben dem*der eigentlichen Adressat*in regelmäßig auch unsichtbare Dritte an der Interaktion beteiligt sind, mit denen Aspekte der Identitätskonstruktion bearbeitet werden.

3.2.6 Identitätsarbeit in und durch Medien

Abels (2017) definiert Identität als einen biografischen Dreiklang aus zurückliegenden Erfahrungen, Zukunftsentwürfen und dem Spiegel durch andere soziale Entitäten. Identität sei die Antwort auf die Fragen: „Wie bin ich geworden, was ich bin?“, „Wer will ich sein?“, „Was tue ich?“ und „Wie sehen mich die Anderen?“ (Abels, 2017, S. 196). Damit handele es sich um das „Wissen um eine eigene Biografie“, wobei Abels betont, dass die besagte Biografie nicht abgeschlossen ist, sondern vielmehr ein Konstrukt aus Vergangenheit und Zukunftsvorstellungen, die durchaus wandelbar sind (Abels, 2017, S. 198). „Identität ist das Bewusstsein, ein unverwechselbares Individuum mit einer eigenen Lebensgeschichte zu sein, in seinem Handeln eine gewisse Konsequenz zu zeigen und

in der Auseinandersetzung mit Anderen eine Balance zwischen individuellen Ansprüchen und sozialen Erwartungen gefunden zu haben“ (Abels, 2017, S. 200).

Das Bewusstsein, das Abels als Identität bezeichnet, entsteht nach Mead (1934) aus dem ständigen kommunikativen Abgleich mit anderen (Mead, 1934, S. 299, zit. nach Abels, 2017, S. 204). Weber beschreibt Identität, ebenfalls inspiriert durch Mead, als ein Bewusstsein, das sich durch Solidarisierungs- und Abgrenzungsprozesse mit und von sozialen Anderen entwickelt. Auch er betont darüber hinaus die von Abels als „Konsequenz im Handeln“ bezeichnete Übertragbarkeit von Handlungsmustern durch das Individuum über verschiedene Situationen und Stadien der Biografie hinweg. Die Ausdifferenzierung von Identität im Jugendalter erfolge durch eine aktive Auseinandersetzung mit der eigenen Person, indem „neue soziale Rollen und individuelle Ausdrucksstile“ erprobt werden (Weber, 2015, S. 108–109).

Diese Erprobung vollzieht sich in verschiedenen, sich gegenseitig beeinflussenden und überlappenden Räumen. In Anlehnung an Baecker und sein Bild des „Raums in Räumen“ (Baecker, 2005, S. 82) definiert Hummrich den „Möglichkeitsraum jugendlicher Individuation“ als ein dynamisches Konstrukt (Hummrich, 2022, S. 83). Dieses entwickelt sich in Abhängigkeit von sozialen und politischen Bedingungen (Hummrich, 2022, S. 81) und als Aushandlungsergebnis infolge von Interaktionen auf verschiedenen Beziehungsebenen immer wieder neu. Dabei können sich diese Beziehungsebenen überschneiden und überlagern (siehe 3.2.5) (Hummrich, 2022, S. 82).

Aushandlungsprozesse jugendlicher Individuation sind angesichts einer „Globalisierung der Sozialbeziehungen“ durch einen weltweiten Informationsaustausch schwieriger geworden (Eickelpasch und Rademacher, 2004, S. 8). Jugendliche können sich weniger an „kulturell vordefinierten Identitätsmustern“ orientieren. Stattdessen müssen sie sich ihre Identität in mühsamer Kleinarbeit aus einer Vielzahl von Rollen und Ausdrucksstilen immer wieder selbst konstruieren (Eickelpasch und Rademacher, 2004, S. 7). Da Peers in einem ähnlichen Stadium der Entwicklung stecken, eignet sich die unmittelbare soziale Umgebung nur bedingt als Modelllieferant für die Übernahme neuer Rollen und Ausdrucksstile (Weber, 2015, S. 115). In einer zunehmend divers gestalteten Gesellschaft, in der Lebenswege nicht mehr durch Geburt vorgegeben werden, sind Jugendliche auf medienvermittelte Identitätswürfe angewiesen, um Orientierung in der Vielzahl möglicher Rollenvarianten und Ausdrucksstile zu gewinnen (Weber, 2015, S. 116). Die Digital Natives (Geburtenjahrgänge 1995 bis 2010),

auch Generation Z genannt, bezeichnet Brosig (2018) daher als Subway-Generation in Anlehnung an die gleichnamige Fast-Food-Kette, bei der Kund*innen ihr Sandwich (Sub) aus schier endlosen Variationen zusammenstellen können. Damit beschreibt er die räumlich und zeitlich unbegrenzte Auswahl an Identitätsvorlagen im digitalen Raum (Brosig, 2018, S. 112–113).

Jugendliche übernehmen die Zuschreibung als Digital Natives in ihre Identitätsarbeit. Sie definieren sich über ein abweichendes, von Internet, Smartphone- und Social-Media-Nutzung geprägtes Medienhandeln und grenzen sich damit von anderen Alterskohorten ab (Kruse, 2022, S. 242). Den Status als Jugendliche verbinden sie mit einer Identität als „noch ‚unvollständige‘ politische Subjekte im Werden“ (Kruse, 2022, S. 242). Dies drückt sich etwa dadurch aus, dass sie als nicht Wahlberechtigte noch keine Verantwortung tragen, sie ihre Kompetenz (Erfahrung) in Abgrenzung zur Erwachsenenwelt gering einschätzen, sich umgekehrt auch von Erwachsenen nicht ernst genommen fühlen und sich mehr institutionelle Unterstützung wünschen (Kruse, 2022, S. 260–263). Erst mit der Übernahme der Erwachsenenrolle werden Jugendliche zunehmend als gleichberechtigte Interaktionspartner*innen wahrgenommen, was Weber als „Voraussetzung für die Teilhabe an der Gesellschaft als Ganzes, bspw. am politischen Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozess“ bezeichnet (Weber, 2015, S. 110).

3.2.7 Zwischenfazit

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Mediatisierung das Interaktionsverhalten Jugendlicher erheblich verändert. Einerseits sind sie in einer zunehmend offenen Gesellschaft mit weniger kulturell vordefinierten Identitätsmustern auf medial vermittelte Rollenbilder und Ausdrucksstile angewiesen. Andererseits agieren Jugendliche auch in digitalen Räumen nicht unabhängig von ihrer Sozialisation in analogen Handlungsräumen.

Durch die ständige virtuelle Ko-Präsenz von Eltern und Peers in sich überlappenden digitalen und analogen Handlungsräumen gestalten sich Interaktionen hybrid aus zentrierter Interaktion und parasozialer Interaktion mit einem Publikum, dessen Reaktion auf das Interaktionshandeln unsichtbar bleibt.

Die raumzeitliche Entgrenzung der Handlungsräume führt zudem dazu, dass es für Jugendliche zunehmend schwierig wird, Öffentlichkeit und private Sphäre zu trennen. Nur noch etwa ein Zehntel der Jugendlichen und jungen Erwachsenen informiert sich als sogenannte „Intensivnutzer*innen“ über politische Inhalte auch auf regionaler und nationaler Ebene und dürfte daher auch komplexe politische Entscheidungsprozesse nachvollziehen können. Mit 46 Prozent bilden

die News-Deprivierten, die soziale Medien hauptsächlich zur Kontaktpflege mit anderen nutzen, sich jedoch kaum über das Weltgeschehen informieren, die größte Gruppe. Infolge ihres Informationsverhaltens können sie politische Prozesse möglicherweise nur schwer nachvollziehen und daher auch Lösungswege schlecht erkennen.

Im nachfolgenden empirischen Teil soll untersucht werden, unter welchen Bedingungen Jugendliche an der politischen Öffentlichkeit teilhaben bzw. welche Faktoren sie davon abhalten.

3.3 Interaktion in digitalen und analogen Räumen

In vier Fokusgruppen mit insgesamt 20 Jugendlichen im Alter von 11 bis 22 Jahren schildern die Teilnehmenden, unter welchen Bedingungen sie sich an Interaktionen in digitalen (siehe 3.3.1) und analogen (siehe 3.3.2) Räumen beteiligen, wie sich die Interaktionsprozesse unterscheiden und wie sie mit der Herausforderung umgehen, Öffentliches und Privates zu trennen. Im Ergebnis lassen sich fördernde und hemmende Einflussfaktoren auf Interaktion und Teilhabe identifizieren (siehe 3.3.3).

Aufbauend auf den Erkenntnissen aus den Fokusgruppen wurden in einem partizipativen Forschungsprozess gemeinsam mit Jugendlichen hybride Talkformate zu unterschiedlichen, von den Jugendlichen festgelegten Themen mit Expert*innen, Politiker*innen und Jugendlichen entwickelt. Auf Basis der transkribierten Aufzeichnungen konnte anschließend der Einfluss analoger Handlungsräume auf das Interaktionsverhalten in hybriden Räumen untersucht werden (siehe 3.3.4). Begleitend dazu erfolgte während der gesamten Projektaktivitäten Netzwerkarbeit und Communitymanagement über Instagram. Die Analyse einiger exemplarischer Follower-Profile (Analyseschritt 1) gibt Hinweise auf das digitale Beziehungsnetzwerk und die politische Informationsnutzung der Jugendlichen. Die Ergebnisse aus der Analyse des Interaktionsverhaltens in hybriden Räumen (Analyseschritt 2) und im Beziehungsnetzwerk auf Instagram werden in Kapitel 3.4 zusammengefasst.

3.3.1 Digitales Interaktionsverhalten

In Fokusgruppeninterviews mit Jugendlichen bestätigen die Teilnehmer*innen die Ergebnisse von Brüggem und Wagner (2017), wonach sie soziale Netzwerke nutzen, um über ihre bisherigen Handlungsräume hinaus Identitätsvorlagen zu suchen („Ich hab auch letztens auf Instagram gesehen, es war ja eine Demonstration in England, da hat eine gesagt: ‚I don’t like‘, also ja wenn sich zwei Mädchen küssen und daraufhin sind zwei Frauen vor die Bühne getreten und haben

geknutscht. Ich finde das echt schlimm, dass man so etwas nicht unterstützt“ (FGJ121B2 176–180).¹³ Sie bestätigen auch, dass die Beziehung zum*zur Absender*in darüber bestimmt, ob sie über Onlineinhalte in Interaktion treten oder nicht (FGJ1B2, 1413–1416). Auch zu den Beobachtungen von Materna et al. (2021), wonach Jugendliche in semi-öffentlichen Räumen nur dann interagieren, wenn sie über hinreichend Vorwissen verfügen, finden sich weitere Hinweise (FGJ4B2, 4980–4982).

Materna et al. (2021) begründen die Scheu vor der Interaktion ähnlich wie Bamberger et al. (2023) mit der Angst vor den Reaktionen anderer. Dazu passt, dass die Jugendlichen in den Fokusgruppen eher bereit waren zu kommentieren, wenn sie einem Beitrag zu 100 Prozent zustimmten (FGJ4B1, 4831–4833). Steht die eigene Haltung aber konträr zur Debatte, wirkt sich das interaktionshemmend aus:

„Also ich hab das auch miterlebt, dass die, wie FGJ4B3 gesagt hat, kommentieren, der oder die ist schwarz, entfolgt mal. Aber meistens denke ich mir, das meinen die irgendwie aus Spaß, weil sowas kann man ja irgendwie nicht ernst meinen. Aber dann denke ich mir, solche Menschen gibt es schon. Aber da kommentiere ich auch nichts, weil ich habe den Eindruck, dass dadurch einfach nur eine lange Diskussion entstehen könnte, die einfach keinen Schluss hat. Weil der Person nicht klar ist, dass es einfach so nicht geht.“ (FGJ4B2, 4996–5008)

Ein Grund für das Vermeiden von Onlinediskussionen ist die Angst vor den Konsequenzen des eigenen Handelns (FGJ1B1, 369–372; FGJ1B4, 389–391; FGJ1B3, 459–460; FGJ3B1, 3841–3846; FGJ1B2, 1420–1423).

„Also ich bin so, ich kommentiere ja eigentlich gar nichts, weil ich so ja so ein bisschen Angst hab, dass irgendwie so Folgen dadurch sind, wenn man irgendwas schreibt, so ja irgendwie es kommen Hasskommentare und da antwortet man so drauf und dass irgendwie so Konflikte dadurch entstehen und irgendwelche Nachteile da auf einen zukommen.“ (FGJ1B3, 450–455)

„Ich hab' immer so Angst, wenn ich kommentiere, dass ich dann halt schlechtes Feedback bekomme.“ (FGJ1B2, 472–473)

„Weil das meistens in Beleidigung ausübt und das finde ich ziemlich schade.“ (FGJ1B2, 476–477)

„Also ich habe so manchmal das Gefühl, wenn ich jetzt kommentieren würde, würde ich sowieso wieder so klein gemacht werden und das zieht mich dann wieder so persönlich auch so runter.“ (FGJ1B1, 505–508)

Wenn die Diskussion im öffentlichen digitalen Raum vermieden wird, heißt das jedoch nicht, dass sie nicht stattfindet. Aus Angst vor Konflikten (FGJ1B3, 451–

¹² Folgende Abkürzungen werden bei den Zitaten verwendet: FGJ = Fokusgruppe Jugendliche; B = Beteiligte; E = Expert*in; SK = Stream Klimaschutz; SG = Stream Genderdiversität; SS = Stream Sexismus; SR = Stream Rassismus; ARG = Argumentationsworkshop

¹³ Die Zitationen lesen sich wie folgt: FG=Fokusgruppe, J=Jugendliche vs. E=Expert*innen, Ziffer=Gruppennummer, B=Befragte vs. E=Expert*in, Ziffer=Teilnehmendenummerierung

466; FGJ1B2, 473–479) bewegen sich Jugendliche, wie schon bei Bamberger et al. (2023) beschrieben, aus Angst vor negativen Reaktionen bis hin zu Mobbing (siehe 3.2.4) online parallel in mehreren Räumen (FGJ1B2, 468–471). Um Haltungen auszutauschen, weichen die Teilnehmer*innen in semiprivaten Gruppen mit Freund*innen oder Familienmitgliedern aus (FGJ1B2, 440–444; 470; FGJ1B1, 495–511). Im öffentlichen digitalen Raum beschreiben sich die meisten hingegen als „stille Beobachter*innen“ (FGJ2B1, 2597–2598; FGJ2B4, 2877–2878; FGJ2B1, 3317; FGJ1B4/B2, 279–284; FGJ1B2, 290–294; FGJ1B4, 479–485; FGJ4B1, 4823–4826).

Die Anonymität im Internet kann einerseits interaktionsfördernd wirken („Mir kann ja keiner was, weil weiß keiner, dass ich das kommentiere.“ FGJ1B1, 220–221), denn an Chat- bzw. kommentarbasierter Diskussionen beteiligen sich zum Teil auch jene Personen, die sich im direkten Gespräch nicht trauen (FGJ1B2, 98–101). Eine Befragte erzählt, dass sie abgesehen von ihren zwei besten Freundinnen ungern mit Menschen spricht und daher lieber über den Messenger-Dienst kommuniziert (FGJ1B2, 99–102). Das Medium ist hier also ein Interaktionswerkzeug, das Barrieren in der sozialen Kontaktaufnahme abbauen kann. Andererseits nehmen Jugendliche Diskussionen, die im Schutz der Anonymität entgrenzter Räume stattfinden, als destruktiv und daher wirkungslos (FGJ1B4/B2, 234–238) wahr.

„Es gibt genug Leute die kommentieren mit ihrem klaren Namen, weil sie auch so einfach ‚Ja, die kennen mich sowieso nicht oder ich bin weit weg von den ganzen Themen‘ und da halt ihre Klappe viel einfacher und schneller aufreißen und da sich weniger Gedanken über diese Konsequenzen machen und das ist immer so, wenn man sich Facebook-Kommentare, wenn man sich da irgendein Post rausnimmt, nach den ersten zehn Kommentaren hab ich irgendwann die Schnauze voll, weil da schon so viel Scheiß drunter steht, der dann auch in meinen Augen einfach so hingenommen wird und selber kommentieren, das bringt dann auch irgendwann nichts mehr und das zieht einen dann noch mehr runter.“ (FGJ1B1, 221–233)

Wenn überhaupt, könne man offline Lösungen herbeiführen (FGJ1B4, 1426–1431).

Das Infragestellen der eigenen Wirkungsmacht (FGJ4B2, 4788–4790; FGJ2B4, 2633–2640; FGJ1B2, 242–251) und die Angst vor sozialer Isolation wirken sich hemmend auf die Zivilcourage aus:

„Also ich hab jetzt im Rahmen der Anti-Rassismus-Woche mitbekommen, da sollte über einen öffentlichen Kanal etwas gepostet werden, wo dann die Person, die in der Position war den Beitrag zu posten, gesagt hat, dass sie das nicht möchte – Gerade bei Antirassismus, weil sie nicht möchte, dass ihre Freunde das sehen. Weil der Person dann irgendwas nachgesagt werden würde.“ (FGJ1B1, 1144–1150)

„Es bringt halt nichts, zum Beispiel jetzt, vielleicht freut sich dann diese eine Person darüber, dass genau dieser eine tolle Kommentar wo er ist, aber ich glaube jedem ist es halt

einfach nicht so bewusst, dass wenn ich jetzt genau diesen Kommentar schreibe, dass wenn es so positive Ereignisse sind und dass ich das voll und ganz unterstütze, dass es vielleicht auch diese Person freut, aber da ich denke, dass die vielleicht auch diesen Kommentar gar nicht lesen wird, weil da so viele Hasskommentare stehen, dass man sich dann selber denkt: „Ne, das bringt doch eh nichts.“ (FGJ1B2, 241–250)

Andererseits schildert eine Jugendliche auch, die allerdings aus einem sehr politischen Elternhaus stammt, dass sie sich durch Hasskommentare erstreckt dazu angespornt fühlt, noch mehr zu posten und zu kommentieren (FGJ1B4, 348–353).

Andere sind auf geschützte Räume angewiesen, in denen sie frei von negativen Konsequenzen und Hasskommentaren auf einer rein sachlichen Ebene ihre Meinung erproben können (FGJ1B1, 364–367; FGJ1B3, 450–455; FGJ4B2, 4783–4785).

Social Media nehmen die Jugendlichen grundsätzlich als Partizipationsmöglichkeit wahr (FGJ1B4, 948–950; FGJ1B1, 209–215; FGJ4B1, 4909–4914). Dabei achten sie jedoch darauf, dass sie nichts posten, was ihnen zu privat erscheint (FGJ4B2, 5303–5305). Eine Befragte berichtet zwar davon, dass sie auf ihrem Instagramkanal „*ab und zu mal politische Themen oder Bilder oder Videos*“ *postet* (FGJ1B4, 192–194), zugleich äußert sie jedoch Sorgen vor den Konsequenzen:

„Also ich habe zum Beispiel einen Artikel gepostet, der von meiner Geschichte handelt. Da drunter kamen dann sehr positive Nachrichten, gerade von meinen Leuten, die sehr glücklich darüber waren, dass meine Geschichte öffentlich wurde. Denn meine Geschichte ist ja eine von vielen. Die Reaktionen bei mir waren sehr positiv, aber man muss aufpassen, was man im Internet schreibt, wie da die Reaktionen drauf sind.“ (FGJ1B4, 954–960)

Die Begriffe des Privaten und des Öffentlichen definieren sich in vernetzten Räumen neu. FGJ4B1 gibt im Internet nichts von seinen*ihren Hobbys preis, das Kontroversen auslösen könnte, und kommt daher zu der Einschätzung, trotz Social-Media-Präsenz nicht öffentlich zu sein: „*Ich bin nicht öffentlich und da stehen auch keine privaten Sachen über mich drin. Ich bin so gesagt nicht ganz existent in den sozialen Medien*“ (FGJ4B1, 5297–5299). Privat ist nicht wie bei Habermas (2022), was nach journalistischen Qualitätsstandards der öffentlichen Relevanz entbehrt (siehe Kap. 3.2.3). Als privat bezeichnen die Jugendlichen vielmehr das, was Kontroversen auslösen kann und daher nach dem Habermas'schen Inklusionsanspruch Teil einer politischen Öffentlichkeit sein sollte.

Das Diskussionsverhalten online unterscheidet sich von analogem Sozialverhalten (FGJ2B4, 3311–3316). Online müssen Jugendliche mit einem Publikum umgehen, das Ablehnung offen zur Schau trägt (FGJ3B1, 3860–3868; FGJ3B1,

3869–3875; FGJ4B3, 4988–4990). Für einige ist das schwer zu verkraften: „*Und jeder macht dich so ein bisschen nieder – dann ist das schwer so offen darüber zu reden. Das wird von Jahr zu Jahr immer schwerer.*“ (FGJ1B3, 1319–1321). Das führt dazu, dass sie online einen Teil ihrer Identität verschweigen (FGJ1B4, 1264–1268), obwohl sie lieber offen damit umgehen würden (FGJ1B3, 1292–1294).

Den öffentlichen digitalen Raum erleben die Befragten nicht als Raum der konstruktiven Auseinandersetzung im Sinne einer gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktion (siehe 3.2.3), sondern zunehmend auch als Ort der Hassbotschaften (FGJ1B5, 183–184) und des respektlosen Umgangs (FGJ1B4, 354–357). Das gebe es zwar auch in der analogen Welt, im Internet sei der Umgang aber noch mal rauer (FGJ1B4, 357–363) (siehe dazu auch Cybermobbing in 3.2.4).

3.3.2 Analoges Interaktionsverhalten

Diskriminierung und Ausgrenzung schränken jugendliche Lebenswelten auch im analogen Raum ein:

„Ich habe zum Beispiel einen Freund, der mit Hobby1¹⁴ aufgehört hat, weil er deswegen in der Schule gemobbt wurde. Er wurde diskriminiert und ausgegrenzt, weil er ein Hobby1er war.“ (FGJ1B2, 1259–1262; FGJ1B2, 1324–1327)

„Aber was will man denn anderes machen? Will man alleine vor 120 Schülern dastehen und sagen ‚Ja, ich bin dafür?‘ Ich glaube nicht. Stell dir mal vor, ich würde mich auf den Schulhof stellen, wer würde sich da zu mir stellen. Ich glaube nicht, dass du dich dahinstellst. Wir haben zum Beispiel ein paar andere noch auf unserer Schule, die auch bei Hobby2 sind – Ich glaube aber nicht, dass die sich dazu bekennen würden. Dann steht man da, bekommt halt den Hate ab. Es ist schwer, darüber zu reden.“ (FGJ1B3, 1336–1344)

Die Befragten kritisieren insbesondere die Zwangsgemeinschaft Schule als einen Raum, in dem sie es sich nicht erlauben können, anders zu denken und zu handeln als der „Mainstream“¹⁵:

„Gerade in der Schule ist das mit der eigenen Meinung schwierig. Man sagt etwas und der Großteil ist dann dagegen. Dann wirst du halt fast umgestimmt, finde ich.“ (FGJ1B3, 1214–1216)

¹⁴ Um Rückschlüsse auf reale Personen zu vermeiden, wurden die Hobbys anonymisiert. Im Vergleich der Regionen wurde festgestellt, dass Diskriminierungserfahrungen unabhängig von der Art der Freizeitausübung sind. Welche Hobbys soziale Anerkennung finden und welche nicht, unterscheidet sich vielmehr je nach Peergroup. Um unbeabsichtigte Fehlkonnotationen zu vermeiden, wurde daher die neutrale Differenzierung nach Hobby1 und Hobby2 gewählt.

¹⁵ Aus der Perspektive der Jugendlichen sind mit Mainstream keineswegs „die jeweils vorherrschenden politischen Stimmungen und Einstellungen in der Bevölkerung“ (Abold und Juhász, 2006, S. 77) gemeint, sondern vielmehr die jeweilige als mehrheitsfähige Einstellung nach außen getragene Haltung innerhalb der jeweiligen Halböffentlichkeiten, in denen sich die Jugendlichen gerade bewegen.

„Wenn Du eine andere Meinung hast, wird die oft nicht verstanden und das endet dann in einer beleidigenden Situation.“ (FGJ1B2, 1222–1224)

„Gerade das Thema Hobby2 ist etwas Schwieriges an unserer Schule. Zumindest bei uns in der Klasse möchte man das nicht offen zugeben.“ (FGJ1B3, 1231–1233)

„Entweder man hält sich da raus und sagt, ‚ich mache gar nichts von beidem‘, oder man steht dazu – und damit fällt man dann ganz schön auf die Schnauze.“ (FGJ1B3, 1234–1237)

„Es ist auch so, dass Meinungen, die nicht so oft vertreten sind, oder Hobbys wie Hobby2 nicht akzeptiert werden.“ (FGJ1B2, 1238–1239)

„Dann wird man ganz schräg angeguckt, wenn man sowas macht.“ (FGJ1B2, 1240))

Die Angst vor sozialen Sanktionen führt dazu, dass FGJ1B3 sein Engagement in Hobby2 von seinem*ihrem Instagram-Profil gelöscht hat.

„Du wirst gezwungen, da nicht zu stehen. Das wollen die einfach nicht.“ (FGJ1B3, 1255–1256)

„Ich hatte damals viele Bilder von Hobby2 auf Instagram. Mittlerweile habe ich die Bilder alle gelöscht und nur noch einen kleinen Text, dass ich in Hobby2 bin. Als die Bilder noch drin waren, wurde ich in der Klasse immer ganz schief angeguckt. [...] Da gab es dann auch noch dollere Sprüche – fast schon Beleidigungen.“ (FGJ1B3, 1269–1275)

Neben Hobbys, die nicht mehrheitsfähig sind, kann auch soziales Engagement als Jugendleiter*in zu Ausgrenzung führen: „Die haben einen dann angeguckt und gefragt, was der Scheiß soll und warum ich so einen behinderten Kram mache. Das fand ich schon schwer.“ (FGJ1B3, 1407–1409)

Die Angst vor drohender sozialer Isolation wirkt sich vor allem in dünn besiedelten ländlichen Gegenden, wo der Freundeskreis schon deshalb begrenzt ist, hemmend auf die Zivilcourage aus. Das führt dann im Zweifel dazu, dass Diskriminierungsopfer nicht auf Unterstützung zählen können, weil die Sorge, selbst zum Opfer zu werden, überwiegt:

„Ich glaube, dass das gerade auf dem Land ein Problem ist, was andere Menschen über einen denken. Und gerade wenn man dann seinen Freundeskreis mit zehn Leuten hat und da kommt dann mal ein Witz mit dunklerem Humor, vielleicht sogar in die rassistische Schiene, da sollte man natürlich nicht weghören, genau das passiert auf dem Land auf irgendeiner Dorffete aber ganz schnell, glaube ich. Genau dieses ‚Was denken die anderen über mich? Verliere ich vielleicht einen Kumpel, wenn ich mich jetzt öffentlich gegen seine Aussage ausspreche?‘ Das muss natürlich nicht nur rassistische Aussagen betreffen, einfach dieses ‚Was denken andere über mich‘ spielt eine große Rolle. [...] Sich da mit seiner Meinung zu vertreten ist schwierig.“ (FGJ1B1, 1155–1167).

FGJ1B2 berichtet sogar davon, dass er*sie die eigene Meinung verleugnet: „Deshalb sagt man oft, ich vertrete dieselbe Meinung wie du, insgeheim ist das aber nicht so und man vertritt das komplette Gegenteil.“ (FGJ1B2, 1224–1226)
Die soziale Kontrolle in ländlichen Räumen wirkt sich hemmend auf die Vielfalt der Alltags- und Erfahrungswelten junger Menschen aus:

„In der Stadt ist dieses Thema viel präsenter. Vor zwei Jahren habe ich große Veranstaltungen in Berlin von der Jugendpresse aus mitbetreut. Da war das Thema Gendern zum Beispiel viel größer.“ (FGJ1B1, 1175–1178)

„Die Leute sind halt darauf fixiert, was die Mehrheit will.“ (FGJ1B2, 1244–1245)

Jugend ist sehr viel vielfältiger als das, was nach außen hin sichtbar wird. Die Befragten definieren sich über Sexualität (FGJ1B5, 184), Migrationshintergrund (FGJ1B4, 198–200), Schule (FGJ4B2, 4550–4557; FGJ4B3, 4565–4570), Alter (FGJ1B4, 296–308), Interessen (FGJ1B1, 446–450; FGJ1B1, 1183–1186; FGJ1B1, 1387–1401; FGJ3B5, 3817–3819), Familienkonstellation („*Also, ich bin ja ein Scheidungskind*“ FGJ1B2, 725), Freunde (FGJ1B1, 1145–1168; 1186–1192); Hobbys (FGJ1B2, 1346–1352; 1366–1371; FGJ3B4, 3541–3544; FGJ3B2, 3559–3562).

Die Heterogenität von Jugend macht die Gestaltung gemeinsamer Räume allerdings umso schwieriger (FGJ3B2, 3768–3777). Das Jugendzentrum wird zum Beispiel „*Ausländern*“ zugeschrieben und denjenigen „*die überhaupt nichts können*“ (FGJ1B3, 1402–1405). Das Jugendparlament sei hingegen allein deutschen Jugendlichen vorbehalten:

„Auch einer der Gründe, warum ich hier mitmache ist, weil viele gesagt haben, ‚du schaffst das niemals, das ist nur für Deutsche und da gehörs du nicht hin, was weißt du überhaupt von Politik.‘ Und deswegen wollte ich auch das Gegenteil zeigen und das hat geklappt.“ (FGJ1B4, 1062–1066)

Die zumal im ländlichen Raum angesichts des demografischen Wandels ohnehin schon in der Minderheit befindliche Gruppe der Jugendlichen zerfällt in diverse Untergruppen mit verschiedenen Identitätskonzepten, zu denen sie im zeitlich und räumlich entgrenzten digitalen Raum zwar Vorbilder finden; aus Angst vor sozialen Konsequenzen können sie diese Identitätsvorlagen jedoch nicht öffentlich ausprobieren (siehe 3.2.6). Stattdessen fühlen sie sich in der Schule durch Lehrkräfte und im Ort durch ältere Anwohner*innen vorverurteilt, „*abgestempelt*“ (FGJ1B3, 1458–1468; FGJ3B2, 3745–3746), auf das Thema Klimaschutz reduziert und dadurch wirkungslos in ihrem Bemühen:

„Die stempeln halt alle Jugendlichen in einer Form ab. Und das ist halt eigentlich schade, weil, es gibt halt ein paar Leute, die sich auch darum kümmern, dass da mal was besser gemacht wird oder hier, aber da hat man auch keine Lust, wenn gleich wieder von anderen Leuten gehört wird ‚Ja ihr macht eh alle den gleichen Scheiß‘ (...), dann bringt das auch nicht viel immer.“ (FGJ3B2, 3724–3730)

Was FGJ3B2 beschreibt, ist eine sich selbst erfüllende Prophezeiung, die sich hemmend auf Teilhabeprozesse auswirkt: Weil es einzelne Jugendliche gibt, die in der generationenübergreifenden Gemeinschaft als destruktiv wahrgenommen werden, wird dieses Image auf die Gesamtheit der Jugend übertragen.

Folglich fühlen sich diejenigen, die sich engagieren, nicht wahrgenommen und stellen ihre Teilhabebemühungen ein, was wiederum erstere noch mehr in den Fokus rückt.

3.3.3 Ergebnisse

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Jugendliche durch das Internet zwar an Mobilität im Sinne eines zeitlich und räumlich unbegrenzten Angebots an Identitätsvorlagen hinzugewonnen haben. Für einige verbessern sich in der Anonymität des Internets auch die Teilhabechancen. Andererseits erleben Jugendliche im Schutz der Anonymität aber auch Respektlosigkeit, Hass und Verurteilung stärker als im analogen Raum. Dies in Kombination mit einem Gefühl, ohnehin nichts bewirken zu können, führt dazu, dass die Befragten sich als „stille Beobachter*innen“ beschreiben. Die von Materna et al. (2021) (siehe 3.2.3) beschriebene Skepsis, ob konstruktive Diskussionen online überhaupt möglich sind, wird vielfach bestätigt.

Die Fokusgruppenergebnisse stützen auch die Annahme von Brügggen und Wagner (2017) (siehe 3.2.2), wonach Jugendliche auch in digitalen Räumen nicht unabhängig von ihren bisherigen Handlungsräumen agieren. Als Konsequenzen ihres digitalen Handelns fürchten die Befragten vor allem Sanktionen im analogen Raum. Dazu gehören im Wesentlichen die Angst vor sozialer Isolation und ein Gefühl des Alleinseins, was dazu führt, dass Jugendliche insbesondere online, wo sie sich weniger privat fühlen, sogar einen Teil ihrer Identität verleugnen, um Kritiker*innen keine Angriffsfläche zu bieten. Insofern sprechen Brügggen und Wagner einen wesentlichen Punkt an, wenn sie darauf hinweisen, dass durch die Überlappung von Sozialräumen neue Bewältigungsaufgaben entstehen (siehe 3.2.2). Die Ergebnisse der Fokusgruppeninterviews legen jedoch nahe, dass die Herausforderungen weit über die von Brügggen und Wagner angesprochene Trennung von öffentlich und privat hinausgehen. Der vordergründige Vorteil der vielfältigen Identitätsvorlagen durch das Internet gereicht den Jugendlichen in Bezug auf Partizipation und Teilhabe zum Nachteil. Ein breites digitales Identitäts- und Vernetzungsangebot führt nicht zwangsläufig zu mehr Vielfalt. Stattdessen nehmen die Jugendlichen in den Halböffentlichkeiten, in denen sie sich online bewegen, einen erhöhten Konformitätsdruck wahr, der auch in analoge Handlungsräume hineinwirkt.

3.3.4 Interaktionsverhalten in hybriden Handlungsräumen

Vor dem Hintergrund, dass bestehende analoge Räume in der Wahrnehmung der Jugendlichen oft schon durch Zielgruppen und Zuschreibungen belegt sind (siehe 3.3.2), wurden mit dem Ziel der Erweiterung von Teilhabeangeboten im

Projekt neue Räume geschaffen, in denen das Interaktionsverhalten digital und analog beobachtet werden konnte.

Gemeinsam mit den Co-Forschenden wurden hybride Talkformate entwickelt, um mit dem Ziel der Partizipation Jugend und Politik in den Austausch zu bringen. Jugendliche diskutierten an wechselnden Orten – vom Jugendzentrum bis zum Mehrgenerationenhaus – mit geladenen Expert*innen und Politiker*innen unter anderem über Umwelt- und Klimathemen. Die Diskussionsrunden wurden live über die Videostreamingplattform Twitch übertragen.

Ausgehend von den Fokusgruppeninterviews, in denen die Befragten artikuliert hatten, dass sie aus Angst vor sozialer Ausgrenzung Interaktionen in öffentlichen Räumen scheuen, wurde eine Livestreamreihe zu Diversitätsthemen initiiert. Jugendliche konnten im Austausch mit Expert*innen öffentlich über ihre Erfahrungen und den Umgang mit Diskriminierung sprechen. Ziel war es zu untersuchen, unter welchen Bedingungen sie aus ihrer Selbstbeschreibung als „stille Beobachter*innen“ (siehe 3.3.3) heraustreten und aktiv an zentrierten Interaktionen teilhaben. Zum Abschluss der Diversitätsreihe haben neun Jugendliche an einem dreitägigen analogen Argumentationstraining teilgenommen, wo sie, angeleitet von Peer-Expert*innen, in Rollenspielen zunächst trainierten, wie sie auf diskriminierende Äußerungen reagieren und schließlich, wie sie ihre Anliegen gegenüber Politiker*innen artikulieren können. Die Dialoge im Übungssetting des Argumentationsworkshops wurden ebenso wie die Gesprächsrunden zu Klimaschutz und Diversitätsthemen aufgezeichnet, transkribiert und inhaltsanalytisch strukturiert nach Kuckartz (2016) ausgewertet.

Begleitet wurden die Veranstaltungen jeweils durch Infoposts und ein Communitymanagement auf Instagram. Ziel war es, Unterschiede und Übereinstimmungen im digitalen und analogen Interaktionshandeln der Akteur*innen herauszufiltern, um schließlich Kategorien zu bilden, anhand derer sich nicht nur die Interaktion beschreiben lässt, sondern ausgehend von der Feststellung, dass die Teilhabe an einer politischen Öffentlichkeit im Sinne von Klaus (2017) und Habermas (2022) eine wesentliche Voraussetzung für Teilhabe bildet, auch Hemmnisse und Erfolgsfaktoren für Partizipation und Teilhabe ableiten lassen (siehe auch Kap. 2 und 4). Der Fokus lag dabei insbesondere auf solchen Jugendlichen, die sich aufgrund ihrer Herkunft, ihrer sexuellen Orientierung, ihrer Religion, ihrer körperlichen wie psychischen Einschränkungen oder anderer Merkmale benachteiligt fühlen. Mit dem Ziel der Kontrastierung wurden aber auch drei Jugendliche (Gruppe D) in die Auswertung miteinbezogen, die sich in Bezug auf Partizipationschancen privilegiert fühlen.

Im Folgenden werden zunächst einige exemplarische Instagram-Repertoires vorgestellt (Analyseschritt 1). Anschließend werden diese durch Daten aus Gesprächsreihen und dem Argumentationsworkshop ergänzt und zu den drei Kategorien die „Lauten“, die „Leisen“ und die „Wandler“ verdichtet (Analyseschritt 2). Differenziert nach den drei Kategorien lassen sich mit dem sozialen Umfeld und dem Informationshandeln zwei wesentliche Einflussfaktoren auf Partizipation und Teilhabechancen identifizieren und analysieren (siehe 3.4).

Instagram-Repertoires (Analyseschritt 1)

Kategorien	Profile												
	A1	A2	A3	B1	B2	C1	C2	C3	C4	D1	D2	D3	E1
politische Initiativen													
lokal	✓			✓	✓	✓	✓	✓		✓	✓	✓	✓
national	✓				✓					✓	✓	✓	
international	✓				✓							✓	
Parteien	✓									✓		✓	
pol. Aktivist*innen	✓									✓		✓	
Politiker*innen	✓												
lokal	✓			✓						✓	✓	✓	
national	✓	✓			✓					✓		✓	
international	✓												
Medien	✓												
lokal	✓				✓					✓	✓		
national	✓				✓					✓	✓		
international	✓	✓											
Podcasts					✓						✓		
Journalist*innen	✓												
lokal	✓												
national	✓												
international	✓	✓											
alternative Nachrichtenquellen	✓	✓			✓					✓	✓		✓
lokal													
national													
international	✓	✓			✓								
Comedy	✓			✓							✓		
Satire	✓	✓			✓						✓	✓	
Memes	✓			✓	✓					✓	✓	✓	✓
Behörden/staatl. Institutionen	✓												
lokal	✓			✓	✓						✓		
national	✓												
international	✓												
Lifestyle/Kultur/Freizeit/Hobby	✓				✓								✓
Sport	✓			✓	✓				✓	✓	✓	✓	✓
Mode	✓	✓		✓	✓				✓	✓	✓	✓	
Musik	✓	✓		✓	✓				✓	✓	✓	✓	
Film	✓	✓		✓	✓							✓	✓
Kosmetik	✓	✓		✓	✓								✓
Gastronomie	✓			✓	✓				✓	✓		✓	
Literatur	✓												
Kunst	✓			✓	✓					✓	✓	✓	✓
Lebensweisheiten /Mental Health	✓				✓					✓			
Ernährung	✓	✓			✓					✓	✓	✓	
Religion	✓	✓									✓	✓	
Tiere					✓					✓			✓
DIY					✓						✓		
Wohnen					✓								✓
Gesundheit	✓				✓								
Bildung					✓					✓		✓	
Familie					✓								
Selbstversorgung					✓								
Motorsport									✓	✓	✓		✓
Survival									✓				
Verkehrsverstöße									✓				
Dating				✓					✓				
Tattoo									✓				
Gaming										✓	✓		✓
Reise					✓								
Karriere	✓									✓			
Firmen/Marken	✓			✓	✓				✓	✓		✓	✓
Beruf				✓					✓				✓

Abbildung 3: Instagram-Repertoires

Abbildung 3 zeigt, dass die Jugendlichen auf Instagram vielen Accounts im Bereich Lifestyle/Kultur/Freizeit/Hobby folgen. Im Bereich der politischen Informationsnutzung bevorzugen sie Satire- und insbesondere Meme-Accounts. Politischen Initiativen folgen sie vor allem auf lokaler und nationaler Ebene. Ähnlich verhält es sich mit Medien und persönlichen Accounts von Politiker*innen. Behörden und staatliche Institutionen sind offenbar nur auf lokaler Ebene relevant. Journalist*innen und Parteien tauchen in den Repertoires nur vereinzelt auf.

Um Unterschiede und Übereinstimmungen im digitalen und analogen Interaktionshandeln der Akteur*innen herauszufiltern, wurden zunächst zehn exemplarische Instagram-Repertoires gebildet, die das Interaktionsverhalten der Jugendlichen auf dem Kanal beschreiben. Es wurde analysiert, wie die Jugendlichen mit dem Projektaccount Jul@ interagieren und welchen Kanälen sie folgen bzw. welche Inhalte sie abonniert haben.

Die Jugendlichen wurden nach Wohnort, Migrationshintergrund, Partizipationserfahrung und sozialer bzw. politischer Beteiligung in die Gruppen A bis E eingeteilt und nach Fällen durchnummeriert.

Die Jugendlichen der Gruppe A sind untereinander befreundet, kommen aber aus zwei unterschiedlichen Orten (XY und Z). Wie E1 haben alle Jugendlichen in Gruppe A einen Migrationshintergrund.

E1 lebt als einzige*r Teilnehmer*in in Ort G. Mit den anderen Jugendlichen ist er*sie nicht bekannt. Zu Begegnungen kam es erst durch Veranstaltungen im Rahmen von Jul@.

Die Jugendlichen der Gruppe B sind untereinander und mit A1 bekannt. Alle drei kommen aus Ort XY und haben oder hatten Kontakt zum örtlichen Jugendparlament, partizipieren also nicht zwingend aktiv, wissen aber zumindest um die Möglichkeit der Teilhabe.

Die Jugendlichen der Gruppe C sind eine für sich isolierte Gruppe aus Ort B. Der Kontakt zu der Gruppe ist über aufsuchende Arbeit zustande gekommen.

Der Gruppe D gehören drei Jugendliche an, die bereits politisch und/oder sozial partizipieren. D1 und D2 kommen beide aus Ort C. Alle drei sind in unterschiedlichen Initiativen, Parteien und/oder Verbänden aktiv.

Verdichtung – die „Lauten“, die „Leisen“ und die „Wandler“ (Analyseschritt 2)

Im Folgenden werden die Jugendlichen aufgrund ihres Interaktionsverhaltens auf Instagram und in mehreren hybriden Gesprächsrunden sowie einem Argumentationsworkshop in die „Lauten“, die „Leisen“ und die „Wandler“ gruppiert. Die Daten werden durch zusätzliche Gesprächsteilnehmer*innen ergänzt und daraus wird innerhalb der Kategorien „soziales Umfeld“ und „Wissen“ jeweils der Einfluss auf das Interaktionsverhalten analysiert. Am Ende lassen sich Indikatoren bilden, die für bzw. gegen eine gelingende Interaktion sprechen.

Die „Lauten“ nutzen Instagram nicht nur, um sich mit Freund*innen und Lifestyle-Influencer*innen zu vernetzen. Sie informieren sich auch gezielt über politische Inhalte. Auffällig ist dabei, dass sie kaum kuratierten Nachrichtenangeboten, wohl aber einzelnen Politiker*innen folgen. Eine besondere Bedeutung kommt der lokalen Ebene zu. Alle Jugendlichen dieser Gruppe folgen Lokalpolitiker*innen. Internationalen Politiker*innen folgt hingegen nur A1. Mit Ausnahme von D2, der*die sich weniger politisch, stattdessen aber sozial engagiert, folgen die „Lauten“ auch politischen Initiativen und Parteien, wobei nur A1 sich dabei auf keine bestimmte Partei festlegt.

Alternativen Nachrichtenquellen folgen mit Ausnahme von D2 Jugendlichen dieser Kategorie. Auch Satireinhalte inklusive Memes finden sich in allen Abonnentenlisten. Klassischen Nachrichtenmedien folgen hingegen nur D2 und A1. A1, der*die in diversen Formaten wiederholt betont, wie bedeutsam Wissen für die Partizipationschancen sei, folgt als einzige*r auch internationalen Medien und nationalen wie international tätigen Journalist*innen, darunter allerdings auch solchen, die nach westlichem Demokratieverständnis fragwürdig erscheinen.

Social Media sieht A1 insbesondere auch für Minderheiten als Chance, um Gleichgesinnte zu finden und mit dem Schutz der Gruppe den Mut zu finden, über die eigenen Themen zu sprechen:

„Ist das Thema vielleicht nicht noch mal stärker noch mal ans Licht gekommen durch diese Social Media Kanäle? Dass sich vielleicht Leute auch mehr trauen, darüber zu sprechen? Weil es gibt ja schon sehr viele Influencer, die das, also dieses seltene, es ist eine geringe Zahl, dass sie wirklich offen darüber sprechen und auch einen unterstützen, auch mal sich zu outen sozusagen, dass das vielleicht doch irgendwie ein positiver Aspekt ist, dass ihr, Social Media das Ganze nochmal mehr zeigen, dass es so was existiert.“ (SS_A1/J7, 237–243)

Anders als die „Lauten“ folgen die „Leisen“ auf Instagram weder Parteien noch Politiker*innen oder politischen Initiativen, geschweige denn Medien oder Journalist*innen. Sie nutzen den Kanal hauptsächlich, um Lifestyle-Influencer*innen

und Freund*innen zu folgen. Einzig A2 folgt auch einigen internationalen Medien und Journalist*innen. Er*sie vergibt Likes für Inhalte, die sich kritisch mit dem Thema Rassismus auseinandersetzen, interagiert aber auch beim Thema Umweltschutz durch die Vergabe von Likes. E1 folgt lediglich dem YouTuber Rezo als alternativer Nachrichtenquelle und dem Livestream seines*ihres örtlichen Jugendzentrums.

Gruppe C ist auf Instagram für sich isoliert. Nur C4 hat ein öffentliches Profil. Die persönlichen Profile, denen er*sie folgt, sind anders als bei den anderen Jugendlichen zu großen Teilen als privat eingestellt, sodass Außenstehende keine Inhalte sehen können. Auf dem Jul@-Kanal hinterließ er*sie nur einmal einen Like im Zusammenhang mit einer Veranstaltung, an der er*sie teilgenommen hat.

C4 kommt über aufsuchende Arbeit mit Jul@ in Kontakt, beteiligt sich dann auch an zwei Veranstaltungen. In der Zwischenzeit interessiert er*sie sich offenbar auch für den ersten Stream und das jugendpolitische BarCamp (siehe Jung in diesem Band). Dann lässt sein*ihr Interesse am Kanal wieder nach.

Wie die Beispiele von A1 und J23 (siehe unten) zeigen, dass Jugendliche sich auch dann, wenn sie nicht privilegiert sind, unter bestimmten Voraussetzungen von „Leisen“ zu „Lauten“ entwickeln können, so gibt es andere Beispiele, die sich weder der einen noch der anderen Gruppe zuordnen lassen. B1 zum Beispiel folgt, wie „die Leisen“, keinerlei Informationsanbietern und auch politischen Initiativen nur vereinzelt auf lokaler Ebene. Trotzdem kritisiert er*sie im Livestream mit Politiker*innen zum Klimawandel einen Mangel an Aufklärung über die Folgen des eigenen Handelns (SK_B1, 710–723).

Zwar glaubt B1 daran, dass er*sie seine*ihre Lebensbedingungen verbessern kann, wenn er*sie bestehende Partizipationsangebote wahrnimmt, aber anders als die „Lauten“, die entweder wie D3 mit Fachwissen argumentieren und klare Forderungen an die Politik formulieren oder wie A1, D1 und D2 auf Bewusstseinsänderungen in der Mehrheitsgesellschaft und Eigenverantwortung setzen, schlägt B1 keine konkreten Veränderungswünsche vor. In der politischen Diskussion ist er*sie zwar anwesend, tritt aber kaum in Erscheinung. Einzig beim Thema Mobilität steuert er*sie von sich aus eigene Erfahrungen zur Schulbus-situation bei.

B2 ließe sich genau andersherum digital als „Laute“ eingruppiieren, analog taucht er*sie hingegen nie auf. Wie die „Lauten“ folgt er*sie politischen Initiativen, alternativen Nachrichtenmedien und auch einigen klassischen Medien. An-

ders als die „Lauten“, deren Instagramrepertoires ausnahmslos auch persönliche Accounts von Politiker*innen und zum Teil auch Parteien beinhalten, folgt B2 jedoch keinen parteipolitischen Gruppierungen und, mit Ausnahme des Bundeskanzlers, auch keinen Politiker*innen. Anders als B1 oder die „Leisen“ folgt B2 zudem kaum Accounts von Privatpersonen. Auf den Jul@-Kanal wird er*sie über Posts zu den Themen Umweltschutz und Nachhaltigkeit aufmerksam. Nach zehn Monaten stillen Beobachtens schreibt er*sie einen Kommentar, in dem er*sie eine Debatte über die Stigmatisierung psychischer Erkrankungen anregt. Per Direct Message erklärt er*sie sein*ihr persönliches Interesse, tritt aber auch in der Folge nie analog in Erscheinung.

Einfluss des sozialen Umfelds auf das Interaktionsverhalten

Der*die „Laute“ A1 beschreibt sich selbst als starke Person mit Stolz auf die eigene Identität (SR_A1, 671–676). Ursächlich für die eigene Stärke sei, dass er*sie gelernt habe, institutionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen und sich mit Gleichgesinnten auszutauschen (SR_A1, 556–561). Daraufhin wurde er*sie ermuntert, Verantwortung für ein Amt zu übernehmen (SR_A1, 563–564). Entscheidend war zunächst das soziale Umfeld, dann hat die Partizipationserfahrung dazu geführt, dass A1 die nötigen Ressourcen in sich selbst entwickeln konnte:

„Lehrer sind zwar da, A2 ist da, Eltern sind da, es sind viele da. Aber mittlerweile habe ich auch eine Persönlichkeit aufgebaut, wo ich selber da was machen kann, wo ich Eigeninitiative ergreifen kann, wo ich auch mittlerweile selber Räume eröffnen kann.“ (SR_A1, 575–580)

Als von Diskriminierung betroffene ist es für A1 von Bedeutung, dass andere Menschen ihr Interesse bekunden, dass es Räume für den Austausch gibt, (SS_A1/J7, 71–79) und dass die Interaktion durch Offenheit geprägt ist (SS_A1/J7, 85–90).

Ob eine Interaktion zustande kommt oder Betroffene sich zurückziehen, hängt offenbar von dem Verhalten der vermeintlich unbeteiligten Mehrheitsgesellschaft ab. Austausch braucht ein Signal von Offenheit bzw. Interesse, aber auch Begleitung.

„Wir haben uns halt gewünscht, dass (...) auch diejenigen, die jetzt sage ich mal, weiß sind oder halt nicht so stark davon betroffen sind oder die privilegiert sind, vor allem, dass die mitlaufen, also dass die uns zeigen, wir sehen euch und wir machen da was für euch auch. Und das gibt uns ja auch Mut und Stärke. Und da muss ich sagen, da waren wir ehrlich gesagt alleine und mussten das selber auf die Beine stellen.“ (SS_A1/J7, 121–128)

J19 spekuliert darüber, dass Menschen andere diskriminieren, um davon abzulenken, dass sie möglicherweise selbst nicht dem Mainstream entsprechen:

„Ich glaube das resultiert wieder daraus, aus dieser Unwissenheit, aus diesem, vielleicht sogar Angst davor haben, dass man vielleicht selber doch so, dass man vielleicht selber doch anders ist, dass man sich vielleicht davor auch schützen möchte selber.“ (SG_J19, 242–245; 493–502)

Dass es Mut braucht, vom Mainstream abzuweichen, zeigt die Geschichte von J23. Lehrkräfte haben nicht akzeptiert, dass sich J23 einem anderen biologischen Geschlecht zugehörig fühlt, haben den Wunsch nach einem anderen Vornamen ignoriert und J23 im Sportunterricht in die aus Perspektive der betroffenen Person falsche Umkleide geschickt. Nach drei Anläufen an verschiedenen Einrichtungen hat J23 die Schule ohne Abschluss verlassen (SG_J23, 576–588; 606–618).

In Briefen wurde J23 von Mitschüler*innen als „Scheißtrane“ beschimpft (Z. 586). Wenn er*sie im Unterricht aufgerufen wurde, war das J23 ein Graus:

„Weil die Lehrer, die wussten ganz genau, ich mag es nicht, vor einer Klasse zu stehen und vor denen zu reden. Einfach nur, weil ich weiß, wie diese dummen Blicke sind.“ (Z. 609–611)

Für J23 war ein Freund der Auslöser, weshalb er*sie sich geoutet hat:

„Also ich hatte tatsächlich zwei feste Punkte, auf die ich mich festgelegt habe. Und das waren einmal ein Freund von mir, der heißt J24, der ist auch trans und er hat es relativ früh geschafft, sich zu outen. Er war auch der Grund, warum ich überhaupt angefangen habe, darüber nachzudenken.“ (SG_J23, 573–576)

Der zweite Bezugspunkt war seine*ihre Mutter, die ihrem Kind ihre Liebe versicherte (SG_J23 588–592). „So, meine Mutter war immer auf meiner Seite.“ (Z. 535) Den Vater konnte er*sie schließlich überzeugen. Am schwierigsten sei es für die Großmutter gewesen, zu akzeptieren, dass J23 sich einem anderen als seinem biologischen Geschlecht zugehörig fühlt, obwohl sie es schon immer geahnt habe (Z. 529–539). Neben dem Rückhalt in Familie und Freundeskreis braucht es Vorbilder im analogen Raum:

„Ich habe jahrelang mich damit auseinandergesetzt, wie das wohl für andere Leute ist, wie andere sich damit durchgesetzt haben. Ich komme aus einem schwierigen Umfeld und hab mich trotzdem getraut mithilfe meiner Freunde. Ich hab mit denen darüber geredet und die haben mir geholfen, mich zu outen. Heute ich kann vor allen Leuten stehen und sagen: ‚Ja, ich bin das und das.‘“ (SG_J23, 509–513)

Das bestätigt auch der*die Peer-Expert*in E4:

„Hm. Also ich habe mir zum Beispiel, ich habe auch bei Organisation2 mitgemacht, weil ich eben eine queere, einen queeren Freundeskreis, neue Leute kennenlernen wollte, weil

mein Freundeskreis, den ich halt vom Studium aus habe, sehr heteronormativ ist. Und dann war ich halt so, ne, irgendwie fehlt mir da halt auch einfach was und Leute, mit denen ich mich austauschen kann, wo man irgendwie vielleicht ähnliche Erfahrungen gemacht hat. Genau. Es gibt halt irgendwie dann Organisation². Es gibt Organisation³, bei denen das glaube ich auch auf jeden Fall Thema ist. Ja, also es ist ja mega wichtig, dass man halt Leute findet, mit denen man sich austauschen kann, die einem irgendwie vielleicht helfen. Wenn man, wenn man das Gefühl hat, dass man irgendwie vielleicht nicht sich an Familie, Freunde wenden kann. Ja.“ (SG_E4, 562–571)

Was E4 beschreibt, ist das Angebot im urbanen Raum, wo sie gleich mehrere Organisationen kennt, in denen sich queere Menschen treffen. Im Gegensatz zu strukturierten Angeboten für marginalisierte Gruppen spricht J23 im ländlichen Raum nur von Freund*innen und der Familie.

Inzwischen motiviert es J23 auch, selbst ein Vorbild für andere zu sein (SG_J23, 546–549; 549–553). Wie A1 reagiert er*sie auf sein*ihr Umfeld mit einem gewissen Trotz:

„Wenn ich der Meinung bin, ich sage, dass ich mich männlich fühle, dann ist das so, dann gehe ich auch in der Öffentlichkeit auf ein Männerklo. Das interessiert mich nicht. Egal, wie dumm die Leute gucken, sollen sie gucken Pech. Dann sollen sie machen, was sie wollen. Ich mache, was ich will. Es ist mein Leben und es ist meine Entscheidung.“ (SG_J23, 542–546)

„Der Hauptgrund, ehrlich gesagt oder die Motivation war, weil sehr viele gezweifelt haben. Sehr viele haben gedacht, das könntest du gar nicht schaffen (...) Und ich wurde unterschätzt und das hat mich motiviert.“ (SR_A1, 567–571)

Anders als A1, der*die sich seine*ihre Partizipationschancen erst erarbeiten musste und J23, der*die mehrfach weichen musste, bis er*sie einen Platz gefunden hat, an dem J23 sein durfte, wie er*sie ist, erlebt sich D2 von vornherein als privilegiert: „Ich habe so viele Privilegien auf mir vereint, die kann man auch an einer Hand nicht abzählen.“ (SR_D2, 493–495) Seine*ihre konkreten Lösungsvorschläge spiegeln die ihm*ihr eigene Zuversicht als privilegierte Person wider, nämlich dass es immer Hilfe gibt:

„Es gibt Trainings, wie man in solchen Situationen reagieren kann. Nicht jeder ist zwei Meter groß und breit und traut sich, wenn zwei Jugendliche irgendwie Scheiße labern, dann dazwischen zu gehen und mal ein Machtwort zu sprechen oder so was. Aber auch da man kann sich Hilfe holen und das Wichtigste ist es anzusprechen.“ (SR_D2, 883–888)

Über das soziale Umfeld, das „die Lauten“ beschreiben, verfügen A2 und A3 nicht.

„Also ich hatte jetzt nicht so viel Unterstützung, würde ich jetzt mal sagen. Wie gesagt, ich musste das halt alles so selber managen.“ (SR_A3, 712–714)

„Also ich hatte nie wirklich so diese Unterstützung, die ich mir gewünscht hätte. Ich musste klar, die Lehrer haben gesagt, die sollen damit aufhören, aber ich hätte gerne eine Person gehabt, die so danach für mich da gewesen wäre.“ (SR_A2, 721–725)

Anders als A1, der*die Forderungen an die Politik stellt, oder A2 und A3, die sich mit Gleichgesinnten austauschen, reagiert E1 auf Diskriminierungserfahrungen

„Ich habe da eine alte Dame gesehen vor dem Netto. Die hat versucht eine Tüte aufzuheben, eine Papiertüte, die war ein bisschen schwer irgendwie. Da habe ich gefragt, ob ich sie helfen kann und da meinte sie nur zu mir Nein, Sie können dahin gehen, wo sie herkommen.“ (SR_E1, 821–824)

mit Überforderung, die sich in einem Ohnmachtsgefühl ausdrückt:

„Ich kann auch nicht viel machen. Ich kann sie jetzt nicht, weiß ich nicht. Anzeigen, beleidigen, das geht ja nicht. Das darf man nicht. Das sollte man nicht, das, man sollte auch Ältere respektieren. Das war einfach nur schockierend. Das hat mich sehr, sehr weit nach hinten geworfen und einfach. Mir wurde halt klar, was mir schon passiert ist.“ (SR_E1, 827–832)

„Also die Politik kann da auch nicht viel machen. Es müssen sich Menschen dazu entscheiden was zu machen. Es müssen sich Menschen dazu entscheiden irgendwas ändern zu wollen. Ist jeder. Nicht nur die diskriminiert werden, nicht nur, also auch nicht nur die diskriminieren tatsächlich. Es müssen sich alle dafür entscheiden, etwas machen zu wollen, etwas ändern zu wollen. Und wenn es nicht das ist, dann kommen wir auch nicht weiter. Mehr habe ich nicht zu sagen.“ (SR_E1, 836–842)

Wissen als Voraussetzung für gelingende Interaktion

Als Ursache für Diskriminierung vermuten die Jugendlichen Unwissenheit (SG_E3, Z 350–353; SG_J19, 324–328; 768–769). Wissen nehmen sie daher neben dem sozialen Umfeld als zweite relevante Kategorie für Interaktion und Teilhabechancen wahr. A1 beschreibt das gesellschaftliche Leben innerhalb von „Grenzen“ der eigenen Erfahrungswelt. In diesen Grenzen sieht er*sie zugleich die Gefahr, andere aus Unwissenheit zu verletzen.

An Interaktionsformate hegt A1 daher den Anspruch, Informationsgrenzen zu durchbrechen:

„Aber da braucht es eben diese Runden, um das Ganze zu sensibilisieren und noch mal zu zeigen, dass es wirklich ein Problem ist. Und da müssen auch alle ran, also die Betroffenen, auch nicht die Betroffenen.“ (SS_A1/J7, 33–36)

Die Herausforderung besteht dabei nicht allein in der Aneignung von Wissen, dem er*sie ebenfalls einen hohen Stellenwert beimisst, es gar mit Macht verbindet (SS_A1/J7, 538–542), sondern vielmehr darin, Betroffene mit anderen zu vernetzen:

„Es ist wie gesagt, ein Prozess und da braucht man. Da gehören viele Punkte dazu, einmal Wissen aneignen, das ist halt ein Punkt. Aber auch mit Betroffenen darüber zu sprechen und das ist dann nicht immer so einfach, überhaupt diese Leute zu finden und auch diese Offenheit zu finden, dass auch alle zufrieden sind, wenn sie miteinander darüber sprechen. Weil wie gesagt, es sind auch Themen, die sind sehr sensibel und da braucht man Personen, die auch dann bereit sind oder diesen Mut haben, sich hinzustellen und darüber zu sprechen. Deswegen. Also wir sind auf einem guten Weg, aber noch nicht ganz am Ziel.“ (SS_A1/J7, 8–15)

Es brauche Mut, so die Jugendlichen, über die eigenen Erfahrungen zu sprechen (SS_A1/J7, 13–14), Kritik zu äußern und Veränderungswünsche vorzubringen (SS_J6, 468–471).

Den Austausch mit Politiker*innen sehen die Jugendlichen ganz im Sinne der politischen Öffentlichkeit nach Habermas (2022) als Chance, um Gesellschaft mitzugestalten:

„Vielleicht denkt man das gar nicht, aber das bleibt hier hängen. Und das nehmen die mit. Und ihr seid auch im Grunde genommen ein Beispiel. Wenn die halt reden in der Politik über solche Themen, dann sagen die ja Beispiele. Da seid ihr das Beispiel, weil man euch gehört hat.“ (ARG_152_A1, 157–161)

Allerdings wird am Austausch mit Politiker*innen auch besonders deutlich, dass die „Lauten“ privilegiert sind. D3 fällt durch ein hohes Fachwissen sowohl zu lokalpolitischen Beschlüssen (SK_D3, 882–893) als auch zum Parteiensystem (SK_D3, 536–538) auf und referenziert dabei auch auf medienvermittelte, journalistische Informationen (SK_D3, 461–466; 470–471). Dies legt die Vermutung nahe, dass er*sie nach Schneider und Eisenegger (2018) in Bezug auf die mediale Informationsnutzung zu den Intensivnutzer*innen zählt (siehe 3.2.4). D2 greift hingegen auf umfangreiches Erfahrungswissen aus dem eigenen Verband zurück. Er*sie bekleidet mehrere Vorstandsämter und kann daher zu unterschiedlichen Themen Konzepte einbringen, mit denen er*sie bereits Erfahrungen gesammelt hat (SG_D2, 207–215; 495–496; 506–515; 521–530). Er*sie selbst bezeichnet sich als sehr wirkungsmächtig (SK_D2, 341–347; 585–613). Sein*ihr Beispiel zeigt, dass auch vorangegangene Partizipationserfahrungen eine gute Voraussetzung für gelingende Interaktion sein können.

Anders als die übrigen „Lauten“ setzt A1 sich vor dem Austausch mit Politiker*innen regelrecht unter Leistungsdruck:

„Ich bereite mich jetzt vor. Ich habe Zeit, ich lese mir alles durch oder so viel, wo ich merke, okay, ich werde da richtig kämpfen können. Ich werde richtig argumentieren können. Ich nehme mir die, ich schreib die auch auf.“ (ARG_152_J7, 165–167)

A1 beschreibt die Interaktion mit Politiker*innen wie einen Boxkampf, in dem es mit Informationen und Argumenten zu punkten gilt, um überhaupt gehört zu werden:

„Was so ein bisschen fehlt. Ich glaube die Information über die Ist-Situation, was gerade los ist, dass man halt den aktuellen Stand so ein bisschen mehr kennenlernen muss. So ein paar kleine Informationen oder Details, die halt wichtig sind, weil, er rechnet nicht damit. Er rechnet zwar damit. Also ein Politiker, okay, der kommt jetzt zu mir, die denken so okay, die haben jetzt das und das Thema, die werden ein paar Sätze sagen, dass es nicht in Ordnung ist, dass es in der Schule ein Problem ist. Schule ist halt immer so ein Argument und das wissen die auch. Und dann sagen die ja ganz wichtig: Thema Bildung, ganz, ganz

wichtig. Aber wenn ihr so kleine Informationen habt, Details, womit die nicht rechnen, dann habt ihr die getroffen, dann werden die ruhig sein erst mal, um das aufzunehmen und da habt ihr die Zeit so viel rauszulassen, dass sie so überfordert sind. Das ist so glaube ich auch mein Tipp. Also diese Informationen, die man hat, weil die wissen, wie man argumentiert. Aber was mache ich gerade? Was ist das Thema? Genau diese Sachlichkeit, dass man das nochmal rausholt.“ (ARG_152_A1, 108–120).

Im Argumentationsworkshop wird deutlich, dass die „Leisen“ eine große Distanz zur Politik verspüren. Politiker*innen schreiben sie Stärke (ARG_152_J1, 5), Macht (ARG_152_J1, 20; ARG_152_J4, 71–73), Wissen (ARG_152_J1, 20–21), Verantwortung (ARG_152_J2, 203–204) und Geld (ARG_152_J1, 11) zu, wobei J1 sie auch für unverzichtbar hält („*Deutschland ist ein Rechtsstaat, und ohne Politiker wird Deutschland als Rechtsstaat nicht funktionieren. Deswegen kriegen die auch unendlich viel Kohle*“ ARG_152_J1, 10–11).

Ihre eigene Rolle nehmen die Jugendlichen insofern als herausfordernd wahr, als dass sie meinen, es sei ihre Aufgabe, Lösungsvorschläge gegenüber der Politik zu formulieren (ARG_152_J4, 69–70). A1, die sonst eher zu den „Lauten“ gruppiert wird, fällt das nicht bei allen Themen leicht:

„Es gibt Themen, da kann ich so viele Lösungsansätze geben: Macht das, macht das, macht das. Aber es gibt auch Themen, wo ich sagen kann, wo das Problem ist. Ich kann auch sagen, was die Ursache ist. Aber wenn du mich fragst, gib mir die Lösung. Ich bin da ein bisschen weg, ich bin da raus und da hat er [der Politiker] sozusagen ein bisschen gewonnen, weil man denkt, du redest, redest und ist auch richtig, was du sagst. Das weiß ich ja auch. Aber gib mir eine Lösung.“ (ARG_152_A1, 121–126)

Die argumentative Auseinandersetzung ist mit Hürden verbunden, weil „man muss halt schon Argumente auch dafür finden“ (ARG_152_J4, 60–61). „Man kann nicht einfach irgendwas, man muss, man muss das irgendwie auch belegen.“ (ARG_152_J4, 63–64).

Obwohl sein*ihr Interaktionsverhalten auf Instagram vermuten ließe, dass A2 sich auch für Umweltthemen interessiert, geht er*sie nur beim Thema Rassismus in den Austausch mit Politiker*innen. Grund dafür ist offenbar, dass er*sie sich aufgrund des eigenen Erfahrungswissens in diesem Thema sicher fühlt.

„Also letztes Jahr bin ich ja auch spontan dazu gekommen [beim jugendpolitischen Bar-Camp] und ich finde auf jeden Fall, dass es mal was anderes war, weil ich mich nicht vorbereitet hatte. Aber es hat trotzdem sehr gut geklappt, da ich mich ja auf den Schwerpunkt Rassismus ja sehr gut auskenne und auch selber meine Erfahrungen mitteilen durfte. Und das fiel mir dann einfacher und ich denke, dass ich mich jetzt nicht wirklich vorbereiten werden muss.“ (ARG_152_A2, 193–197; SK_D2, 341–347; 585–613)

Einem*einer Teilnehmer*in fällt die argumentative Auseinandersetzung selbst im Übungssetting beim Argumentationsworkshop besonders schwer. „*Ja, ich*

denke immer, ich sag da was falsch.“ (ARG_152_J9, 32) „*Ich bin in der Schule auch so. Ich sag auch nie was, weil ich so also.*“ (ARG_152_J9, 35–36)

Der Vergleich mit der Schule und die artikulierte Sorge, etwas Falsches zu sagen, zeigt, wie sehr sich J9 unter Druck gesetzt fühlt. Er*sie artikuliert eine große Nervosität, sobald er*sie vor mehr als drei Zuschauenden sprechen soll (ARG_152_J9, 266–267). Im Argumentationstraining reden ihm*ihr die anderen Teilnehmenden gut zu (ARG_150_J6/J1, 36–38). J9 wählt ein Thema und setzt mehrfach an, um zu beginnen, bricht aber immer wieder ab.

Schließlich springt A1 ihm*ihr bei. Zunächst bringt er*sie nur ein Argument für ihn*sie vor (ARG_150_A1, 64). J9 vergewissert sich bei A1, ob sein*ihr Handeln richtig ist: „*Soll ich laut?*“ (ARG_150_J9, 76). Dann übernimmt A1 die Diskussion und erklärt dem*der Jugendlichen J2, wie sie in der Rolle der*des Bürgermeisters*in zu handeln habe. Aus seinen*ihren Anweisungen wird deutlich, dass A1, trotz des Leistungsdrucks, unter den auch er*sie sich ähnlich wie J9 setzt, die Politik als professionellen Dienstleister sieht. Damit unterscheidet er*sie sich wiederum von den „Leisen“, die sich selbst in der Verantwortung sehen, Lösungsvorschläge zu artikulieren.

„Nein aber das ist ja auch deine Gemeinde. Es geht ja nicht nur darum, dass er alles machen muss. Er ist hier, er hat ein Anliegen, hat ein Thema. Und du als Politiker musst ihm auch helfen. Er kann nicht alles beantworten, wie was umgesetzt wird. Ihr seid diejenigen, die das gelernt haben, wie man was macht. Er kann nur sagen, wo die Probleme sind, wo die Ursache ist. Und auch zu sagen, entweder die Schule macht es, dann ist es schön und wenn nicht, dann ist schade, dass darf es nicht geben. Das ist, weil das kostet viel und da, das sind ja auch Jugendliche, die betroffen sind, wenn man so was nicht macht, die müssen so was jeden Tag hören, wie scheiße sie sind, weil sie eben das oder das anhaben. Da muss man dafür sich richtig einsetzen, auch als Politiker. Nicht nur als Personen, die sich dafür einsetzen.“ (ARG_150_A1, 87–96)

Mit der Feststellung, der Politiker müsse helfen, die*der Jugendliche*r könne nicht beantworten, wie was umgesetzt wird und die*der Politiker*in habe schließlich gelernt, wie man was macht, wird das von Kruse (2022) beschriebene Selbstbild Jugendlicher als „*noch nicht fertige, politische Subjekte im Werden*“ (siehe 3.2.6) bestätigt. A1 betont die Überwindung, die das Gespräch die Jugendlichen kostet und die aus ihrer Perspektive nun irgendwie honoriert werden müsse. J2 alias der „Bürgermeister“ akzeptiert den Hinweis und passt sein*ihr Verhalten entsprechend an. Daraufhin treibt A1 ihn*sie weiter, wie in dem oben beschriebenen „Boxkampf“, argumentativ in die Ecke: „*Meinst du aber nicht, dass wir mehr können?*“ (ARG_150_J7, 101). Als der „Bürgermeister“ argumentativ geschwächt scheint, steigt J9 wieder in die Diskussion ein, versichert sich aber wieder erst bei A1, dass er*sie mit seiner*ihrer Meinung nicht allein dasteht („*Nein. Nicht, ne?*“ ARG_150_J9, 104), bevor J9 versucht,

wieder ins Gespräch zu kommen: „*Okay, okay gut. Ich fange jetzt einfach. Soll ich jetzt weiterreden? Wo war ich noch mal stehen geblieben?*“ (ARG_150_J9, 106–107)

Als die Projektleitung die Bürgermeisterrolle mit neuer Argumentationskraft übernimmt, kommt J9 erst gar nicht mehr in die Diskussion. A1 spricht an seiner*ihre Stelle (ARG_150_A1, 111; 113–114). Erst zum Ende des Gesprächs, nachdem J9 sich noch einmal bei A1 rückversichert hat („*Soll ich jetzt das mit diesem, was ich vorhin hatte, mit dem?*“ ARG_150_J9, 119), kommt J9 endlich dazu, ein Argument vorzubringen (ARG_150_J9, 121–124; 128), bevor er*sie das Gespräch beendet: „*Darf ich jetzt aufstehen?*“ (ARG_150_J9, 130)

Die Ergebnisse belegen, dass sich nicht alle Jugendlichen eindeutig einer Kategorie „Laute“ oder „Leise“ zuordnen lassen. Das Beispiel B2 zeigt außerdem, dass das Interaktionsverhalten online durchaus konträr zum analogen Interaktionsverhalten stehen kann.

Die Interaktionsbiografien dokumentieren jedoch einen individuellen Entwicklungsprozess. Dabei spielt das soziale Umfeld, in dem sich Jugendliche aufgehoben fühlen und wo sie Identitätsvorlagen finden, immer eine wesentliche Rolle. Die Kategorie Wissen hat eine sehr unterschiedliche Bedeutung. Manche argumentieren mit Fach-, andere mit Erfahrungswissen. Letzteres entwickelt sich nicht zuletzt mit der Partizipationserfahrung weiter, weshalb Jugendliche, die bereits über eine solche verfügen, im Interaktionsprozess privilegiert sind. Sie folgen auch eher Politiker*innen und vertrauen eher darauf, dass diese Lösungsmöglichkeiten herbeiführen können, während Jugendliche der Kategorie „Leise“ aus Angst davor, in den Augen anderer etwas falsch zu machen, Interaktionen vermeiden. Folglich nehmen sie sich selbst im Gegensatz zu den „Lauten“ auch als weniger wirkungsmächtig wahr.

Laute	Leise	Wandler
Argumentieren mit Fach- und/oder Erfahrungswissen Bringen konkrete Lösungsvorschläge ein	Fühlen sich unter Leistungsdruck, Argumente/Belege zu finden	Fach- und/oder Erfahrungswissen beschränkt sich auf einzelne Bereiche
Sehen Politiker*innen als dienstleistende Personen Folgen Parteien und persönlichen Accounts von Politiker*innen insbes. auf lokaler Ebene	Nehmen Politik mit Distanz zur eigenen Lebenswelt als privilegiert wahr Keine Vernetzung mit Politiker*innen und/oder Parteien	Nehmen Politik mit Distanz zur eigenen Lebenswelt als privilegiert wahr. Folgen meist, wenn überhaupt, nur sehr prominenten Politiker*innen wie dem Bundeskanzler
Schreiben sich selbst eine hohe Wirkungsmacht zu	Fühlen sich ohnmächtig	
Verfügen über ein Netzwerk Sind zuversichtlich, dass ihnen geholfen wird	Haben Angst vor sozialer Isoliertheit, verspüren Anpassungsdruck	

Abbildung 4: Die „Lauten“, die „Leisen“ und die „Wandler“

3.4 Fazit

Abbildung 5: Einflussfaktoren auf Interaktion und Partizipation beschreibt das soziale Umfeld, Wissen und das Gefühl von Wirkungsmacht als wichtigste Einflussfaktoren für Interaktion und Partizipation. Die vorgestellten Beispiele lassen sich zusammenfassend in einem Kreislauf darstellen, den die Jugendlichen in Bezug auf Interaktion und Teilhabe beschreiben. Demnach ebnen Fach- und Erfahrungswissen in Kombination mit einem unterstützenden sozialen Umfeld den Weg, damit Jugendliche sich ermuntert fühlen, an einer zentrierten Interaktion teilzuhaben. Die Teilhabe an der Interaktion erhöht dann ihrerseits das Gefühl von Wirkungsmacht und erweitert das Erfahrungswissen. Somit wirkt sie als Verstärker im Partizipationsprozess. Besonders marginalisierte Jugendliche können durch Partizipation zum Vorbild für andere werden, was sich wiederum motivierend auf das weitere Partizipationshandeln auswirkt.

Einflussfaktoren auf Interaktion und Partizipation

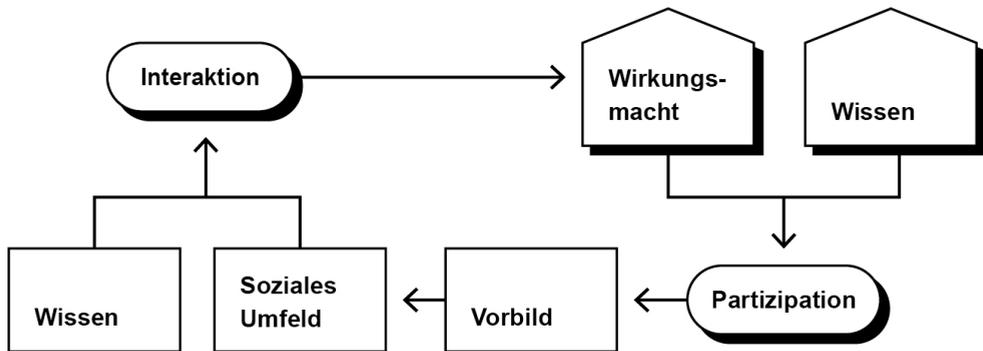


Abbildung 5: Einflussfaktoren auf Interaktion und Partizipation

Dass die „Lauten“ ausnahmslos neben Freund*innen, Influencer*innen und politischen Initiativen auch Politiker*innen auf Instagram folgen (siehe 3.3.4 – Analyseschritt 1), lässt vermuten, dass sie ihre Ansprechpartner*innen kennen und daher im Partizipationsprozess privilegiert sind. Sie kennen ihre Handlungsoptionen und fühlen sich daher im Gegensatz zu den „Leisen“ eher wirkungsmächtig.

Einerseits führt A1 ihre „politische Macht“ (SK_A1, 1266) darauf zurück, dass Jugendliche auf dem Land besser informiert (SK_A1, 1292–1303), dass Strukturen überschaubar seien und man einander kennt.

„Und in der Stadt zum Beispiel ist es viel anders. Es ist sehr schwierig und die Menschen sind es gewohnt, sehr viel zu kaufen und so chaotisch zu sein. Aber hier haben wir die Möglichkeit, sage ich mal, den Vorteil, dass wir diese Gruppe, diese Familie, sag ich mal haben, wo wir dann Menschen viel schneller und besser erreichen können.“ (SK_A1, 699–703)

Andererseits ist es im ländlichen Raum ungleich schwerer, ein partizipationsförderndes Beziehungsnetzwerk aufzubauen, als im urbanen Raum. Während es in der Stadt für marginalisierte Gruppen diverse Strukturen gibt, in denen sie auf Gleichgesinnte treffen können, betonen Jugendliche auf dem Land die Bedeutung von Freund*innen und Familie (siehe 3.3.4 – Analyseschritt 2). Damit wird deutlich, dass die Partizipationschancen auf dem Land mehr noch als in der Stadt abhängig sind von den individuellen Handlungsräumen, in denen sich Jugendliche bewegen und die sie, um mit Hintz (2018) zu sprechen, als „Lebensweltarbeiter*innen“ mitgestalten (siehe 3.2.2). Zwar haben sich analoge Handlungsräume um digitale Social Communitys erweitert; die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung legen jedoch nahe, dass Jugendliche auch online nicht

unabhängig von ihren analogen Handlungsräumen agieren können (siehe 3.3.3). Sie müssen im Gegenteil davon ausgehen, dass angesichts digitaler Halböffentlichkeiten (siehe 3.2.3) und hybrider Interaktionsprozesse (siehe 3.2.5) der Schutz der privaten Sphäre, in der neue Rollen und Ausdrucksstile erprobt werden können, weiter zurückgeht. Identitätsvorlagen jenseits der eigenen Handlungsräume werden zwar durchaus wahrgenommen (siehe 3.2.6), allerdings gestaltet sich ihre Erprobung angesichts eines erhöhten Konformitätsdrucks, der aus der Angst vor sozialer Isoliertheit resultiert (siehe 3.3.3), als schwierig.

Auffällig ist die Kluft, die in Bezug auf Informations- und Meinungssicherheit zwischen den „Lauten“ und den „Leisen“ besteht (siehe 3.4). Ursächlich dafür könnte der von Jarren und Klinger (2017) beschriebene Zerfall der Öffentlichkeit in diverse Teilöffentlichkeiten sein, die sich wiederum in Echokammern um sich selbst drehen und damit einer gemeinsamen Konstruktion von Wirklichkeit im Sinne von Klaus (2017) entgegenwirken (siehe 3.2.3). Die Schilderungen der Jugendlichen, in denen sie davon berichten, dass sie sich an einem vermeintlich inklusiven Ort wie der Schule nicht als diejenigen geben können, die sie sind (siehe 3.3.2), und dass Orte wie das Jugendzentrum oder das Jugendparlament festen Gruppen zugeschrieben werden, lassen allerdings vermuten, dass Echokammern nicht nur in digitalen Handlungsräumen existieren.

Die folgende Abbildung 6 zu digitalen und analogen Einflussfaktoren fasst die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit in Bezug auf Interaktion und Teilhabe zusammen. Sie zeigt positive und negative Einflüsse auf Interaktion und Teilhabe. Die meisten Einflussfaktoren bewegen sich auf der y-Achse und betreffen damit gleichermaßen digitale und analoge Räume. Je weiter links sie angeordnet sind, desto eher beziehen sie sich auf den digitalen Raum. Einflussfaktoren rechts der y-Achse beziehen sich auf den analogen Raum. Dem vermeintlichen Vorteil eines breiten Angebots an Identitätsvorlagen im digitalen Raum steht ein hoher Konformitätsdruck gegenüber. Die soziale Kontrolle wirkt, weil Jugendliche soziale Konsequenzen und, zumal in dünn besiedelten ländlichen Räumen, insbesondere soziale Isoliertheit in analogen Handlungsräumen fürchten.

Die Anonymität im Internet kann sich sowohl interaktionsfördernd als auch hemmend auswirken. Hemmend, weil sie dazu einlädt, Ablehnung offen zur Schau zu tragen und andere daher einschüchtert; fördernd, weil manche Jugendliche im Schutz der Anonymität eher den Mut finden, sich an Diskursen zu beteiligen.

Während die wenigen Räume, die Jugendliche im analogen Raum für sich nutzen können, festen Gruppierungen zugeschrieben werden, wandern sie frei von zeitlichen und räumlichen Grenzen als „Teilzeit-Teilnehmerinnen und Teilzeit-Teilnehmer“ (Hintz, 2018, S. 212) durch wechselnde, sich zum Teil überlappende Social Communitys im digitalen Raum. Dabei hinterlassen sie Spuren, die jedoch ihrerseits die Räume wechseln können und daher jugendliche Handlungsräume zunehmend weniger privat erscheinen lassen.

Digitale und analoge Einflussfaktoren auf Interaktion & Teilhabe

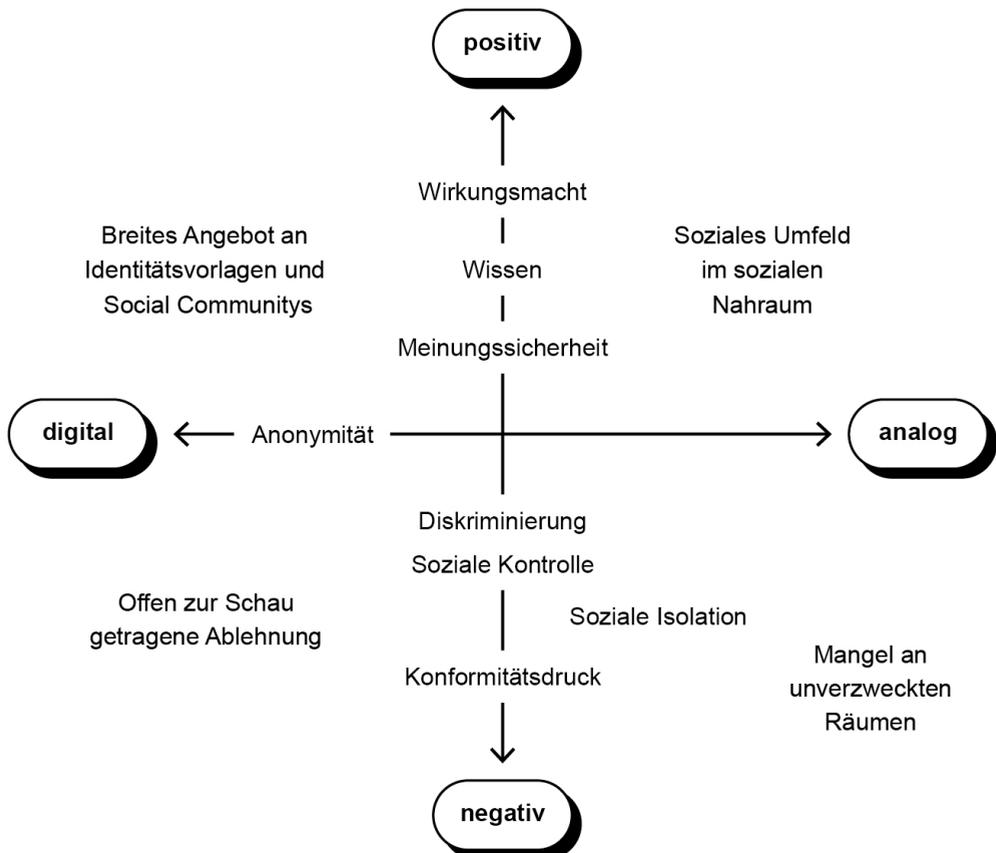


Abbildung 6: Digitale und analoge Einflussfaktoren auf Interaktion und Teilhabe

Literaturverzeichnis

Abels, Heinz (2017): Identität. 3., aktualisiert und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

Abold, Roland; Juhász, Zoltán (2006): Rückkehr in den Mainstream? Einstellungswandel der Jugend zu Demokratie und Parteiensystem. In: Edeltraud Roller, Frank Brettschneider und Jan W. van Deth (Hg.): Jugend und Politik: „Voll normal!“ Ein Beitrag der politischen Soziologie zur Jugendforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 77-97.

Albert, Mathieu; Hurrelmann, Klaus; Quenzel, Gudrun; Schneekloth, Ulrich; Leven, Ingo; Utzmann, Hilde (2019): Jugend 2019 – 18. Shell Jugendstudie. Eine Generation meldet sich zu Wort. Weinheim: Beltz.

Baecker, Dirk (2005): Form und Formen der Kommunikation, Frankfurt a.M.: Suhkamp

Bamberger, Anja; Stecher, Sina; Berg, Katja; Gebel, Christa; Brüggem, Niels (2023): „Ich habe einen normalen Account, einen privaten Account und einen Fake Account.“ Instagram aus der Perspektive von 12- bis 15-Jährigen mit besonderem Fokus auf die Geschlechterpräsentation. Ausgewählte Ergebnisse der Monitoring-Studie. IFF – Institut für Medienpädagogik in Forschung und Praxis. München (ACT ON! Short, 10). Online verfügbar unter <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-263239>, Abruf am 12.01.2024.

BARMER (Hg.) (2022): Eine SINUS-Studie im Auftrag der BARMER. Ergebnisse einer Repräsentativ-Umfrage unter Jugendlichen 2022/2023. Heidelberg (SINUS-Jugendforschung), Abruf am 15.04.2024.

Brosig, Burkhard (2018): Die Subway-Generation. Jugendliche zwischen globalem Stress und Selbstverwirklichung. In: Heinz Kipp, Annette Richter und Elke Rosenstock-Heinz (Hg.): Adoleszenz in schwierigen Zeiten. Wie Jugendliche Geborgenheit und Orientierung finden. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 111–121.

Brüggem, Niels; Müller, Eric; Rösch, Eike (2022): Virtuelle Räume – digitale Welten. In: Fabian Kessl und Christian Reutlinger (Hg.): Sozialraum. Eine elementare Einführung. Wiesbaden: Springer, S. 585–595.

Brüggem, Niels; Wagner, Ulrike (2017): Medienaneignung und sozialraumbezogenes Medienhandeln von Jugendlichen. In: Dagmar Hoffmann, Friedrich Krotz und Wolfgang Reißmann (Hg.): Mediatisierung und Mediensozialisation. Prozesse – Räume – Praktiken. Wiesbaden: Springer VS, S. 211–229.

Dallmann, Christine; Vollbrecht, Ralf; Wegener, Claudia (2017): Mediensozialisation in sozialökologischer Perspektive. Ansatzpunkte einer theoretischen Neujustierung. In: Dagmar Hoffmann, Friedrich Krotz und Wolfgang Reißmann

(Hg.): Mediatisierung und Mediensozialisation. Prozesse – Räume – Praktiken. Wiesbaden: Springer VS, S. 197–211.

Eickelpasch, Rolf; Rademacher, Claudia (2004): Identität. Bielefeld: transcript Verlag.

Eisentraut, Steffen (2016): Mobile Interaktionsordnungen im Jugendalter. Zur Soziologie des Handygebrauchs. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Feierabend, Sabine; Rathgeb, Thomas; Kheredmand, Hediye (2023): JIM-Studie 2023. Jugend, Information, Medien – Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Stuttgart: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs).

Goffmann, Erving (2009): Interaktion im öffentlichen Raum. Frankfurt a. M.: Campus.

Habermas, Jürgen (2022): Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik. Berlin: Suhrkamp.

Hartmann, Tilo (2017): Parasoziale Interaktion und Beziehungen. 2. Auflage. Baden-Baden: Nomos.

Hintz, Elisabeth (2018): Kommunikationsarbeit im Social Web. Die Social Community als Schauplatz kommunikativ erbrachter Identitätsarbeit. Weinheim: Beltz Juventa.

Hummrich, Merle (2022): Jugend, sozialer Wandel und Transnationalisierung: Der Möglichkeitsraum als Analyseperspektive für Jugend in ihren Sozialisationsbedingungen. In: Claudia Scheid, Mirja Silkenbeumer, Boris Zizek und Laleina Zizek (Hg.): Sozialisierungstheorie und -forschung revisited. Ein Paradigma im Lichte der neuen Kindheits- und der Jugendforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 79–98.

Jarren, Otfried; Klinger, Ulrike (2017): Öffentlichkeit und Medien im digitalen Zeitalter: zwischen Differenzierung und Neu-Institutionalisierung. In: Harald Gapski, Monika Oberle und Walter Staufer (Hg.): Medienkompetenz. Herausforderung für Politik, politische Bildung und Medienbildung. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung, Band 10111, S. 33–43.

Klaus, Elisabeth (2017): Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Selbstverständigungsprozess und das Drei-Ebenen-Modell von Öffentlichkeit. Rückblick und Ausblick. In: Elisabeth Klaus und Ricarda Drüeke (Hg.): Öffentlichkeiten und gesellschaftliche Aushandlungsprozesse. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde. Bielefeld: transcript Verlag, S. 17–39.

Krotz, Friedrich (2007): Mediatisierung. Fallstudien zum Wandel der Kommunikation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Krotz, Friedrich (2017): Sozialisation in mediatisierten Welten. Mediensozialisation in der Perspektive des Mediatisierungsansatzes. In: Dagmar Hoffmann, Friedrich Krotz und Wolfgang Reißmann (Hg.): Mediatisierung und Mediensozialisation. Prozesse – Räume – Praktiken. Wiesbaden: Springer VS, S. 21–41.

Kruse, Merle-Marie (2022): Politik, Medien und Jugend. Politikverständnisse und politische Identität im mediatisierten Alltag Jugendlicher. *Critical Studies in Media and Communication*, 27. Bielefeld: transcript Verlag.

Kuckartz Udo (2016): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. 3. überarbeitete Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Materna, Georg; Lauber, Achim; Brüggem, Niels (2021): Politisches Bildhandeln. Der Umgang Jugendlicher mit visuellen politischen, populistischen und extremistischen Inhalten in sozialen Medien. München: Zenodo.

Paus-Hasebrink, Ingrid; Oberlinner, Andreas (2017): Sozialisation in unterschiedlichen Sozialisationskontexten. In: Ingrid Paus-Hasebrink (Hg.): Langzeitstudie zur Rolle von Medien in der Sozialisation sozial benachteiligter Heranwachsender. Lebensphase Jugend. Baden-Baden: Nomos, S. 241–270.

Roose, Jochen (2023): Generation ist weniger als Alter. Repräsentative Umfragen zu Altersunterschieden bei Wahlverhalten, Werten, Ängsten und politischer Beteiligung. Berlin: Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

Schneider, Jörg; Eisenegger, Mark (2018). Newsrepertoires junger Erwachsener: Mediennutzung und Politikwahrnehmung im Wandel. In: Nicole Gonser (Hg.): Der öffentliche (Mehr-)Wert von Medien: Public Value aus Publikums-sicht. Wiesbaden: Springer, S. 93–107.

Schramm, Holger; Hartmann, Tilo (2007): Identität durch Mediennutzung? Die Rolle von parasozialen Interaktionen und Beziehungen mit Medienfiguren. In: Dagmar Hoffmann und Lothar Mikos (Hg.): Mediensozialisationstheorien. Neue Modelle und Ansätze in der Diskussion. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 196–214.

Soßdorf, Anna (2016): Zwischen Like-Button und Parteibuch. Die Rolle des Internets in der politischen Partizipation Jugendlicher. Wiesbaden: Springer Verlag.

Weber, Mathias (2015): Der soziale Rezipient. Medienrezeption als gemeinschaftliche Identitätsarbeit in Freundeskreisen Jugendlicher. Wiesbaden: Springer VS.

4 Initiieren und Begleiten partizipativen Handelns Jugendlicher (Micha Jung)

4.1 Einleitung

Jungen Menschen Beteiligung zu ermöglichen und möglichst passgenaue Beteiligungsformate zu finden, war eine zentrale Zielsetzung des Forschungsprojektes Jul@. Die Teilhabe der Jugendlichen in vom demografischen Wandel stark geprägten ländlichen Regionen soll über neue Beteiligungsformate gestärkt und deren Eignung für diese Zielsetzung analytisch betrachtet werden. Entsprechend wurden in Zusammenarbeit mit Netzwerkpartner*innen, die im Zuge des Projektes gefunden werden konnten, neue Jugendbeteiligungsformate durchgeführt, erprobt und kritisch ausgewertet, um anhand dieser Ergebnisse neue Formate zu entwickeln und so einen iterativen Prozess zu gestalten.

Bestehende Partizipationsformate sind keine Angebote, die von Jugendlichen als selbstverständlich an- und wahrgenommen werden und an denen im Alltag, ohne es zu hinterfragen, wie selbstverständlich teilgenommen wird (Rusack und Stiller, 2024, S. 312–313). Bestehende Ungleichheits- und Machtverhältnisse, die etwa durch das Wahlalter von 18 Jahren festgelegt sind, zeigen, dass gerade die Nichtbeteiligung Jugendlicher fest in unserer Gesellschaft fixiert scheint (Tollning und Wenzler, 2024, S. 479). Doch erst durch erlebte Partizipation kann diese sich entwickeln und verfestigen (Lütgens und Schwanenflügel, 2019, S. 150). „Die Analysen weisen darauf hin, dass sich die Häufigkeit politischer Partizipation, wie schon seit vielen Jahren belegt, im Jugendalter entwickelt und vermehrt“ (Sauer mann und Meijer, 2023, S. 36). Um jungen Menschen diese Erfahrungen zu ermöglichen, benötigt es vielseitige Beteiligungsangebote, die möglichst alle Jugendlichen erreichen (Bade et al., 2024, S. 224).

Um Jugendliche auch wirklich anzusprechen und zu erreichen, können diese Formate nicht ohne die Beteiligung junger Menschen konzipiert werden. Jugendliche müssen einbezogen und als Expert*innen ihrer selbst anerkannt werden (Rusack und Stiller, 2024, S. 313). Entsprechend war das Vorgehen im Forschungsprojekt stark partizipativ angelegt.

4.2 Exemplarische Formate in der Betrachtung

In den Modellregionen wurden unterschiedliche Formate eingesetzt und erprobt. Aufgegriffen wurden die unterschiedlichen Vorerfahrungen mit Jugendbeteili-

gungsangeboten vor Ort und den Bedarfen, die sich aus Gesprächen und (Fokusgruppen-)Interviews mit Fachkräften, Politiker*innen und Jugendlichen ergaben (Düwel et al., 2021). So gab es in Friesland bereits Erfahrungen aus einem vorhergehenden Jugendbeteiligungsprojekt der Leuphana Universität Lüneburg (siehe u. a. Stange et al., 2018), in den Modellregionen im Allgäu lagen hingegen keine vergleichbar umfassenden Vorkenntnisse vor.

Darüber hinaus war die partizipativ angelegte und iterativ gestaltete Vorgehensweise Grund für die unterschiedliche Entwicklung der Modellregionen. Ein zentraler Aspekt war es, keine vorgefertigten Lösungen zu präsentieren, sondern diese mit den Akteur*innen vor Ort, also Jugendlichen wie Fachkräften und auch der Politik, zu entwerfen und weiterzuentwickeln. Einschränkungen, aber auch kreative Varianten ergaben sich durch die Corona-Pandemie, die als Teil der sozialen Realität in der Gestaltung des Handelns in den Modellregionen berücksichtigt wurde.

Im Folgenden werden exemplarisch Vorgehensweisen in den Modellregionen beschrieben und aufgezeigt, wie Partizipationsanstöße gelingen können und welche Schwierigkeiten sowie Chancen damit verbunden sind. Im Projektverlauf wurde eine Vielzahl von Formaten erprobt und umgesetzt, wie in Abbildung 7 grob dargestellt wird.

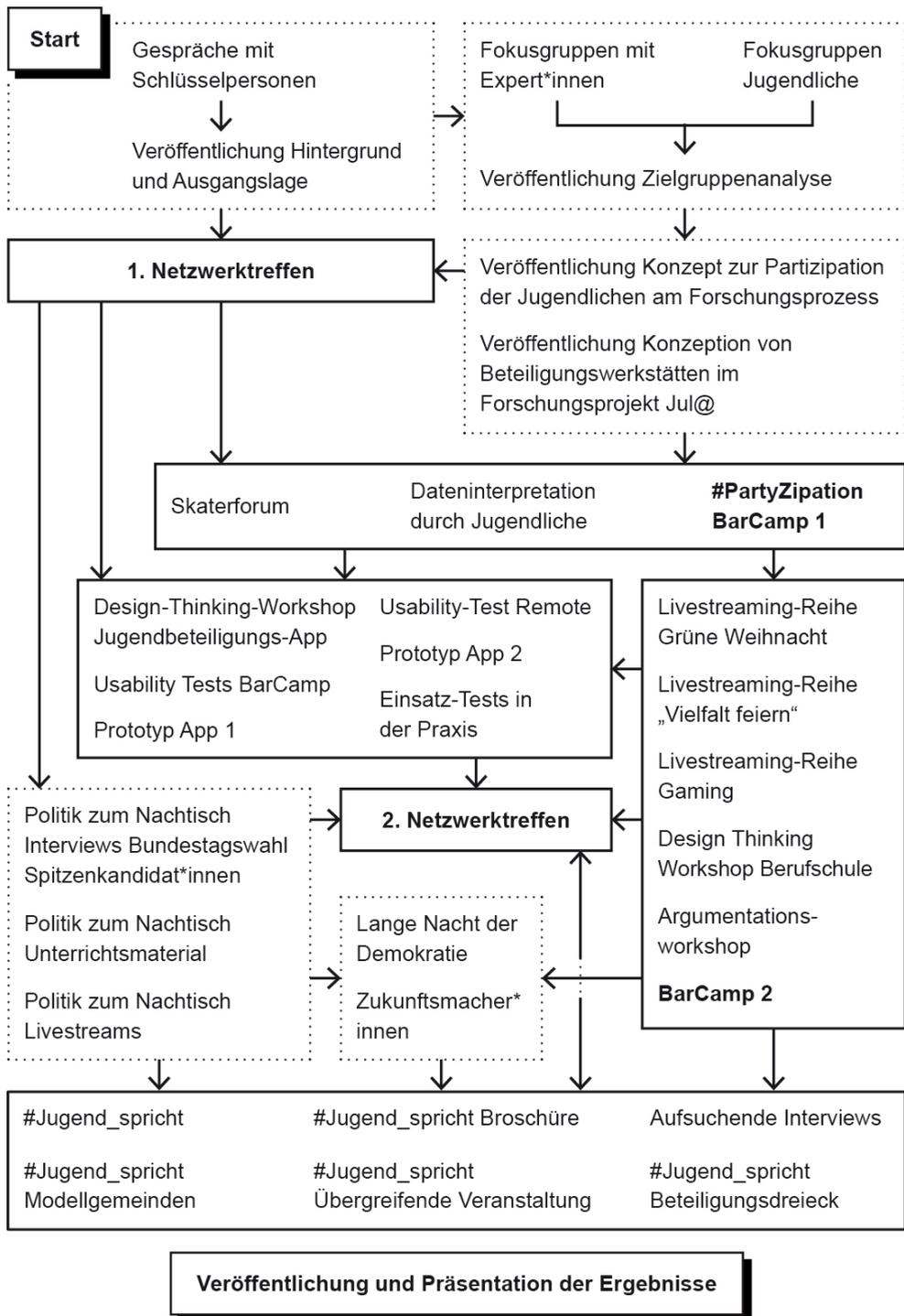


Abbildung 7: Überblick partizipatives Handeln

Von der Vielzahl der Formate werden exemplarisch drei im Folgenden genauer dargestellt. Diese weisen spezifische Merkmale auf, die sich auch in anderen Formaten so zeigten und im Anschluss übergreifend dargestellt werden. Das BarCamp-Format #PartyZipation wurde von Jugendlichen mit Unterstützung von Jul@ und zahlreichen Netzwerkpartner*innen entwickelt und umgesetzt und konnte viele (andere) Jugendliche erreichen. Die Bildungskampagne „Politik zum Nach-tisch“ setzte auf die Erreichbarkeit aller Jugendlicher über Schulen und wies eine starke Verbindung von digitalen und analogen Räumen auf. Die Modellgemeinden Oberallgäu (#jugend_spricht) versuchten, lokal angepasste Angebote der Jugendbeteiligung zu schaffen, die von Jul@ begleitet und evaluiert wurden.

4.2.1 BarCamp #PartyZipation

Das jugendpolitische BarCamp hatte zum Ziel, Partizipationsangebote für Jugendliche sichtbar zu machen, ihnen ein Erleben von Gemeinschaft zu ermöglichen und den Weg für Partizipationserfahrungen zu ebnen. Ausgehend davon, dass der Konformitätsdruck im ländlichen Raum besonders hoch ist (siehe Düwel in diesem Band sowie Düwel et al., 2021) und Jugendliche es dadurch schwerer haben, vielfältige Identitätsvorlagen zu entdecken, für sich zu nutzen und zu erproben, verband sich mit dem BarCamp die Vorstellung, einen Begegnungsort zu schaffen und Netzwerke¹⁶ zu initiieren, die den gesamten Modelllandkreis einbeziehen und eventuell sogar darüber hinausreichen.

Das BarCamp ist eine Methode, die dann besonders geeignet ist, wenn Themen, Programm und Referent*innen nicht vorher feststehen. Die Teilnehmenden können die eigenen Anliegen mitbringen und über sogenannte Sessions oder Thementische in die Veranstaltung einbringen. Diese Themen werden dann zeitlich und räumlich eingeteilt, und die Teilnehmenden entscheiden vor Ort spontan und ganz nach den eigenen Interessen, wo sie sich beteiligen. Entsprechend stehen Eigeninitiative, kreative Zusammenarbeit und ein offener Austausch im Mittelpunkt des Formates und die Teilnehmenden können sich unabhängig von Vorkenntnissen einbringen (Muuß-Merholz, 2019). Die Idee von #PartyZipation war es, unabhängig von den individuellen Ressourcen der Jugendlichen, Voraussetzungen für Partizipation auf verschiedenen Ebenen – von der Informiertheit über die Debatte in geschützten Räumen bis zur Selbstwirksamkeitserfahrung – herzustellen.

¹⁶ Der Aufbau und die Pflege eines Netzwerkes zur Bündelung von Teilhabeangeboten für alle Jugendlichen in den Modellregionen war Teil des Forschungsprojektes. Darauf konnte der weitere Ausbau an dieser Stelle bereits zurückgreifen.

Nachdem jugendliches Leben während der Corona-Pandemie durch Kontaktbeschränkungen, Schulschließungen und das zeitweise Verbot von Vereinsaktivitäten nur sehr eingeschränkt möglich war, erklärten die Jugendlichen in vorherigen Formaten des Projektes, dass sie kaum noch etwas voneinander wissen. Insbesondere Jugendliche, die sich in Jugendparlamenten aktiv beteiligten, äußerten angesichts der verhältnismäßig niedrigen Wahlbeteiligung bei Jugendparlamentswahlen Bedenken hinsichtlich ihrer eigenen Legitimität als Sprecher*innen für alle Jugendlichen. Sie bedauerten, dass sie aufgrund der pandemiebedingten Einschränkungen kaum Vorhaben umsetzen konnten, und zeigten sich daher besorgt, ob sich bei der nächsten Wahl genug Kandidat*innen finden ließen, weil das „Jugendparlament“ als Teilhabeform unter den Jugendlichen nicht hinreichend bekannt sei. Von der Politik fühlten sie sich ebenfalls nicht genügend wahrgenommen. Für die Auseinandersetzung mit Politiker*innen stellten sie sich vor, dass ihre Stimme mehr Gewicht hätte, wenn sie Expert*innen miteinbeziehen.

Wunsch war ein Austauschformat, das Jugendliche wieder untereinander und für die Politik sichtbar machen würde. In Bezug auf den Austausch mit Politiker*innen hatten einige Jugendliche die Erfahrung gemacht, dass Kommune, Landes- und Bundespolitik sich gegenseitig die Verantwortung zuschieben würden. Daher war es ihnen wichtig, Politiker*innen der verschiedenen Verantwortungsebenen an einen Tisch zu holen, um verbindliche Aussagen zu bekommen.

Zielsetzung

Das BarCamp sollte ein niederschwelliges Partizipationsangebot vor allem auch für diejenigen Jugendlichen sein, die bisher kaum Partizipationschancen wahrnahmen. Es sollte unter Beteiligung verschiedener Jugendorganisationen und -Initiativen jugendliches Leben in seiner Vielfalt für die Jugendlichen selbst und für die Politik sichtbar machen. Jugendliche sollten mit fachlicher Unterstützung durch Expert*innen ihre Perspektiven im Gespräch mit Politiker*innen verschiedener Verantwortungsebenen in den Diskurs einbringen können. Im Sinne der Partizipation sollten die Jugendlichen die inhaltliche Ausrichtung des BarCamps frei bestimmen.

Vorgehen

Um auch diejenigen Jugendlichen zur Teilnahme zu motivieren, die bisher kaum Partizipationschancen wahrnahmen, sollte das BarCamp unter dem Titel #PartyZipation politische Diskussion und Party miteinander verbinden. Dies sollte einerseits bewirken, dass sich kleine Gruppen von jungen Menschen, die sich in der Wahrnehmung der Jugendlichen infolge der Kontaktbeschränkungen zunehmend isoliert hatten, wieder mehr öffnen. Andererseits sollten Jugendliche, die zunächst nur wegen der Musik zum BarCamp kommen, erste „Zufallsbegegnungen“ mit politischer Teilhabe erfahren können. Die Politiker*innen ihrerseits sollten einen Eindruck von den Perspektiven der Jugendlichen in ihrer Heterogenität bekommen, um diese in politischen Entscheidungsprozessen künftig besser zu berücksichtigen und damit letztlich deren Lebensbedingungen positiv zu verändern.



Abbildung 8: Plakat zum BarCamp #PartyZipation

Der Veranstaltungsort wurde, wie der Titel, durch die Jugendlichen selbst bestimmt, aufgrund verschiedener Restriktionen (ohne Auto erreichbar, nicht als Familienort wie die Innenstadt definiert, hinsichtlich der Emissionsbelastungen geeignet, ungezwungene Atmosphäre möglich etc.) wurde letztlich der Eventbereich am Strand eines Kurorts gewählt. Jugendliche, die z. B. aufgrund von Mobilitätseinschränkungen (trotz des eingesetzten Shuttlebusses) nicht an der Veranstaltung teilnehmen konnten, sollten sich per Livestream auf der Plattform Twitch zuschalten können.

Planung und Umsetzung wurden auf viele unterschiedlichen, bereits bestehenden Gruppierungen aufgeteilt, um eine so komplexe Veranstaltung überhaupt bewältigen zu können. Beteiligt waren beispielsweise Fördermittelgeber, der örtliche Bürgerfunksender¹⁷, Jugendkulturvereine, Jugendparlamente, Jugendverbände und das Forschungsprojekt Jul@ selbst, organisiert wurden die Veranstaltungen über eine Steuerungsgruppe verschiedener Jugendinitiativen durch und mit Jugendlichen.

¹⁷ Diese Kooperation war vor allem deshalb von besonderer Bedeutung, da dieser Sender über eine Rundfunk-Lizenz verfügt und somit die rechtlichen Herausforderungen von Livestreaming wie Anzeigepflichten bei der Landesmedienanstalt darüber gedeckt wurden (Näheres dazu <https://www.die-medienanstalten.de/aufgaben/vielfaltssicherung/zulassung/>).

Ergebnisse

Im ersten Jahr (2021) stand die Entwicklung des BarCamps noch maßgeblich unter dem Einfluss der Corona-Pandemie. In vorhergegangenen Prozessen im Forschungsprojekt Jul@ wurden Bedarfe der Jugendlichen in Bezug auf Partizipation isoliert erhoben und mit Jugendlichen, die über Vereine, Jugendparlamente, Interessensgruppen und/oder Verbände bereits Erfahrung mit Partizipation hatten, interpretiert. Aufgabe des Forschungsprojektes war es, Ressourcen zusammenzubringen, Ermöglichungsstrukturen zu schaffen und den Jugendlichen (neue) Wege der Partizipation aufzuzeigen. Dazu gehörten die Akquise von Fördergeldern durch den Trägerverein Lokale Agenda 21 e. V., das Einholen von Genehmigungen, das Erstellen eines Hygienekonzepts, die Beauftragung der Unternehmen für Gastronomie, Bühnentechnik und Sanitätsdienst, das Einladen von Politiker*innen und Expert*innen zur fachlichen Unterstützung an den Thementischen, die Beauftragung einer professionellen Moderatorin, die Organisation des Livestreams in Zusammenarbeit mit dem lokalen Bürgerfunksender, die Bewerbung der Veranstaltung über Plakate, Social Media, Schulen und Jugendorganisationen sowie die Vernetzung der Jugendlichen, die sich in die Organisation und Durchführung der Veranstaltung einbringen wollten.

Im Vorfeld zum BarCamp wurden seitens der Jugendlichen nur wenige Themen vorgeschlagen. Das digitale BarCamp-Tool, in dem die Sessions angelegt werden sollten, wurde kaum angenommen. Die Jugendlichen, die an der Entwicklung des BarCamps beteiligt waren, hatten zwar in diversen Planungstreffen geäußert, dass sie Thementische zu Rassismus und Klimaschutz bzw. aus Perspektive ihrer Jugendorganisation vorbereiten und moderieren möchten, ließen dies aber bis zum Veranstaltungstag offen. Bei den erwachsenen Netzwerkpartner*innen führte das zu der Sorge, dass möglicherweise nicht ausreichend inhaltliche Diskussionsangebote bestehen könnten. Daher wurden drei zusätzliche Thementische durch Netzwerkpartner*innen initiiert, die jedoch am Tag der Veranstaltung deutlich weniger stark frequentiert waren als die Diskussionsangebote, die von den Jugendlichen selbst angestoßen waren – und tatsächlich stattfanden. Hieran wird deutlich, dass trotz aller Wünsche nach Partizipation und Beteiligung von Jugendlichen den Fachkräften nicht die Letztverantwortung obliegt. Es sind die Erwachsenen, die beruflichen Akteur*innen, die sich für das Gelingen zuständig fühlen. Ein Kreistagsmitglied initiierte spontan einen Thementisch zur Legalisierung von Cannabis, dem knapp zehn Jugendliche folgten, darunter auch ein junger Mann, der zwar in die Organisation des Musikprogramms involviert war, jedoch noch nicht die Erfahrung gemacht hatte, mit Entscheidungsträger*innen zu diskutieren. Er äußerte sich im Anschluss richtiggehend begeistert und überrascht von sich selbst, dass er etwas gesagt und man ihm zugehört habe.

Zu Beginn der im Rahmen des BarCamps stattfindenden Podiumsdiskussion des Kreisjugendparlaments mit den dazu eingeladenen Bundestagskandidat*innen (Bundestagswahl 2021 – Wahlkreis 26) gab es seitens extremistischer Parteien den Versuch, die Bühne für sich zu instrumentalisieren. Durch die professionelle Moderatorin, die die Einhaltung des gesteckten Veranstaltungsrahmens sicherstellte, konnte dieser Versuch jedoch abgewehrt werden.

Unter den Teilnehmenden an den Thementischen befanden sich auch der damalige Niedersächsische Umweltminister, die lokale Bundestagsabgeordnete und einige Kreistagsabgeordnete, der stellvertretende Landrat, einige Bürgermeister und Stadt- bzw. Gemeinderatsmitglieder unterschiedlicher Parteien sowie Lehrkräfte, die als Privatpersonen der Einladung zum ersten BarCamp gefolgt waren, um ihren Schüler*innen zuzuhören. Das erste BarCamp fiel mitten in den Wahlkampf zu den Bundestags- und Kommunalwahlen 2021 in Niedersachsen. Vermutlich deshalb waren viele Politiker*innen der Einladung gefolgt und diskutierten bis in den Abend hinein an wechselnden Tischen mit den Jugendlichen. Am Abend wechselte zum Teil das Publikum, es kamen nun vorwiegend ältere Jugendliche, die bis 23 Uhr zu Livemusik und anschließend noch eine weitere Stunde zu DJ-Musik tanzten.

Das BarCamp als gemeinschaftliche Veranstaltung von und mit Jugendlichen kann als Erfolg gewertet werden. Sowohl diese erste Veranstaltung als auch die Folgeveranstaltungen zeigten, dass es gelingen kann, Jugendliche einzubinden und ihre Interessen in den Fokus zu rücken. Im Anschluss an das BarCamp gab es eine Initiative seitens der Schule, sich dem Zertifizierungsprozess als „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ zu stellen. In diesem Zusammenhang erarbeitete die Schülerversammlung eine Liste mit Schwerpunkten zum Thema Diversität, die im Rahmen einer Projektwoche vertieft und beim nächsten BarCamp erneut in die Diskussion eingebracht werden sollten (und wurden). Das Jugendparlament wählte vier der von den Teilnehmenden als wichtig erachteten Themen aus, zu denen eine Veranstaltungsreihe mit Expert*innen geplant wurde. Die Ergebnisse aus den Veranstaltungen wurden dann wiederum unter Beteiligung der Expert*innen ins nächste BarCamp getragen.

Im Nachhinein gab es Beschwerden seitens der Politik und der örtlichen Gastronomie über den Veranstaltungsort. Es hieß, die Musik vergraulte das Cocktailbarpublikum, und es wurde auf einen Ratsbeschluss verwiesen, wonach am Veranstaltungsort keine „lauten Veranstaltungen“ stattfinden sollten. Mit Unterstützung eines Ratsherrn erwirkte das Jugendparlament schließlich einen weiteren Ratsbeschluss, wonach das BarCamp weiterhin am selben Standort, jedoch einige hundert Meter von den ortsansässigen Gastronomen entfernt stattfinden darf.

An der Durchführung des zweiten BarCamps beteiligten sich 2022 rund 200 bis 300 Teilnehmende, davon circa 80 Jugendliche, die in die Organisation und/oder das Programm involviert waren. In diesem zweiten Jahr stellte das Jugendparlament als Veranstalter mit Unterstützung durch die kommunale Jugendpflege einen eigenen Förderantrag (wieder über den Lokale Agenda 21 e. V.). Das Netzwerk hatte sich um schulische Akteur*innen (Lehrkräfte und Schülervertretung) erweitert, die eigene Programmpunkte beisteuerten. Die Verantwortung für die Organisation, die im ersten Jahr durch das Forschungsprojekt gewährleistet wurde, lag nun im Rahmen einer Lehrveranstaltung in der Hand einer Gruppe aus zwölf Studierenden. Die Werbekampagne wurde vor allem über Social Media stark erweitert. Da 2022 jedoch keine Wahlen anstanden, nahmen trotz verstärkter Öffentlichkeitsarbeit deutlich weniger Politiker*innen an der Veranstaltung teil. Ab 2023 hat das Kreisjugendparlament per Kreistagsbeschluss ein festes Budget für das BarCamp eingerichtet. Die Organisation liegt seitdem ganz in der Hand der Steuerungsgruppe, in der sich im Wesentlichen Jugendparlamentarier*innen, die kommunale Jugendpflege, der Trägerverein Lokale Agenda 21 e. V. und einzelne Lehrkräfte engagieren. Im Jahr 2024 fand das BarCamp zum vierten Mal in Folge statt, hatte allerdings eine sehr geringe Besucherzahl. Im Gegensatz zu den vorherigen Terminen wurde der Ort gewechselt und vom Strand in die Stadtmitte verlegt. Eine detaillierte Betrachtung hierzu ist nicht möglich, da das Forschungsprojekt zu dieser Zeit bereits in der Phase der Auswertung und Verschriftlichung der Ergebnisse war.

Lessons to learn

Insgesamt zeigt sich ein hoher Outcome des BarCamps – unter Voraussetzung der Partizipation von Jugendlichen und einer verantwortlichen Organisation. Die Wahrnehmung von Themen, die die Jugendlichen vor Ort berühren, und die damit angestoßenen weiteren Veranstaltungen zeigen, dass das BarCamp-Format geeignet ist, jugendliche Teilhabe zu fördern. Das Format wurde zum Ausgangspunkt zahlreicher weiterer Aktivitäten und ist seit dem Kreistagsbeschluss zur regelmäßigen Finanzierung in der Modellregion Friesland etabliert. Es wird von organisierten Jugendgruppen, kommunaler Jugendpflege und einer Schule inhaltlich getragen und von der (Lokal-)Politik als Chance wahrgenommen, die Perspektive der Jugendlichen vor Ort zu hören.

Heterogenität Jugendlicher – Unterschiede in der Zielsetzung

In Bezug auf die Relevanz des BarCamps bewerten die Jugendlichen die Veranstaltung unterschiedlich. Während die Teilnehmenden der Befragung beim zweiten BarCamp kaum Erwartungen an Politik, Diskussion und Partizipation formulierten, sondern Musik, Location und Stimmung als positiv hervorheben, messen die in die Planung und Durchführung der Veranstaltung involvierten Jugendlichen die Relevanz des BarCamps an der Anzahl der teilnehmenden Politiker*innen und ihren Möglichkeiten, mit ihren Themen Gehör zu finden. Während die Befragten¹⁸ sich also durch den Eventcharakter der Veranstaltung zur Teilnahme motiviert fühlen und kaum Erwartungen an Politik, Diskussion und Partizipation hegen, ist dieser Aspekt für diejenigen Jugendlichen, die in die Organisation der Veranstaltung involviert waren, von entscheidender Bedeutung.



Abbildung 9: Jugendliche während des BarCamps am „Klimatisch“

Die Jugendlichen lassen sich auf zwei Ebenen ansprechen. Niedrigschwellig eröffnet das BarCamp zunächst Zugang über Musik und Party und erreicht damit junge Menschen, deren Interesse nicht vorrangig darin liegt, über spezifische Themen zu sprechen und Meinungsbildung zu betreiben. Gleichzeitig liegt in dem Angebot die Möglichkeit, sich nicht unbedingt einbringen zu müssen, aber zu sehen und zu erleben, dass es möglich ist, sich auszutauschen und wahrgenommen zu werden. Die Themen wurden durch eine kleine Gruppe engagierter Jugendlicher gesetzt, die auch unabhängig vom BarCamp in verschiedenen Gruppen (politisch) partizipieren. Sie eröffneten aber damit auch anderen jungen Menschen die Möglichkeit, Themen aufzugreifen und eigene Sichtweisen zu platzieren. Natürlich ist auch hier zu sehen, dass zwar „alle“ Jugendlichen adressiert werden, aber durch die aktiv Teilnehmenden wie die Musikauswahl der Aktiven eine Setzung stattfindet.

Jugendbeteiligung ermöglichen und begleiten – Verantwortung verteilen

Durch den Kreistagsbeschluss zur regelmäßigen Finanzierung ist das Format in der Modellregion etabliert. Die Verstetigung des BarCamps, die nicht zuletzt durch den Einsatz von Jugendlichen über das Jugendparlament gelungen ist, hat auch

¹⁸ Die Befragung fand in Form eines kurzen und einfachen Fragebogens am BarCamp selbst statt. Es beteiligten sich 70 Jugendliche.

darüber hinaus Wirkung gezeigt. Es wird über die Initiierung hinaus von organisierten Jugendgruppen, kommunaler Jugendpflege und einer Schule inhaltlich getragen. Allerdings zeigt sich hier neben der Chance der Verstetigung auch das Risiko stark auf Partizipation angelegter Formate. Die Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten müssen geklärt sein, die Beteiligung immer wieder neu hinzukommender Jugendlicher erreicht und erhalten werden. Jugendliche wachsen naturgemäß aus der Zielgruppe und aus Beteiligungsformaten wie den Jugendparlamenten heraus, die Bedarfe und Interessen ändern sich.

Das BarCamp scheint mit Blick auf die geringe Besucher*innenzahl 2024 vor großen Herausforderungen zu stehen. Die Entwicklung zeigt, dass auch gelingende Formate der Beteiligung keine Selbstläufer sind. Sie benötigen vielmehr Kontinuität und verlässliche Ansprechpersonen, die ein Netzwerk an aktiven Personen – vor allem Jugendlichen – pflegen, um ein Angebot zu schaffen, das möglichst vielen Jugendlichen die Chance eröffnet, die vorhandenen Möglichkeitsräume zu nutzen.

4.2.2 Politik zum Nachtisch – eine digitale Bildungskampagne

Einen anderen Ansatz als das BarCamp verfolgte das Format „Politik zum Nachtisch“. Anknüpfungspunkt waren ähnlich wie in Friesland die anstehenden Bundestagswahlen, mit denen ein Angebot verknüpft werden sollte, das bei Jugendlichen grundsätzlich Lust auf das Thema Politik und eine eigene Beteiligung weckt und ihnen die Möglichkeit, Teil des politischen Diskurses zu werden, eröffnet. Da die Einschränkungen durch die pandemische Lage unübersichtlich waren, sollte das Format größtenteils im digitalen Raum stattfinden.

Um möglichst alle Jugendlichen eines Landkreises zu erreichen, wurden Schulen bzw. Schüler*innen mit einer zu weiten Teilen digitalen Bildungskampagne in der Modellregion Oberallgäu adressiert.

Zielsetzung

Die grundsätzliche Zielsetzung der Bildungskampagne war es, ein Format zu schaffen, in dem Jugendliche mit Politik in Berührung kommen, eigene Meinungen entwickeln und sich (zu)trauen, diese zu äußern und selbst aktiv zu werden. Dies sollte in niedrigschwelliger Weise erreicht werden, indem Jugendliche zielgruppen-gerechte politische Inhalte konsumieren können, Möglichkeiten für eine Auseinandersetzung mit der eigenen Meinung und eigenen Interessen geschaffen werden und deren Einbringen in eine politische Diskussion ermöglicht wird. Zudem sollte in einem Austausch mit bereits politisch aktiven Jugendlichen herausgearbeitet werden, warum junge Menschen sich engagieren und in welcher Form sie dies tun. Es sollte aber auch dazu angeregt werden, dass sich alle Jugendlichen für

eigene Themen einsetzen, und politisches Handeln als Möglichkeit für Jugendbeteiligung erkennbar werden.

Vorgehen

Die Bundestagswahlen 2021 boten ein gesellschaftlich relevantes Thema als Anknüpfungspunkt für politische Beteiligung.

Das Format „Politik zum Nachtisch“ sollte mit Netzwerkpartner*innen¹⁹ des Forschungsprojektes im Oberallgäu umgesetzt werden, um gemeinsam Erfahrungen mit einem Format zur politischen Partizipation zu sammeln und die Chance auf eine nachhaltige Verankerung bei den Partner*innen zu ermöglichen. Der Kreisjugendring Oberallgäu und die Kommunale Jugendarbeit Oberallgäu als Kooperationspartner*innen entwickelten die Idee von „Politik zum Nachtisch“ gemeinsam mit dem Projekt Jul@ weiter. Der Stadtjugendring Kempten machte Werbung für das Projekt, zur technischen Umsetzung wurde eine Kooperation mit dem Medienzentrum Oberallgäu (eine Einrichtung des Landkreises Oberallgäu, ehemals Schulmedienzentrum) eingegangen.

Erreichen der Zielgruppen

Mit dem Format sollten möglichst viele Jugendliche erreicht werden und somit der Zugang über Schulen erfolgen, da nahezu alle Jugendlichen allgemein- oder berufsbildende Schulen besuchen.²⁰ Es bot sich daher ein Angebot im Rahmen des Unterrichts an, mit dem Jugendliche ab etwa 14 Jahren adressiert werden sollten; die Teilhabechancen konnten so einer sehr breiten Zielgruppe geöffnet werden. Durch die großen Entfernungen zwischen den Schulen und die hohe Zahl an Schulklassen bot sich für die Umsetzung der digitale Raum an. Die Jugendlichen wurden über den Instagram-Kanal des Kreisjugendrings (KJR) Oberallgäu und des Stadtjugendrings (SJR) Kempten informiert, auch die lokale Allgäuer Zeitung berichtete über die Kampagne.

Eine bedeutende Aufgabe war es, die Lehrer*innen als Gatekeeper zu den Jugendlichen für eine Beteiligung zu gewinnen. Nur wenn sie sich auf das Format und den Einsatz im Unterricht einließen, konnten die Jugendlichen erreicht werden. Um die Lehrkräfte zu mobilisieren, wurden einerseits diverse private und berufliche Zugänge gewählt, andererseits das staatliche Schulamt zur Unterstützung des Projektes angefragt. Dieses warb mit einem Schreiben an die Schulleitungen für die Teilnahme. Parallel dazu sollten die Lehrkräfte über „Politik zum Nachtisch“

¹⁹ Wie auch in Friesland (Kapitel 2.1) entstand im Projektverlauf ein Netzwerk, mit dem zur Bündelung von Teilhabeangeboten für alle Jugendlichen in der Modellregion zusammengearbeitet wurde.

²⁰ Viele der Schulen, die Jugendliche aus dem Oberallgäu besuchen, liegen in der kreisfreien Stadt Kempten und somit inmitten des Landkreises.

informiert werden. Die Kommunikation erfolgte über verschiedene Verteiler, wie z. B. den Verteiler Medienzentrum Oberallgäu und die E-Mail-Verteiler der Kooperationspartner*innen.

Da die Kooperationspartner*innen mehrfach betonten, dass es nicht einfach sei, externe Angebote an Schulen zu platzieren, sollte das Format geeignet sein, unkompliziert in den Unterricht integriert zu werden. Dazu sollte der Aufwand für die Lehrer*innen möglichst geringgehalten werden. Nachdem den Lehrkräften kein Zusatzaufwand zugemutet werden sollte, um das Format mit einer Klasse durchzuführen, wurden Unterrichtsmaterialien erstellt. Diese umfassten die Unterrichtsstunden selbst inklusive Unterlagen zur Vor- und Nachbereitung. Inhaltlich sollte ein aktuelles, reizvolles Thema gesetzt werden. Die anstehende Bundestagswahl schien als ein Thema, das sich an vielen Stellen in der Schule verankern ließ, ein geeigneter Anknüpfungspunkt.

Umsetzen des Angebots

Die Zielgruppe einer Bildungskampagne für alle Jugendlichen ist zwangsläufig heterogen, denn sie umfasst junge Menschen mit ausgeprägtem politischen Interesse ebenso wie Jugendliche ohne jegliche Berührungspunkte zu politischen Themen. Um dieser breiten Zielgruppe gerecht zu werden und die unterschiedlichen Altersgruppen, individuellen Lebensbedingungen und Erfahrungen einzubeziehen, war es das Ziel, das Angebot für alle zugänglich aufzubauen und die dargestellten Inhalte, etwa zu politischen Beteiligungsmöglichkeiten, teilweise anzupassen. Es sollten Impulse gesetzt werden, sich einer eigenen Meinung bewusst zu werden, und Möglichkeiten geschaffen werden, diese Meinung möglichst niederschwellig zu äußern.

Das konkrete Vorgehen gliederte sich in drei Schritte:

1. Social-Media-Kampagne auf Instagram und YouTube: Hier wurden Interviews mit den Direktkandidat*innen des Wahlkreises der im Bundestag vertretenen Parteien aus dem Landkreis Oberallgäu durch die jugendlichen Politiker*innen und das Forschungsprojekt (Moderation und Organisation) gestaltet und veröffentlicht. Ein*e junge*r Politiker*in interviewte dabei jeweils einen Spitzenkandidaten oder eine Spitzenkandidatin einer anderen Partei anhand des in einem Workshop von den jugendlichen Politiker*innen gemeinsam erstellten Fragenkatalogs. Das Online-Format sollte politische Akteur*innen greifbar werden lassen und das Interesse an den weiteren Schritten wecken. Social-Media-Kanäle wurden als Medium gewählt, um in einem für die meisten jungen Menschen bekannten Rahmen zu agieren und um

- niederschwellig viele Jugendliche zu erreichen. Die jugendlichen Politiker*innen wurden über die Jugendorganisationen der Parteien akquiriert, damit Jugendliche aus erster Hand erfahren können, wie und warum sich junge Menschen politisch engagieren, und um diese direkt zu beteiligen. So entwickelte die Gruppe aus jugendlichen Politiker*innen die Interviewfragen in einem Workshop und nahm auch an den Gesprächsrunden im Livestream teil (mehr dazu weiter unten). Die Gruppe der jungen Politiker*innen blieb im gesamten Format gleich und wurde aktiv in die Planung miteinbezogen.
2. Unterrichtsmaterial: Die Social-Media-Kampagne wurden zusätzlich in neu entwickelte Unterrichtsmaterialien für unterschiedliche Klassenstufen, zu Bundestagswahl und politischer Beteiligung allgemein, eingebaut, um die Bildungskampagne in den Schulunterricht zu integrieren. Das frei zugängliche Unterrichtsmaterial wurde so konzipiert, dass Jugendliche nicht nur die Möglichkeit hatten, Wahlprogramme und politische Begriffe kennenzulernen, sondern auch die eigenen Interessen und Vorstellungen anhand der Interviewaussagen mit denen der lokalen Politiker*innen zu vergleichen und sich innerhalb der Klasse auszutauschen.
 3. Livestreams: Bei zwei Gesprächsrunden mit den jugendlichen Politiker*innen, die direkt in den Unterricht gestreamt werden konnten, wurden Schüler*innen per Chat beteiligt. Sie konnten so den Gesprächsverlauf direkt beeinflussen und die eigene Meinung, Fragen usw. einbringen. Es sollte deutlich werden, warum sich die jungen Politiker*innen politisch engagieren und wie sie dieses Engagement gestalten, beispielhaft für die Beteiligung Jugendlicher an politischen Prozessen. Zudem sollten die Schüler*innen unkompliziert ihre Meinungen einbringen können und Impulse erhalten, wie sie sich für ihre eigenen Vorstellungen einsetzen könnten. Dies sollte in einem unterhaltsamen Stil erfolgen, um möglichst niederschwellig zu bleiben und politisches Handeln positiv zu besetzen sowie Politik mit der Lebenswelt der Jugendlichen zu verknüpfen.

Ergebnisse

Dass über Land- bzw. Schulräte der Zugang zu Schulen erleichtert und eine umfassende Beteiligung von Lehrkräften erreicht würde, konnte bei diesem Format nicht festgestellt werden. Die Kooperationsbereitschaft war hoch, sodass zumindest die Informationsweitergabe an die Schulen über die Verteiler sehr gut umsetzbar war. Einen Zugang zu den Lehrkräften zu schaffen, blieb jedoch eine große Herausforderung mit hohem Aufwand und der Erschwernis, dass die Kommunikation fast ausschließlich einseitig blieb, also keine Rückmeldung kam, ob eine Information angekommen ist und/oder die Inhalte genutzt werden. Erst die

direkte Ansprache von Lehrer*innen z. B. über Kolleg*innen oder das Medienzentrum führte dazu, dass ein punktueller Zugang zu einzelnen Schulklassen geschaffen wurde. Nach Abschluss des Formates gab es vereinzelte Rückmeldungen von Lehrer*innen, aber eine direkte Kommunikation oder gar Zusammenarbeit während des Formates konnte nicht erreicht werden. Welchen Einfluss dabei die pandemische Situation spielte, bleibt offen; Lehrer*innen, die über die Kooperationspartner*innen an dem Format beteiligt waren, meldeten jedoch zurück, dass aufgrund der wechselnden und unklaren Regelungen zu dieser Zeit wenig Ressourcen für andere Aktivitäten als das reine Aufrechterhalten des Schulbetriebs vorhanden waren. Die Lehrkräfte standen zudem vor sehr praktischen Herausforderungen – etwa der, ob sie mit der vorhandenen technischen Ausstattung der Schule den Stream samt Chat überhaupt nutzen können.

Viel Unterstützung kam vonseiten anderer Akteur*innen. Die lokale Presse begleitete alle Schritte, ergänzte diese mit zusätzlichen Artikeln und berichtete ausführlich mit Text und Bildmaterial. Auch die politisch Aktiven zeigten eine hohe Bereitschaft, sich an dem Format zu beteiligen. Für die Direktkandidat*innen war es von hoher Bedeutung, dass sie dort, wo die politische Konkurrenz auftritt, auch sichtbar sind, man selbst also keinen Termin „verpasst“. Die jugendlichen Politiker*innen zeigten sich von der Sache selbst begeistert und sahen die Aktivitäten und ihr Engagement als Chance, andere Jugendliche von politischem Handeln zu überzeugen und selbst in Austausch zu kommen.

Die Reichweite von Aktivitäten auf Social Media war sehr unterschiedlich, jedoch mit klaren Tendenzen. Alle Beiträge, die von den Politiker*innen repostet wurden (also die, in denen diese auch vorkamen), erreichten eine hohe Anzahl an Personen, wogegen Verbindungen zu analogen Veranstaltungen oder Zeitungsartikeln kaum Wirkung erzeugten. Es wurden daher eher Jugendliche erreicht, die „politischen Personen“ folgen und bei denen somit davon ausgegangen werden kann, dass sie schon einen Bezug zu Politik bzw. politischem Handeln haben (mehr dazu in Kapitel 4). Für die Bildungskampagne wurde sichtbar, dass eine Erweiterung der Zielgruppe auf Jugendliche, die bisher keinen Kontakt mit politischem Handeln haben, über diesen Weg ein deutlich längerfristiges und aufwendigeres Vorgehen bräuchte. Zudem hat keinerlei Interaktion über die Plattform stattgefunden, sondern es blieb bei einem reinen Konsum des Contents der Bildungskampagne.

Die Breite der Zielgruppe und die niedrighschwellige Möglichkeit der Interaktion waren eine Herausforderung für das Format. Auf der einen Seite wurde es durch die Schüler*innen sehr gut angenommen, insbesondere dadurch, dass kurze einfache Kommentare möglich waren und darüber trotzdem Einfluss genommen werden konnte. Die Niedrighschwelligkeit und der lockere Stil, der durch die Moderation

gepflegt wurde, wurden auf der anderen Seite jedoch als nicht ernsthaft genug wahrgenommen. Teilweise wurden vonseiten der Jugendlichen komplexere Sachverhalte gewünscht.

Die Lehrkräfte spielten eine entscheidende Rolle bei der Umsetzung. In manchen Klassen gab es für die Jugendlichen Begrenzungen im Zugang zum Chat, da Lehrkräfte beispielsweise Nachrichten sammelten und nicht alles weiterleiteten. Die Zielsetzung einer niederschweligen Beteiligung wurde dadurch mit den Einschränkungen der Kommunikation kontrastiert.

Aus den Rückmeldungen der Schulen zeigte sich, dass die Jugendlichen gewisse Erwartungen an unser Format stellen. Sie nehmen sich innerhalb des Klassenzimmers als Schüler*innen wahr – und erwarten Unterricht. Dazu gehören von außen bestimmte Themen sowie klar erkennbare Lerninhalte, die eindeutig und nicht von individuellen Beiträgen der Schüler*innen selbst abhängig sind. Der Stream wurde direkt in das Klassenzimmer übertragen und der physische Raum nicht verändert, sodass vermutet werden kann, dass „Politik zum Nachtsch“ als ein Teil des Unterrichtsgeschehens wahrgenommen wurde, nicht als Möglichkeit von echter und erwünschter Beteiligung und Mitbestimmung.

Lessons to learn

Jugendbeteiligung ermöglichen und begleiten – Erreichbarkeit und Institutionalisierung des Angebots

Die institutionelle Verankerung von Jugendlichen als Schüler*innen erforderte die Erreichbarkeit von Schulen und der zentralen Gatekeeper, der Lehrkräfte. Diese Erreichbarkeit erwies sich als schwierig, trotz institutioneller Unterstützung über Schulräte und Landrätin.

Deutlich erfolgreicher war der Zugang über die persönliche Ebene von Lehrkraft zu Lehrkraft, da diese sicher am Format teilnahmen und im Anschluss auch Feedback gaben. Um ein Angebot zu schaffen, das alle Schulen und damit eine Vielzahl an Jugendlichen erreicht, wäre nach Rückmeldungen der Teilnehmenden und Kooperationspartner*innen ein regelmäßiges Projekt nötig, das jährlich stattfindet. So könnte es von Anfang an in die Jahresplanung der Lehrer*innen aufgenommen werden. Dieser Wunsch nach Etablierung eines vergleichbaren Angebots müsste von den Netzwerkpartner*innen oder anderen schulischen oder außerschulischen Akteur*innen getragen werden.

Zielgruppenadressierung Jugendliche – Heterogenität

Mit „Politik zum Nachtisch“ wurde eine sehr breite und heterogene Zielgruppe erreicht, sowohl hinsichtlich der Altersstruktur als auch der Schularten. In den Rückmeldungen zeigte sich, dass das Angebot dadurch zu unspezifisch war und nicht alle Jugendlichen in gleicher Weise angesprochen hat. Das erkennbar unterschiedliche Wissen um politisches Handeln, Fachbegriffe zum Thema und zu Zugängen zur Politik führte dazu, dass das Format den einzelnen Jugendlichen nicht gerecht werden konnte. Hinzu kamen viele weitere Einflussfaktoren wie beispielsweise das Interesse am Thema bzw. das Relevanzempfinden der Jugendlichen, unterschiedliche Herausforderungen in unterschiedlichen Orten für Jugendliche und die individuelle persönliche Situation. Eine Spezifizierung in der Ausarbeitung und eine Eingrenzung, beispielsweise über die Altersstruktur oder das Vorwissen, sollte für die weitere Formatentwicklung berücksichtigt werden.

Zielgruppenadressierung Jugendliche – Social Media

Der Einsatz von Social Media wurde dazu verwendet, das gesamte Format zu begleiten und Jugendliche im gewohnten „Umfeld“ über die Aktionen zu informieren. Die Ergebnisse legen nahe, dass vor allem Personen erreicht wurden, die sich bereits mit politischem Handeln beschäftigen oder Personen kennen, die das bereits tun. Die relativ kleine Social-Media-Kampagne, die die gesamte Bildungskampagne begleitete, hat einen sehr hohen Ressourceneinsatz verlangt, sodass eine Weiterführung nicht umsetzbar ist. Jedoch wurden die Erkenntnisse aus der Social-Media-Kampagne im weiteren Projektverlauf verwendet; die Ergebnisse werden im Kapitel Düwel in diesem Band dargelegt.

Inhaltliche Ausgestaltung – Kooperation mit Politik

Die grundsätzliche Idee, über das Format einen niederschweligen Zugang zu politischem Handeln zu ermöglichen, wurde von den beteiligten Politiker*innen – sowohl vonseiten der jungen Politiker*innen als auch der Direktkandidat*innen – positiv aufgenommen. Beide Gruppen zeigten großes Engagement und haben versucht, ihre Ideen und Meinungen zu politischem Handeln auf eine jugendgerechte Art zu vermitteln, ohne dabei klassische Wahlkampf-Metaphern zu verwenden. Es entstand der Eindruck, dass es ihnen darum ging, junge Menschen zu erreichen und für Politik zu begeistern. Die Beteiligung der politischen Akteur*innen war sehr gelungen; hier ist zu hoffen, dass diese auch jenseits von nahen Wahlterminen anhält.

„Politik zum Nachtisch“ im Kontext von Schule

Die Schule als Möglichkeit für einen niederschweligen Zugang hat sich als Herausforderung erwiesen. Digitale Angebote sind augenscheinlich in vielen Schulen

nicht in dem Maße präsent, wie es der Grad der Digitalisierung in Beruf oder Gesellschaft erwarten lässt, und daher sind die Schulen nicht ausreichend auf solche hybriden Formate vorbereitet. Zudem zeigte sich, dass Schüler*innen zum Teil keine ernst genommene Beteiligung und Mitgestaltung im Kontext Schule erwarten, sondern „klassische Wissensvermittlung“. Den „Raum Schule“ in den digitalen Raum zu verlassen, hatte darauf anscheinend keinen nennenswerten Einfluss. Die Kontrolle des Handelns im digitalen Raum durch die Lehrkräfte unterstreicht, dass der digitale Raum keinen neuen Raum eröffnet, sondern sich Lehrer*innen auch dort für das Handeln ihrer Schüler*innen verantwortlich zeigen – mit teils negativen Auswirkungen auf Partizipationsmöglichkeiten.

Letztlich lassen sich zwei zentrale Erkenntnisse festhalten: Das Format „Politik zum Nachtisch“ kann in modifizierter Form zur politischen Partizipation beitragen. So sollten einerseits verschiedene jugendliche Zielgruppen spezifischer adressiert werden, zum anderen ist zu überlegen, ob Schule der geeignete Ort ist, um partizipatives Handeln für Jugendliche erfahrbar zu machen. Dies könnte gelingen, erfordert von den Lehrkräften wie den Jugendlichen jedoch, sich aus den vorgegebenen Rollen zu lösen – lösen zu dürfen – und dabei Unterstützung zu erfahren. Auch hierfür müsste das Konzept angepasst werden.

4.2.3 #jugend_spricht: Beteiligungsformate in Modellgemeinden im Oberallgäu

Um Jugendliche in ihrem Sozialraum zu beteiligen, wurde mit #jugend_spricht ein Konzept entworfen, das die Beteiligung in Gemeinden anstoßen sollte. Dieses Konzept knüpft an dem im Forschungsprojekt Jul@ in Kooperation mit den Kreisjugendringen Ober- und Ostallgäu entwickelten Leitfaden²¹ für die Durchführung von hybriden Jugendkonferenzen in Schulen, Vereinen und Gemeinden an.

Zielsetzung

Die fehlenden Gestaltungsmöglichkeiten im Heimatort werden von Jugendlichen immer wieder beklagt (siehe Miller in diesem Band). In verschiedenen Gemeinden der Regionen Ober- und Ostallgäu sollten die Beteiligung und die Einbindung von Jugendlichen durch die Schaffung neuer Beteiligungsformate angeregt werden, um dem Gefühl von jungen Menschen, nicht gehört zu werden, entgegenzuwirken. Mit diesen neuen Angeboten sollten möglichst alle Jugendlichen in der jeweiligen Gemeinde angesprochen werden. Es sollten Möglichkeiten geschaffen werden, in denen Jugendliche in den Gemeinden Ideen entwickeln, einbringen und umsetzen

²¹ https://kjr-oberallgaeu.de/wp-content/uploads/2024/03/jugend_spricht_leitfaden.pdf

können. Dabei sollten sie nicht nur aktiv auf (politische) Entscheidungen Einfluss nehmen können, sondern gezielt Entscheidungsmacht übertragen bekommen.

Das neue Beteiligungsangebot sollte in den Gemeinden verankert werden und so gestaltet sein, dass es von den Jugendlichen selbst nachhaltig getragen werden kann. Der Schwerpunkt lag auf der freien Gestaltung durch die Jugendlichen. Zur wissenschaftlichen Begleitung durch das Forschungsprojekt Jul@ wurden in den Gemeinden aufsuchende Interviews geführt, deren Ergebnisse Grundlage für die Arbeit vor Ort sein sollten (siehe Miller in diesem Band).

Vorgehen

Die Begleitung vonseiten des Forschungsprojektes erfolgte dabei konzeptionell, d. h. es wurden jeweils drei thematische Einheiten entwickelt, die den Start, die Umsetzung und die Verstetigung des Beteiligungsformats begleiteten. Diese Einheiten haben einen festen Aufbau und wurden in allen Gemeinden eingesetzt. Umgesetzt werden sollte das Format #jugend_spricht an drei Terminen mit den Themenblöcken: „Rahmen setzen“, „Fakten schaffen“ und zum Abschluss „Wie läuft's?“ Die vorgesehene Dauer pro Einheit umfasst etwa 1,5 Stunden. Die Blöcke sollten im Kern in allen drei Gemeinden gleichbleiben, jedoch in Details an die jeweilige Situation vor Ort angepasst werden:

- Das Thema „Rahmen setzen“ beinhaltete eine Vorstellung aller beteiligten Jugendlichen, Gemeindevertreter*innen und Mitarbeitenden des Forschungsprojektes und eine klare Festlegung der Rollen im gemeinsamen Prozess der Entwicklung eines Beteiligungsformats (insbesondere der Begleitung durch die Gemeinde) sowie einer Rahmung der ersten Schritte der beteiligten Jugendlichen.
- „Fakten schaffen“ war Inhalt des nächsten Termins, bei dem der Fokus, aufbauend auf den bisherigen Ergebnissen, auf der Entscheidungsfindung lag und darüber das neu entstehende Format grob festgelegt werden sollte.
- Im letzten Thema „Wie läuft's?“ wurde vonseiten des Projektes erst eine Betrachtung des bisherigen Prozesses angeregt und dann ein Ausblick gewagt, wie es ohne die Prozessbegleitung durch das Forschungsprojekt weitergehen kann. Zudem wurden in diesem Block die Ergebnisse aus den aufsuchenden Interviews der jeweiligen Gemeinde eingebracht.

Das Projekt Jul@ und Personen aufseiten der Gemeinde unterstützten lediglich, um die Herausforderungen für die Beteiligung so gering wie möglich zu halten. Dabei konnte Jul@ anbieten, den Prozess in Form einer Moderation zu begleiten, die Kommune stellte Ressourcen wie Räume und Personal zur Verfügung. Die

inhaltliche Entwicklung und die Umsetzung wurden von den beteiligten Jugendlichen getragen.

Da sich die Gemeinden in ihrer Struktur und Größe unterscheiden, war es der Anspruch vonseiten des Projektes, das Format unter verschiedenen Rahmenbedingungen erproben und evaluieren zu können. Ausgangspunkt war, dass Jugendliche in einer Gemeinde ähnliche Rahmenbedingungen wie Vereine, Freizeitanlagen oder Treffpunkte vorfinden, diese aber in unterschiedlicher Weise (oder gar nicht) nutzen. Die Einladung der Jugendlichen richtete sich an den jeweiligen Gebietskörperschaften aus, und die Formate wurden auf kommunaler Ebene angebunden, um an politisches Handeln vor Ort anzuknüpfen – auch wenn das nicht unbedingt den Bedarfen der Jugendlichen entspricht, wie im Kontext der parallelen aufsuchenden Befragung ersichtlich wurde (siehe Miller in diesem Band). Grundlegende Idee der Beteiligten war, dass durch den assistierten regelhaften Beginn eine dauerhafte Verankerung des Formats in den Gemeinden stattfinden könnte.

Obwohl es einen großen Bedarf in den Kommunen gibt, Jugendliche einzubinden und damit auch langfristig zu halten, gestaltete es sich relativ langwierig, bis die Kommunen ihre Beteiligung als Modellgemeinde zu Jugendpartizipation und dem Modell #jugend_spricht zusagten. Das erste Interesse der angesprochenen Gemeinden an Jugendbeteiligung war hoch und ebenso die Bereitschaft der Entscheidungsträger*innen, zumeist Bürgermeister*innen, die Jugendbeteiligung mitzutragen. Ideen wie die zusätzliche Beteiligung von Vereinen und/oder Schulen in den Gemeindegebieten mussten verworfen werden, um den Gemeinden möglichst niederschwellige Angebote unterbreiten zu können. Der zeitliche Aufwand wurde vonseiten der Gemeinden trotz der engen Begleitung durch das Forschungsprojekt als „zu hoch“ eingeschätzt. Des Weiteren wurde sichtbar, dass vor allem die in der wissenschaftlichen Begleitung vorgesehene Befragung von Jugendlichen zur Gemeinde weniger als Chance denn als Risiko für negative Aussagen bewertet wurde. Letztlich war hier das entstandene Netzwerk hilfreich, die sich beteiligenden Gemeinden wurden durch Kontakte der Kommunalen Jugendarbeit (KoJa) Oberallgäu gefunden.

Die Unterschiedlichkeit der Kommunen zeigte sich auch in der Ausgestaltung und Umsetzung der neuen Beteiligungsformate, die sich folgendermaßen darstellten:

1. Ein Gemeinde-Jugendparlament sollte entstehen. Ausgangspunkt war die Nachfrage eines Jugendlichen im Wahlkampf, worauf die Einführung im Falle eines Wahlerfolges versprochen wurde. In einer ersten Arbeitsgruppe – bestehend aus Bürgermeister*in und Gemeindejugendbeauftragtem*-beauftragter – wurde vereinbart, dass dieses jedoch nicht von oben aufgesetzt, sondern von Jugendlichen selbst entwickelt werden sollte, um eine höhere

Akzeptanz für das Jugendparlament zu schaffen. Daher wurde eine Umfrage an alle Jugendlichen der Gemeinde per Post gesendet und dabei auch zu einer Umfrageparty (ähnlich einer Jugendkonferenz) eingeladen, auf der die Ergebnisse der Umfrage präsentiert werden sollten. Dort konnten sich zugleich Jugendliche melden, die die Umsetzung des Jugendparlaments mitgestalten wollten. So fand sich eine Gruppe Jugendlicher, die sich traf, um die Ausgestaltung des Jugendparlamentes festzulegen. Drei Treffen dieser Gruppe begleitete Jul@ konzeptionell und moderierend. Das Vorgehen entsprach dem im Leitfaden #jugend_spricht beschriebenen Prozess.

2. Eine Gruppe Jugendlicher wurde auf Kosten der Gemeinde zu Jugendleiter*innen (gemäß der Juleica²²) ausgebildet. Sie entwickelten dann Angebote für Kinder- und Jugendliche mit der Idee, diese für ein Engagement in der Gemeinde zu gewinnen. Drei Treffen zur Entwicklung der Angebote begleitete das Forschungsprojekt konzeptionell.
3. Eine Jugendkonferenz, zu der alle Jugendlichen im Gemeindegebiet per Post eingeladen wurden, stellte das dritte Setting dar. Danach sollten die Ideen und Wünsche, die dort entwickelt wurden, in kleineren Gruppen von Jugendlichen weiterbearbeitet werden. Das Forschungsprojekt war zur Begleitung der Jugendkonferenz und der Gruppen zu den daraus entstehenden Ideen (an jeweils drei Terminen) eingeplant.

Ergebnisse

Bereits in der Findungsphase war vonseiten des Projektes ein hoher Einsatz nötig, um Gemeinden zu überzeugen, neue Jugendbeteiligungsformate zu starten.²³ Es kam deutlich zum Ausdruck, dass Respekt davor bestand, echte Entscheidungsmacht über das Format an Jugendliche abzugeben. Sobald die Zusammenarbeit mit den Vertreter*innen der Gemeinden begonnen hatte, war diese konstruktiv und von Wertschätzung geprägt. Individuelle politische Interessen Einzelner in den Gemeinden ebenso wie Versuche, die Entstehung der Formate zu verhindern oder für (partei-)politische Zwecke zu nutzen ODER instrumentalisieren, gab es, sie

²² Die Juleica (Jugendleiter*innen-Card) schreibt gewisse bundesweite Mindestanforderungen an die Ausbildung fest (mehr dazu unter www.juleica.de).

²³ Der Zugang zu den Gemeinden wurde deutlich vereinfacht, wenn die Kommunale Jugendarbeit (KoJa) als Kooperationspartnerin bereits in Kontakt mit der Gemeinde bzw. dortigen Entscheidungsträger*innen war. Das aufgebaute Vertrauen in die KoJa wurde dabei teils auf das Projekt übertragen und die Gemeinden darin bestärkt, dass die Kooperation mit dem Projekt eine Ressource darstellen kann. Teils wurde die Kooperation mit dem Projekt auch als Stärkung der eigenen Bestrebungen verstanden und als Möglichkeit gesehen, die eigene Position innerhalb der Gemeinde zu verbessern. Ob dabei die Fundierung durch das Projekt, die zeitlichen und finanziellen Ressourcen, die mediale Präsenz oder andere Faktoren den Ausschlag gegeben haben, lässt sich nicht ableiten; es zeigt sich darin jedoch für weitere Formate die Bedeutung von persönlichen Beziehungen bei der Gewinnung von Kooperationspartner*innen zur Jugendpartizipation.

hatten aber keinen nennenswerten Einfluss auf die Umsetzungen. Es unterstreicht jedoch die Relevanz, die der Deutungshoheit über „Jugend(beteiligung)“ in der politischen Gemengelage einer Gemeinde zugeschrieben wird und die auch schon bei den Vorgesprächen zu erkennen war.

Im gesamten Verlauf zeigte sich, dass der Erfolg des Beteiligungsformats auch von den (vor allem zeitlichen) Ressourcen abhängt, die die Gemeindevertreter*innen (meist ehrenamtliche Amtsträger*innen und wenige hauptberufliche Mitarbeitende der Gemeinden) zur Begleitung des Formates investieren. Dabei war es wichtig, dass diese als Ansprechpersonen fungierten, um Fragen zu Verwaltungsabläufen und rechtlichen Rahmenbedingungen zu klären, Räume bereit- und Kommunikationskanäle zur Verfügung zu stellen oder um die Jugendlichen der Gemeinde zu kontaktieren. Die wichtigste Funktion war jedoch, die ersten Termine zu organisieren und das Format in der Gemeinde bekannt zu machen, um den Prozess überhaupt starten zu können. In einer Gemeinde scheiterte die Umsetzung des ersten Termins an den fehlenden zeitlichen Ressourcen aufseiten der Gemeindevertreter*innen. Umso bedeutender war die Rollenklärung in der ersten thematischen Einheit „Rahmen setzen“, die Transparenz herstellte, wer welche Aufgaben in welchem Umfang übernehmen konnte, und dabei eine hohe Verbindlichkeit schuf, auf die die Jugendlichen zurückgreifen konnten.

Die Entscheidungsfreiheit Jugendlicher wirkte sehr direkt auf die Formate. Schon bei kleineren Herausforderungen, wie der weiteren Terminfindung, wurde ersichtlich, dass deren komplett freie Entscheidung sich klar von den Möglichkeiten der Gemeindevertreter*innen unterscheidet, aber viele Facetten jugendlicher Lebensrealität berücksichtigt. Wurden neue Termine von den Jugendlichen selbst festgelegt, waren diese deutlich besser besucht, betrafen aber insbesondere für hauptberuflich Beteiligte schwer realisierbare Zeiten, wie z. B. den Sonntagnachmittag oder Mittwoch nach 20 Uhr – Zeiten also, die außerhalb normaler Arbeits- oder Schulzeiten lagen oder nachdem die Arbeit in der Landwirtschaft abgeschlossen war und dadurch für die Jugendlichen gut machbar waren. Auffällig war, dass die beteiligten Jugendlichen, wenn sie komplett frei entscheiden konnten, sehr schnell einen gemeinsamen Termin fanden.

Die Entscheidungsfindung, Übernahme von Aufgaben und deren Erledigung durch die Jugendlichen erfolgte konstruktiv und meist reibungslos. Der Bedarf an Unterstützung durch die Gemeindevertreter*innen wurde von den Jugendlichen klar formuliert und auch eingefordert. Vorgaben von Verwaltungsseite, z. B. die Entstehung eines Jugendparlaments, wurden dabei zu keinem Zeitpunkt infrage gestellt, sondern als Rahmensetzung akzeptiert. Unter den Jugendlichen entstand eine Dynamik, die dazu führte, dass Aufgaben rechtzeitig erledigt wurden, auch wenn „von

außen“ kein Zwang oder Druck vorlag und ein Ausstieg jederzeit möglich gewesen wäre. Der eigene Antrieb erwuchs dabei wohl eher aus der eigenen Erwartung und Motivation sowie der erwarteten Reaktion der Gruppe. Da die Freiheit bei Entscheidungen von den Jugendlichen selbstverständlich übernommen und ausgefüllt wurde, lag der Fokus in der zweiten thematischen Einheit „Fakten schaffen“ auf der Fragestellung, was entschieden werden muss, damit ein neues Format starten kann, und welche Optionen dafür entwickelt werden können. Die Anforderungen der Jugendlichen an die Moderation des Forschungsprojektes lagen dabei auf der Strukturierung dieses Prozesses.

Die Äußerungen der Jugendlichen zu den Formaten sind sehr heterogen. Stand beim Jugendparlament der Wunsch nach Veränderung im Mittelpunkt der Motivation mitzumachen, sind es bei der Juleica-Gruppe eher der Spaß und die Gemeinschaft. Zwei Aspekte kamen jedoch immer hinzu: zum einen als Hemmnis für Beteiligung „Zeit“ bzw. „zeitlicher Aufwand“ oder „unpassende Zeit“ und als Motivation die Möglichkeit mitzuentcheiden. Es fiel zudem auf, dass Jugendliche teilnahmen, um das Format an sich zu unterstützen. Diese jungen Menschen sind beispielsweise bereits in Vereinen ehrenamtlich aktiv und haben über dieses Engagement das Gefühl, in der Gemeinde mitwirken zu können. Für andere Jugendliche sehen sie in den neuen Formaten Chancen und wollen sie daher durch ihre Präsenz und inhaltliche Mitarbeit voranbringen. Dies wurde auch direkt so angesprochen und transparent gemacht.

Als nicht zielführend wurde es von den Jugendlichen verstanden, zurückzuschauen und zu hinterfragen, warum das bereits laufende Format mit den getroffenen Entscheidungen funktioniert. Der Fokus lag klar auf den aktuellen Herausforderungen, wie diese bewältigt werden können und wie das Format in Zukunft weiterlaufen könnte. Entsprechend verschob sich der Schwerpunkt der dritten thematischen Einheit „Wie läuft’s?“, und auch die eingebrachten wissenschaftlichen Inhalte aus dem Forschungsprojekt wurden in Richtung zukünftiger Gestaltung und weniger als Reflexionsanlass der bisherigen Schritte betrachtet.

Die Begleitung vonseiten des Forschungsprojektes hat von Anfang an zu Transparenz hinsichtlich Ressourcen, Entscheidungsmacht der Jugendlichen und Rollen der Gemeindevertreter*innen geführt, was von allen Seiten im Prozess positiv aufgenommen wurde. In den thematischen Einheiten lag der Schwerpunkt vor allem darauf, den Dialog zu fördern und einen Raum für ergebnisoffene Kommunikation zu schaffen, aber dennoch Strukturen aufzubauen, die eine effektive Zusammenarbeit ermöglichen. In der letzten thematischen Einheit maßen die Jugendlichen, wie bereits erwähnt, dem Blick zurück auf bisher Geleistetes wenig Bedeutung zu. Da die Einheit durch die Einschränkungen der Projektlaufzeit in der

Anfangsphase der neuen Formate lag, könnte dies auch am frühen Zeitpunkt gelegen haben.

Lessons to learn

Jugendbeteiligung ermöglichen und begleiten – politische Erwünschtheit

Jugendliche im ländlichen Raum sind die klare Zielgruppe der Formate, die im Zuge des Forschungsprojektes initiiert und begleitet wurden. Besonders offensichtlich wurde bei diesen Formaten jedoch die Bedeutung einer Begleitung. Der Wunsch, Jugendliche einzubeziehen, wurde von Gemeindevertreter*innen in den ersten Kontaktaufnahmen als wichtig beschrieben und die Mitarbeiter*innen des Forschungsprojekts gerne zu Gesprächen eingeladen. Dennoch war es eine große Herausforderung, Kooperationspartner*innen zu finden, die neue Formate ermöglichen und begleiten.

Relevant werden Jugendliche und deren Anliegen erst, wenn ihre Beachtung politische Zustimmung findet. Auch der kritische Blick von Jugendlichen auf die lokalen und kommunalen Angebote oder ihr Fehlen ist nicht unbedingt erwünscht. Solange aber nicht der Wunsch besteht, Jugendliche und ihre Anliegen auch dann als relevant zu erachten, wenn sie nicht den Vorstellungen der politischen Akteur*innen vor Ort entsprechen, und solange nicht die Bereitschaft besteht, bei Beteiligungsformaten Entscheidungsmacht abzugeben, ist Jugendbeteiligung nicht möglich. Etwas plakativ ausgedrückt: Jugendbeteiligung ist mehr, als nur die Farbe der Wände im Jugendzentrum bestimmen zu dürfen. Jugendliche ernsthaft zu beteiligen, bedeutet, Entscheidungsmacht und somit Kontrolle abzugeben. Das sind Rahmenbedingungen, die für die Beteiligung Jugendlicher unverzichtbar sind, aber nicht immer mit dem übereingehen, was Entscheidungsträger*innen in Gemeinden wollen, wenn sie von Jugendbeteiligung sprechen. Genau das verhindert den Zugang zu echter Partizipation Jugendlicher in der Gemeinde.

Insgesamt wird deutlich, dass die Begleitung bei formalisierten Beteiligungsangeboten an Jugendliche entscheidend sein kann – sowohl als ermöglichender und unterstützender wie auch als hemmender Faktor. Eine klare Rollenverteilung und Festlegung von Ressourcen (insbesondere auch zeitlicher Art), die zur Begleitung bereitgestellt werden müssen, sollten im Vorfeld geklärt und schriftlich festgehalten werden, um Transparenz für alle Beteiligten zu schaffen und immer wieder darauf zurückkommen zu können.

Heterogenität Jugendlicher – Entscheidungsvielfalt

Die vonseiten des Forschungsprojektes geforderte, an die Jugendlichen übertragene Entscheidungsfreiheit und Übergabe echter Entscheidungsmacht erwies

sich als eindeutiger Erfolgsfaktor, sowohl bei der oder dem einzelnen Jugendlichen als auch bei der operativen Durchführung wie der Zeitplanung oder Entscheidungsfindung. Darin wurde aber auch die Heterogenität der beteiligten Jugendlichen deutlich in Verbindung mit den Rahmenbedingungen, die die Gemeinden boten. Die beteiligten Jugendlichen bringen individuelle Ideen, Vorstellungen, Überzeugungen und Motivationen mit in die Entscheidungsfindung ein, und durch die Offenheit der Prozesse entsteht so ein einzigartiges Format. Dabei vermittelt der Begriff Format eine starre und abgeschlossene Rahmung, die so nicht vorliegt, da durch neue Erfahrungen der Jugendlichen und eine andere Zusammensetzung der Gruppe das Format einem ständigen Wandel unterliegt.

Die Heterogenität der Jugendlichen wird somit durch die Aushandlungsprozesse in unterschiedlichen Zusammensetzungen zu einem Weg der Jugendpartizipation, der komplett individuell zu den aktuellen Vorstellungen der beteiligten Jugendlichen passt. Es zeigt sich, dass die Offenheit der Prozesse ein Weg sein kann, um Jugendpartizipation gelingend umzusetzen, aber auch, dass dieser Wandel der Gewohnheit fester Strukturen in den Gemeinden entgeht.

Dies stellt auch ein Forschungsprojekt wie Jul@, das klaren externen Bedingungen unterliegt, vor Herausforderungen, da hier ähnliche Restriktionen wie vor Ort in den Kommunen gelten: zeitliche Einschränkungen, begrenzte Ressourcen (z. B. Arbeitszeit) und gewisse Planungssicherheiten wie etwa verbindliche Anmeldungen für Tagungsformate, die der Logik der Offenheit widersprechen. Ein Format, das die drei Gemeinden am Ende hätte zusammenführen können, scheiterte an diesen Strukturen. Es zeigte sich aber auch, dass die beteiligten Jugendlichen sich klar auf ihre individuellen Themen, Räume und Verortungen beschränken und dass die Relevanz von Beteiligung darüber hinaus und das Reflektieren von Erreichtem nur vereinzelt erlebt wird.

4.3 Formate mit und für Jugendliche – Lessons to learn

Im Zuge des Forschungsprojektes wurde eine Vielzahl von Formaten erprobt. Dabei lassen sich Aspekte benennen, die für die Gestaltung einer Beteiligung Jugendlicher im ländlichen Raum von besonderer Relevanz sind.

4.3.1 Heterogenität Jugendlicher

Übergreifendes Ziel des Forschungsprojektes war es, Formate zu initiieren, die auch die Jugendlichen ansprechen, die sonst eher wenig adressiert werden. Gerade die Heterogenität der Zielgruppe stellte eine große Herausforderung dar. Jugendliche sind keine homogene Gruppe, entsprechend ausdifferenziert oder aber breit müssen deshalb die Angebote gestaltet werden, um verschiedene Zielgruppen von Jugendlichen zu erreichen.

Welche Teilnehmungsformate genutzt werden, wann und wo dies geschieht und welche Themen als relevant erachtet oder als lohnenswert für Engagement betrachtet werden, variiert. Dies zeigte sich deutlich beim BarCamp: Dort kamen die einen, um zu diskutieren und sich austauschen; für andere war das BarCamp in erster Linie ein tolles musikalisches Event, das sie nutzten, um zu feiern. Es wurde somit eine sehr breite Zielgruppe erreicht und die Jugendlichen konnten breitgefächert am BarCamp teilnehmen. Sie konnten das gesamte BarCamp mitorganisieren, einen Thementisch moderieren, an einem Tisch mitdiskutieren oder sitzen und zuhören, von Tisch zu Tisch schlendern und „reinschnuppern“ und/oder anderen Jugendlichen „aus der Ferne“ begegnen und somit ganz nach eigenem Interesse ihr Engagement jederzeit ändern. Was aber daraus ein Format macht, das Partizipation für alle befördern kann, ist, dass sich diese „Welten“ begegnen und vermischen, dass Themen und Austausch positiv wahrgenommen werden und als etwas, das tatsächlich möglich ist. Oftmals werden sogar direkt erste eigene Beteiligungserfahrungen gemacht. Gleichmaßen war der von vielen Jugendlichen getragene Wunsch, dieses Format fortzusetzen und zu wiederholen, Ausgangspunkt dafür, dass sich Jugendliche einsetzen, ihre Interessen artikulieren – also teilhaben.

Der Blick auf diese Vielfalt und Unterschiedlichkeit scheint aber oftmals zu verschwinden. In den Formulierungen der Akteur*innen auf Gemeindeebene während der Vorgespräche zu den Modellregionen Oberallgäu wurden die Jugendlichen eher als homogene Gruppe – als ‚die Jugend‘ – betrachtet und auch in den Zielsetzungen so adressiert. Eine Beobachtung, die auch Grunert und Ludwig (2023, S. 189–191) teilen, wenn sie davon sprechen, „dass Jugendliche in ihren spezifischen Bedürfnissen und ihrer Heterogenität verunsichtbar werden“ (Grunert und Ludwig, 2023, S. 191). Diese Sicht auf junge Menschen, trotz ihrer unterschiedlichen Erfahrungen und Bedürfnisse und eines unterschiedlichen Erlebens ihrer Lebenswelten, findet sich nach Bonus und Riekmann auch in der Selbstorganisation junger Menschen in Jugendringen, die sich an „Normalitätsvorstellungen der Mehrheitsstrukturen orientieren“ und damit in ihren Strukturen die Heterogenität ausblenden (Bonus und Riekmann, 2024, S. 382).

Wie stark diese Unterschiede ausgeprägt sind, zeigte sich beispielhaft bei den Formaten in den Modellgemeinden, in denen Jugendliche sich aus völlig unterschiedlichen Gründen an deren Entstehung beteiligten (von „weil die Freunde dort sind“ bis „weil andere Jugendliche in der Gemeinde die Chance auf Beteiligung haben sollten“), und auch an den Herausforderungen einer adäquaten Gestaltung der Bildungskampagne für alle Jugendlichen. Von einer homogenen Gruppe „Jugendliche“ kann auch im ländlichen Raum nicht gesprochen werden (Röhner et

al., 2024, S. 326), und dies drückt sich in ihrem Partizipationsverhalten aus (Calmbach et al. 2024, S. 265–267).

Die Anforderungen, die Jugendliche bei der Ausgestaltung der Formate an die Begleitung stellten, waren ebenfalls sehr unterschiedlich und abhängig von ihren Interessen, Zielsetzungen und Anliegen. Auch die Heterogenität Jugendlicher in Bezug auf Beteiligung und Partizipation ist keinesfalls konstant, sondern unterliegt einem ständigen Wandel – beeinflusst durch Faktoren wie Alter, Geschlechteridentität und formales Bildungsniveau sowie deren Veränderungen (Sauermann und Meijer, 2023, S. 33–37; Vodafone Stiftung Deutschland gGmbH, 2022, S. 5). Die Beteiligung ist selbst ein Bildungsprozess der Veränderungen hervorruft und die eigene Meinung sowie die Sicht auf Beteiligungsformate gegebenenfalls verändert (Deutscher Bundesjugendring und Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2023, S. 21).

Es braucht also Formate der Partizipation, die an die Heterogenität der Zielgruppe angepasst sind oder bestenfalls gemeinsam angepasst werden, um unterschiedlichen Jugendlichen und deren Veränderungen in der Art und Weise der Partizipation gerecht zu werden. Jugendlichen sollte es ermöglicht werden, wie das Beispiel BarCamp zeigt, sowohl mitzuorganisieren als auch sehr niedrigschwellig erste Annäherungen an Partizipation zu wagen; nur so ist es zu schaffen, dass sich die Welten begegnen. Um gelingende Partizipationsangebote für junge Menschen zu machen, ist es somit unabdingbar, die Heterogenität Jugendlicher anzuerkennen und bei der Ausgestaltung der Formate mit Offenheit, Flexibilität und Vielfalt zu reagieren (Bayerischer Jugendring (BJR), 2022, S. 350; Bonus und Riekmann, 2024, S. 383; Lemmermeier, 2022, S. 472). Zugänge zu Jugendbeteiligung müssen vielfältig sein, um die Diversität von jungen Menschen abzubilden und deren Lebenswelt und Rahmenbedingungen aufzunehmen, sowie diskriminierungsfrei gestaltet werden, um allen Jugendlichen Zugang zu gewähren (Bayerischer Jugendring (BJR), 2022, S. 350; Beck und Plößer, 2021, S. 280). Das betrifft das aktive Handeln von Beginn an wie die direkte und individuelle Ansprache der Jugendlichen und die Nutzung unterschiedlicher Kommunikationskanäle (Braun, 2021, S. 519) und bezieht ebenso tiefergehende Reflektionen wie die Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Vertrauen in von Erwachsenen dominierte demokratische Strukturen (Lütgens und Schwanenflügel, 2019, S. 163) als auch den relevanten Hinweis „[...] inwieweit Teilhabe und Berechtigung der Einen zu einer Unterdrückung und Abwertung der Handlungsfähigkeit von Anderen führen kann“ (Tollning und Wenzler, 2024, S. 484), mit ein.

Dabei gibt es nicht den einen Weg, der in vergleichbaren Situationen als der immer richtige angesehen und als optimale Vorgehensweise beschrieben werden kann

(Wendt, 2024, S. 378). Eine Anknüpfung an die Rahmenbedingungen erfordert, wie es auch im Forschungsprojekt in den Regionen Friesland und Allgäu und im Kleinen in den einzelnen Modellgemeinden im Oberallgäu der Fall war, unterschiedliche Vorgehensweisen. Dies ist für eine gelingende Beteiligung unumgänglich und wird durch die Heterogenität der Jugendlichen und die damit einhergehenden unterschiedlichen Bedarfe verstärkt. Es braucht also eine Vielzahl von Formaten, die von (oder zumindest mit) Jugendlichen entworfen werden, und auch wenn nicht alle Jugendlichen mitmachen, doch als echte Möglichkeiten bestehen (Rusack und Stiller, 2024, S. 313).

Entscheidend aus Sicht des Projektes ist es, die Heterogenität Jugendlicher anzuerkennen, unabhängig von deren Gründen und ohne sich auf formale (Diversitäts-)Kategorien wie Klasse, Nationalität, Geschlecht oder Religion zu beschränken. Für Initiator*innen von Jugendpartizipation kann dies eine Entlastung von der Anforderung sein, ein Angebot für alle schaffen zu müssen, aber auch eine Verpflichtung, sich dieser Heterogenität immer wieder zu stellen.

4.3.2 Räume und ihre Bedeutung

Die durchgeführten Formate sind häufig vom Einbezug des digitalen Raums und der Beziehung zwischen analoger und digitaler Kommunikation geprägt, wie in Kapitel 4 ausführlich dargestellt wird. Entsprechend wird an dieser Stelle vor allem der analoge Raum betrachtet, der bei vielen Formaten einen direkten Bezug zur Jugendbeteiligung aufweist. Jugendliche erschließen und gestalten eine Vielzahl von Räumen, zwischen denen Wechselwirkungen bestehen (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2020, S. 134–135). Für Jugendbeteiligung sind im Normalfall Räume nur dann von Relevanz, wenn dort die Möglichkeit der (Mit-)Gestaltung gegeben und nicht bereits alles vorgegeben ist (Falkenreck und Reutlinger, 2021, S. 1663).

Im geschilderten Beispiel des BarCamps „PartyZipation“ wurde von den beteiligten Jugendlichen der Strand als Ort gewählt, da dieser an sich attraktiv ist, um sich dort aufzuhalten, aber auch als klare Abgrenzung zu „innerorts“ dient, wo erwartet wurde, dass Jugendliche als störend wahrgenommen würden, aber die Erreichbarkeit per ÖPNV möglich wäre. Die unterschiedlichen Nutzenden des BarCamps, wie oben (siehe 4.2.1) bereits dargestellt, haben dabei verschiedene Prioritäten. Legen die einen großen Wert auf die gute Zeit vor Ort und somit auf die Location Strand, wäre die Sichtbarkeit in einer Stadt oder Gemeinde für die Gruppe der politisch engagierten Jugendlichen sogar wünschenswert. Dies zeigt beispielhaft, dass die Einstellung zu (öffentlichen) Räumen vielschichtig sein kann und die Frage beinhaltet, welchen Kriterien Relevanz beigemessen wird und wo bzw. von

wem die beteiligten Jugendlichen gesehen werden möchten. „Offene Räume können die subjektive Sicherheit erhöhen, können aber auch verunsichern, weil es auch Menschen gibt, von denen man nicht gesehen werden will. Das können Erwachsene (Angehörige) oder andere Jugendliche sein“ (Prinzjakowitsch und Zentner, 2023, S. 66). Zudem erfolgt die eigene Zuordnung nicht unbedingt über die Gemeinde oder den Wohnort, sondern sie ist geprägt von eigenen Bedarfen, anderen Jugendlichen mit ähnlichen Bestrebungen und Räumen, an denen der oder die Jugendliche selbst aktiv werden möchte, wodurch die Bedeutung des (Wohn-)Ortes als gewünschter Raum für Beteiligung schwindet (Grunert und Ludwig, 2023, S. 189). Die Frage, wer an Formaten teilnehmen kann bzw. will, wird daher maßgeblich von den gewählten Räumen und Orten beeinflusst und sollte deshalb über die Zuordnung der Jugendlichen selbst erfolgen, um nicht Handlungsoptionen einzuschränken, die eigentlich erweitert werden sollten (Reutlinger et al., 2021, S. 656). Dass nach den Beschwerden zum ersten BarCamp ein erheblicher Aufwand nötig war und von den Jugendlichen forciert wurde, ein zweites BarCamp weiterhin am Strand durchzuführen, zeigt, welche Bedeutung Räume und deren Nutzung auf Jugendpartizipation haben können. Diesen Konflikt haben vor allem die Begleitenden ausgefochten, was Reutlinger et al. auch als deren Aufgabe sehen, da solche und ähnliche Raumkonflikte häufig Ausgangspunkt für Beteiligungsprojekte sein können (Reutlinger et al., 2021, S. 654).

Für die Zielsetzung des Projektes, möglichst alle Jugendlichen zu adressieren, wäre die Schule ein optimaler Ort, um auch jüngere Jugendliche zu erreichen. Diese wird als wichtiger Raum für Beteiligung und Meinungsbildung gesehen (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2020, S. 343). Zudem besteht eine wichtige Form der Willensbildung und niederschweligen Beteiligung darin, die Möglichkeit zu haben, eine eigene Meinung im sicheren Raum des Unterrichts zu äußern (Calmbach et al., 2024, S. 245). Partizipation oder gezielte Formate der Willensbildung finden jedoch in den meisten Schulen, die von klaren und gefestigten Hierarchien (Schüler*innen zu Lehrer*innen) geprägt sind, kaum statt (Calmbach et al., 2024, S. 244), obwohl Jugendliche sich dies wünschen würden (Calmbach et al., 2024, S. 249).

Die Schwierigkeit, im Schulkontext partizipativ zu arbeiten, zeigte sich auch bei „Politik zum Nachtisch“. Ansätze zur politischen Partizipation, wie sie bei diesem Format angeregt wurden, waren vonseiten der Kooperationspartner*innen und von politischer Seite durchaus erwünscht. Es erwies sich jedoch, dass das Zustandekommen und die Umsetzung vor allem von der individuellen Bereitschaft der Lehrkräfte abhängen.

Schüler*innen kennen über viele Jahre passive Wissensvermittlung von außen und sind es gewöhnt zu konsumieren, nicht mitzugestalten. „In der Schule drückt sich das darin aus, dass wir gesagt bekommen, wann wir wo zu sitzen und worauf wir 45 Minuten unsere Aufmerksamkeit zu lenken haben“ (Schmidt, 2024, S. 4). Dies zeigte sich in den Reaktionen zu „Politik zum Nachtisch“ (siehe 4.2.2), wo von den Schüler*innen Unterricht erwartet wurde, aber auch in Bezug auf das BarCamp, wo es Lehrer*innen zum Teil schwerfiel, Schüler*innen nach inhaltlicher Arbeit zum Thema für eine Teilnahme am BarCamp zu motivieren. Die Schule als Bildungsort ist als Ort des klassischen Unterrichts besetzt, und so bieten sich nur sehr schwer Möglichkeiten für Beteiligung, solange dieser physische Raum nicht verlassen wird und die Jugendlichen in der Rolle Schüler*innen mit den individuellen Selbstzuschreibungen bleiben. Dafür müsste die Schule jedoch die Jugendlichen nicht nur als Schüler*innen begreifen, sondern Beteiligungsprozesse entsprechend anlegen und mitgestalten (Falkenreck und Reutlinger, 2021, S. 1664). Die Beobachtungen aus dem Projekt unterstreichen daher folgende Aussage: „Eine dialogorientierte, weniger selektive, an der Persönlichkeitsentwicklung orientierte und sich als Teil eines Bildungsnetzwerkes verstehende Schule könnte somit eine höhere Bereitschaft zur Beteiligung in Institutionen und demokratischen (kommunalen) Beteiligungsstrukturen ermöglichen“ (Lütgens und Schwanenflügel, 2019, S. 164).

4.3.3 Begleitung von Beteiligungsprozessen

Die Rolle von Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen in Bezug auf die Ermöglichung und Begleitung von Jugendbeteiligung zieht sich durch die grundsätzliche Initiative der (erwachsenen) Mitarbeitenden des Forschungsprojektes und damit durch alle Formate. Diese wurden gemeinsam mit Kooperationspartner*innen durchgeführt, die in den meisten Fällen durch Erwachsene im Ehrenamt oder Hauptberuf vertreten wurden. Alle Formate wurden somit in unterschiedlicher Weise erst ermöglicht und begleitet. Die eingenommenen Rollen waren dabei höchst unterschiedlich, von (Mit-)Initiatoren, Unterstützenden, durchführenden Organisator*innen bis hin zu (selbst ernannten) Entscheidungspersonen. Mitarbeitende sind in einer prägenden Rolle für die Ausgestaltung von Formaten (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2020, S. 338; Schindwein und Thomas, 2021, S. 1327) unter Beachtung der Anforderungen der Jugendlichen, die erreicht werden (sollen) (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2020, 226, 387). Dabei gilt es, gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen zu Beteiligung zu reflektieren und zu hinterfragen, damit Formate nicht diesen, sondern den Jugendlichen in ihrer Individualität gerecht werden (Tollning und Wenzler, 2024, S. 479).

Dieser prägenden Rolle stehen jedoch häufig von Jugendlichen wahrgenommene Defizite entgegen, wie es Calmbach et al. in der Sinus-Jugendstudie 2024 formulieren: „Wenn es darum geht, ob und woran Engagement, Mitsprache und Mitgestaltung scheitern könnten, erleben sich viele Jugendliche gegenüber Erwachsenen häufig nicht auf Augenhöhe“ (Calmbach et al., 2024, S. 265). Diese Aussage zeigt die erlebte Ungleichbehandlung im Kontext von Jugendbeteiligung, die auch in vielen Formaten des Forschungsprojektes zum Tragen kam. Dabei gibt es eindeutige Beispiele wie die Kontrolle von Lehrer*innen über versendete Inhalte bei Beteiligungsformaten oder die Ablehnung von Beteiligungsformaten mit echter Entscheidungsmacht in Gemeinden, die ähnlich auch gesamtgesellschaftlich präsent sind, wie etwa die Reaktion von Politiker*innen auf Fridays-for-Future-Proteste, die Schüler*innen dazu aufforderten, lieber die Schule zu besuchen und den Klimaschutz ihnen zu überlassen (Bade et al., 2024, S. 223). Im Zuge des Forschungsprojektes zeigte sich auch, dass Unterstützung zum Teil nicht nur aus dem reinen Interesse an Jugendbeteiligung erwächst, sondern damit auch eigene Interessen der Unterstützenden verfolgt werden, wie zum Beispiel die Stärkung der eigenen (politischen) Position in der Gemeinde. Die „politische Gewolltheit“ (Braun, 2021, S. 518) ist zu oft entscheidend für die Unterstützung durch Hauptberufliche und Ehrenamtliche. Diese ist dabei zum Teil nur deshalb nötig, weil eigene Zugänge durch die Ungleichbehandlung Jugendlicher gegenüber Erwachsenen (z. B. Einschränkungen beim aktiven und passiven Wahlrecht oder Beantragung von Fördermitteln erst mit Vollendung des 18. Lebensjahres) nicht gegeben sind und somit andere (diskriminierende) Regeln gelten (Bade et al., 2024, S. 222; Tollning und Wenzler, 2024, S. 478–479), was im Forschungsprojekt vor allem in politischen Strukturen (wie bei der Fördergeld-Akquise für das BarCamp oder dem nötigen Ratsbeschluss für die Fortführung des BarCamps am Strand) und im schulischen Kontext (wie bei der Bildungskampagne „Politik zum Nachtsch“) deutlich wurde. Jugendliche sind daher in den meisten Fällen auf Menschen angewiesen, die innerhalb der bestehenden Rahmenbedingungen Strukturen schaffen und Jugendbeteiligung ermöglichen (Tollning und Wenzler, 2024, S. 483).

Dass eine Pauschalisierung „der Erwachsenen“ ähnlich wie „der Jugendlichen“ (siehe Miller in diesem Band) und eine damit verbundene negative Zuschreibung als Hemmnis unzulässig ist, zeigte sich deutlich im Projektverlauf. Die Formen der Ermöglichung und Begleitung der Formate im Forschungsprojekt waren höchst unterschiedlich gelagert und wurden auch entsprechend unterschiedlich von Jugendlichen aufgenommen. Genauso wie sich die Heterogenität Jugendlicher bei freier Entscheidungsmacht in der Ausgestaltung wiederfindet, findet sie sich in der Form der eingeforderten Unterstützung, die dann wiederum je nach Unterstützungsgebenden höchst individuell interpretiert wird.

Partizipation kann dann gelingen, wenn keine asymmetrische Beziehung vorliegt, sondern Freiräume geschaffen und verteidigt werden, die Selbstbestimmung ermöglichen. Freiräume, in denen die Erwachsenen keine Angst davor haben, sich selbst und ihre Rolle überflüssig zu machen, und auch nicht davor, Jugendliche dort zu unterstützen und in ihrer Selbstbestimmung zu fördern, wo diese darum bitten. Es bedarf also vonseiten der Personen, die Jugendbeteiligung ermöglichen und begleiten möchten, „einer neuen Wahrnehmung der eigenen Rolle als Wegbereiter jugendlicher Selbstermächtigung“ (Drumm und Koch, 2022, S. 33 f.) und einer Adressierung der Jugendlichen als „Seiende“ und nicht als „Werdende“ (Bade et al., 2024, S. 229). Sturzenhecker appelliert: „Aus der demokratischen Mitbestimmung von Jugendarbeit soll sich vollständige Selbstorganisation entwickeln“ (Sturzenhecker, 2022, S. 20).

Betrachtet man den Projektverlauf, insbesondere die Suche nach Modellgemeinden (siehe 4.2.3), die Ablehnung von Angeboten, bei denen Entscheidungsmacht abgegeben werden sollte, oder auch die Beobachtungen über Beteiligung im schulischen Rahmen (siehe 4.2.2), wird deutlich, dass die Mitbestimmung Jugendlicher bereits eine Herausforderung darstellt und bis zur vollständigen Selbstorganisation in den meisten Fällen noch ein sehr weiter Weg zurückzulegen ist.

Das Ermöglichen neuer Beteiligungsstrukturen im ländlichen Raum für Jugendliche ist keinesfalls als Konkurrenz zu bestehenden Strukturen wie Vereinen oder Jugendverbänden zu sehen, sondern als Ergänzung für neue Zielgruppen und als eine Erweiterung der Handlungsoptionen Jugendlicher. Das BarCamp zeigte deutlich, dass durch die Zusammenarbeit von Vereinen, Verbänden sowie der Offenen Kinder- und Jugendarbeit Synergien entstehen, die über die bereits aktiven Jugendlichen eine sehr breite Zielgruppe für neue Formate erreichen, sodass neue Formen der Beteiligung entstehen können.

Insbesondere im ländlichen Raum ist die Unterstützung neuer Formate und eine diversere Beteiligungslandschaft von hoher Bedeutung. Nach Effing (2021) ist die Wahrscheinlichkeit durch Engagement für Beteiligung Veränderungen zu erzielen geringer als im urbanen Raum (Effing 2021, S. 88–90). Dabei sollten informelle Organisationsformen ebenso unterstützt werden wie bestehende formale Strukturen (Bayerischer Jugendring (BJR), 2022, S. 351), da diese zudem häufiger als Mitgestaltungsmöglichkeiten von Jugendlichen akzeptiert werden (Calmbach et al., 2024, S. 264). Diejenigen, die partizipative Prozesse begleiten (wollen), stehen oft vor der Herausforderung, dass viele Akteur*innen kooperieren müssen, die eine Zusammenarbeit in dem Maße nicht gewohnt sind und dies auch nicht primär als ihre Aufgabe ansehen. Deutlich wurde das beispielsweise bei der Rolle der Jugendbeauftragten in den Modellgemeinden, die diese Aufgabe ehrenamtlich

übernehmen und für die somit auch keine klare „Stellenbeschreibung“ vorliegt. Zudem ist das Ermöglichen und Begleiten von Jugendbeteiligung kein einmaliges Projekt, das abgeschlossen ist, wenn Jugendliche beteiligt werden konnten, sondern ein Prozess, der immer wieder an die Jugendlichen, die sich aktuell beteiligen oder beteiligen wollen, angepasst bzw. um neue Formate erweitert werden muss (Reutlinger et al., 2021, S. 654; Wendt, 2024, S. 375). Um die Ermöglichung und Begleitung von Partizipation zu stärken, braucht es daher einen klaren Auftrag an die Akteur*innen (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2020, S. 539), Zeit für die Planung und Gestaltung sowie die eigene Weiter- bzw. Fortbildung und stabile nachhaltige personelle und finanzielle Ressourcen (Becker, 2024, S. 340) oder kurz gesagt, eine Anerkennung und Würdigung durch Verwaltungen, (pädagogische) Praxis und Politik (Deutscher Bundesjugendring und Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2023, S. 32).

4.4 Fazit

Greift man die eingangs gestellte Frage „Wie müssen Formate gestaltet werden, um die Teilhabe von allen Jugendlichen im ländlichen Raum zu stärken, und wie können diese umgesetzt werden?“ auf, zeigt sich, dass es nicht die eine Vorgehensweise gibt, die als richtig beschrieben werden kann.

Die Heterogenität der Zielgruppe muss anerkannt und demzufolge eine Offenheit der Formate für unterschiedliche Jugendliche und ihre Bedarfe gewährleistet werden. Dabei darf die Offenheit jedoch nicht zu groß werden, um nicht beliebig, sondern den Fähigkeiten und Interessen der Jugendlichen gerecht zu werden. Hier sollte eher auf eine Vielfalt an Formaten geachtet werden, um – wenn auch nicht alle – so doch möglichst unterschiedliche Jugendliche zu erreichen.

Sollen Jugendbeteiligungsformate ermöglicht und begleitet werden, sind Ansprechpartner*innen von zentraler Bedeutung; sie sollten aber keine Angst davor haben, sich selbst überflüssig zu machen. Selbstorganisation von Jugendlichen ist anzuerkennen, sie kollidiert jedoch oft mit den Logiken von klassischen Arbeitszeiten und beruflichem Handeln, die nicht zwingend den Bedürfnissen von Jugendlichen entsprechen.

In dieser komplexen Gemengelage die Jugendbeteiligung dennoch aktiv voranzutreiben, verdient höchste Wertschätzung – schließlich haben Jugendliche ein Recht auf Beteiligung (Deutscher Bundesjugendring und Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2023, S. 21). Partizipationserfahrungen sind zudem prägend für die Handlungsfähigkeit im gesamten weiteren

Leben der Jugendlichen und späteren Erwachsenen (Lütgens und Schwanenflügel, 2019, S. 149; Sauermann und Meijer, 2023, S. 36), und das Umsetzen von Beteiligung ist letztlich Grundlage für unsere Demokratie (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2020, S. 86; Lütgens und Schwanenflügel, 2019, S. 163; Schmidt, 2024, S. 4).

Literaturverzeichnis

Bade, Gesine; Kalcsics, Katharina; Kallweit, Nina (2024): Kritische politische Bildung mit Kindern und Sachunterricht. Empowerment einer marginalisierten Statusgruppe. In: Yasmine Chehata, Andreas Eis, Bettina Lösch, Stefan Schäfer, Sophie Schmitt, Andreas Thimmel, Jana Trumann und Alexander Wohnig (Hg.): Handbuch kritische politische Bildung. Frankfurt a. M.: Wochenschau Verlag, S. 222–230.

Bayerischer Jugendring (BJR) (2022): Positionierung zu Jugendbeteiligungsgremien. In: *Deutsche Jugend* 70 (7–8), S. 350–351.

Beck, Iris; Plößer, Melanie (2021): Intersektionalität und Inklusion als Perspektiven auf die Adressat*innen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Ulrich Deinet, Benedikt Sturzenhecker, Larissa von Schwanenflügel und Moritz Schwerthelm (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 279–293.

Becker, Helle (2024): Mission possible: Politische Bildung in der Jugendarbeit. Politische Bildung ist eine Grundsatzaufgabe. In: *Deutsche Jugend* 72 (7–8), S. 334–342.

Bonus, Stefanie; Riekmann, Wibke (2024): Jugendverbandsarbeit in der postmigrantischen Gesellschaft. In: Yasmine Chehata, Andreas Eis, Bettina Lösch, Stefan Schäfer, Sophie Schmitt, Andreas Thimmel, Jana Trumann und Alexander Wohnig (Hg.): Handbuch kritische politische Bildung. Frankfurt a. M.: Wochenschau Verlag, S. 377–385.

Braun, Hanna (2021): Herausforderungen bei der Umsetzung von außerschulischer politischer Jugendbildung in ländlichen Räumen. In: *Deutsche Jugend* 69 (12), S. 513–521.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hg.) (2020): 16. Kinder- und Jugendbericht. Förderung demokratischer Bildung im Kinder- und Jugendalter. BT-Drucksache 19/24200. Online verfügbar unter <https://www.bmfsfj.de/kinder-und-jugendbericht/gesamt>, Abruf am 15.01.2025.

Calmbach, Marc; Flaig, Bodo; Gaber, Rusanna; Gensheimer, Tim; Möller-Slawinski, Heide; Schleer, Christoph; Wisniewski, Naima (2024): Sinus-Jugendstudie 2024 – Wie ticken Jugendliche? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Deinet, Ulrich (2021): Jugendliche in Shopping Malls. In: Ulrich Deinet, Benedikt Sturzenhecker, Larissa von Schwänenflügel und Moritz Schwerthelm (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 1487–1491.

Deutscher Bundesjugendring; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hg.) (2023): Qualitätsstandards für Kinder- und Jugendbeteiligung. Impulse zur Weiterentwicklung in Theorie und Praxis. Eine Einladung zum Mitmachen, Diskutieren und Ausprobieren. 3. Auflage. Berlin.

Düwel, Alice; Jung, Micha; Miller, Thomas; Pfeil, Patricia (2021): Zielgruppenanalyse – Jugend leben im ländlichen Raum (Jul@) – analog(e) und digital(e) Zukunft gestalten. urn:nbn:de:bvb:859-12347, Abruf am 16.06.2024.

Drumm, Tobias; Koch, Theo (2022): Demokratiebildung im selbstbestimmten Setting. Erfahrungen des Verbandes saarländischer Jugendzentren in Selbstverwaltung. In: *Deutsche Jugend* 70 (1), S. 27–34.

Effing, Klaus (2021): Politische Partizipation im ländlichen Raum. In: Frank Bätge, Klaus Effing, Katrin Möltgen-Sicking und Thorben Winter (Hg.): Politische Partizipation. Wiesbaden: Springer VS, S. 83–93.

Falkenreck, Mandy; Reutlinger, Christian (2021): Kooperation im Sozialraum – Sozialräume durch Kooperation. In: Ulrich Deinet, Benedikt Sturzenhecker, Larissa von Schwänenflügel und Moritz Schwerthelm (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 1655–1667.

Grunert, Cathleen; Ludwig, Katja (2023): Jugendbeteiligung in peripher(isiert)en ländlichen Regionen – zur Verschränkung von Jugend- und Raumkonstruktionen in den Partizipationsperspektiven kommunaler Entscheidungsträger. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 18 (2), S. 183–200.

Lemmermeier, Yasmin (2022): Jugendbeteiligung in der Großstadt – Jugendparlament oder doch ganz anders? In: *Deutsche Jugend* 70 (11), S. 467–473.

Lütgens, Jessica; Schwänenflügel, Larissa von (2019): Partizipationsbiografien als Spiegel institutioneller Erfahrungen. In: Axel Pohl, Christian Reutlinger, Andreas Walther und Annegret Wigger (Hg.): Praktiken Jugendlicher im öffentlichen Raum – Zwischen Selbstdarstellung und Teilhabeansprüchen. Ein Beitrag zur Partizipationsdebatte. Wiesbaden: Springer VS, S. 147–166.

Muß-Merholz, Jöran (2019): BarCamps & Co. Peer-to-Peer-Methoden für Fortbildungen. Weinheim: Beltz.

Prinzjakowitsch, Werner; Zentner, Manfred (2023): Jugend im Öffentlichen Raum. Veränderungen vor und durch die Pandemie, Handlungsempfehlungen für Stadtverwaltungen und Jugendarbeit. In: *Deutsche Jugend* 71 (2), S. 59–67.

Reutlinger, Christian; Hüllemann, Ulrike; Brüscheiler, Bettina (2021): Pädagogische Ortsgestaltung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Ulrich Deinet, Benedikt Sturzenhecker, Larissa von Schwänenflügel und Moritz Schwerthelm (Hg.): *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit*. 5. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 653–666.

Röhner, Charlotte; Keil, Andreas; Jeske, Ina (2024): Entwicklungen und Perspektiven jugendlichen Lebens in einer ländlichen Siedlung – Eine intergenerational-vergleichende Untersuchung in der Jugendgeneration im Dorf Westrup. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 44 (3), S. 325–342.

Rusack, Tanja; Stiller, Anja (2024): Zukunft und Beteiligung – Eine Befragung junger Menschen in Niedersachsen. In: *Deutsche Jugend* 72 (7–8), S. 306–314.

Sauermann, Pia; Meijer, Laura (2023): Formen politischer Partizipation junger Menschen mit Blick auf Alter, Geschlecht und Bildung. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): *AID:A 2023 Blitzlichter. Zentrale Befunde des DJI-Surveys zum Aufwachsen in Deutschland*. Bielefeld: wbv Publikation, S. 33–38.

Schmidt, Till (2024): „Einstiegsdroge in die Demokratie“. Ein Gespräch über Beteiligungsmöglichkeiten und Demokratiebildung an Schulen mit Marina Weisband. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 74 (42), S. 4–7.

Stange, Waldemar; Schrön, Anja; Bleckwedel, Timo (2018): *Jugend-Demografie-Dialog. Jugendbeteiligung als Zukunftsstrategie zur Gestaltung des demografischen Wandels in ländlichen Regionen*. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Online verfügbar unter <https://www.bmfsfj.de/blob/122044/dbbfeea04cad50744f7c68267fe55fdb/jugend-demografie-dialog-broschuere-data.pdf>, Abruf am 15.01.2025.

Sturzenhecker, Benedikt (2022): Demokratische Partizipation in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, In: Katrin Peyerl und Ivo Züchner (Hg.): *Partizipation in der Kinder- und Jugendhilfe. Anspruch, Ziele und Formen der Partizipation von Kindern und Jugendlichen*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 56–70.

Tollning, Christian; Wenzler, Nils (2024): Kindheiten in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Zur Herstellung, Befähigung und Verteilung von politischer Handlungsfähigkeit. In: *Deutsche Jugend* 72 (11), S. 478–486.

Vodafone Stiftung Deutschland gGmbH (Hg.) (2022): *Hört uns zu! Wie junge Menschen die Politik in Deutschland und die Vertretung ihrer Interessen wahrnehmen*.

Initiieren und Begleiten partizipativen Handelns Jugendlicher (Micha Jung)

Eine Befragung im Auftrag der Vodafone Stiftung Deutschland. Düsseldorf. Online verfügbar unter https://www.vodafone-stiftung.de/wp-content/uploads/2022/04/Jugendstudie-2022_Vodafone-Stiftung.pdf, Abruf am 19.12.2024.

Wendt, Peter-Ulrich (2024): „Es gibt kein Patentrezept“. Sozialräumliche Jugendarbeit in der sächsischen Westlausitz. In: *Deutsche Jugend* 72 (9), S. 370–380.

5 Entwicklung einer Webanwendung (App) zur Unterstützung der Beteiligung Jugendlicher²⁴ (Michael Klafft)

5.1 Einleitung

Seit einigen Jahren werden „Jugendliche in ländlich-peripheren Räumen in regionalen Entwicklungsprozessen als Zielgruppe behandelt und im Rahmen formaler Partizipationsprozesse einzubinden versucht“ (Schametat et al., 2021, S. 417). In der Praxis erfolgt diese Einbeziehung allerdings nur eingeschränkt. So „gelingt es selten, zufriedenstellende Strategien und Konzepte [für eine Beteiligung] zu finden“ (Voigts, 2017, S. 28). Grundlage einer erfolgreichen Partizipation sei dabei laut Voigts eine verbindliche Einbeziehung von jungen Menschen „als Ko-Produzenten der Zukunft“ (Voigts, 2017, S. 28), die häufig so nicht gegeben sei. Benötigt werden daher neue Ansätze zur Förderung der Jugendbeteiligung im ländlichen Raum, die besonders auch Faktoren der Jugendbeteiligung auf dem Land, wie zum Beispiel große Entfernungen und schlechte (öffentliche) Verkehrsverbindungen mit adressieren (siehe Miller in diesem Band; Jung in diesem Band). Dabei gilt es auch, politisch noch nicht organisierten Jugendlichen ein für sie passendes Beteiligungsangebot zu machen. Hier ist zu berücksichtigen, dass Jugendpartizipation vor allem außerhalb formaler oder institutioneller Formate liegt (Wigger et al., 2019, S. 5) und formale Partizipationsangebote viele Jugendliche abschrecken (siehe Miller in diesem Band; Jung in diesem Band).

Eine Jugendbeteiligungs-App könnte ein Weg sein, Erfolgsfaktoren der Jugendbeteiligung im ländlichen Raum zu adressieren. Eine solche Anwendung könnte dazu beitragen, die Meinungen junger Menschen informell zu dokumentieren und zugänglich zu machen und dabei die gerade im ländlichen Raum besonders relevanten räumlichen Hemmnisse zu überwinden. In diesem Kapitel wird die Entwicklung und Erprobung einer solchen Anwendung unter Einbeziehung von Jugendlichen im Entwicklungsprozess beschrieben.

²⁴ Die Abschnitte 5.2. bis 5.3.4. sind in großen Teilen eine Übersetzung des Beitrages: Klafft, Michael und Naumann, Maïke: Jul@ – A web app to support the political participation of adolescents and young adults in rural areas, in: Proceedings of the 42nd IEEE International Conference of the Chilean Computer Science Society (SCCC), 5 S. Mit freundlicher Genehmigung der IEEE.

5.2 Ausgangssituation

Die Nutzung mobiler Anwendungen zur Förderung der Beteiligung junger Menschen wird schon seit längerer Zeit in verschiedenen internationalen Studien propagiert. So identifizierten Van Belle und Cupido bereits 2013 die Potenziale mobiler Endgeräte als Werkzeuge zur Förderung der Jugendpartizipation in Südafrika. Die Autor*innen konzentrierten sich dabei auf die Bestimmung von Erfolgsfaktoren für diese Nutzung sowie auf die Identifikation besonders relevanter Anwendungsfälle für junge Menschen. Sehr groß war die Akzeptanz in der Zielgruppe dabei für Anwendungsfälle, die sich auf das Melden von Korruptionsfällen, das Einreichen von Beschwerden über öffentliche Dienstleistungen sowie die Ermöglichung der Interaktion innerhalb der lokalen Community oder aber mit Entscheidungsträgern vor Ort wie z. B. Stadträt*innen bezogen. Ebenfalls positiv bewertet wurde eine mögliche Mitwirkung in Form von mobilen Abstimmungen / Umfragen (Van Belle und Cupido, 2013). In jüngerer Zeit wurden auch Jugendbeteiligungsanwendungen für den deutschsprachigen Raum entwickelt (so z. B. die „Jugendapp“ vom Verein Jugendarbeit.digital in der Schweiz). Diese Anwendungen stellen in erster Linie ein Angebot dar für Einrichtungen, die mit jungen Menschen arbeiten, und wurden nicht direkt für und mit Jugendlichen speziell im ländlichen Raum entwickelt. Die (Weiter-)Entwicklung erfolgt durch die einzelnen Standorte sowie die Vereinsmitglieder – Jugendliche, die nicht in irgendeiner Form formal organisiert sind, werden, soweit ersichtlich, nicht gezielt eingebunden. Ohmer et al. (2021) unterstreichen, wie nützlich es sei, Jugendliche direkt in den Designprozess von mobilen Anwendungen für die Beteiligung in der lokalen Community miteinzubeziehen. Allerdings bezieht sich diese Studie auf die USA und hat keinen direkten Bezug zum ländlichen Raum in Deutschland. Andere Untersuchungen konzentrierten sich auf den Einsatz von Beteiligungs-Apps für bestimmte Szenarien. So stellten Er-tiö et al. (2016) fest, dass die Nutzung einer Beteiligungs-App für städtische Planungsprozesse durch junge Erwachsene in Finnland überwiegend getrieben wurde von der Möglichkeit, die Aufmerksamkeit der Behörden auf eigene Ideen und Anliegen zu lenken. Pang (2018) wies darauf hin, wie wichtig mobile Anwendungen dafür sind, dass sich junge Chines*innen politisch artikulieren können. Alle diese Studien unterstreichen die Bedeutung mobiler Anwendungen für die politische Partizipation von jungen Menschen. Allerdings befassen sie sich nicht konkret mit Designfragen für diese Anwendungen, und eine Übertragbarkeit der Ergebnisse auf den ländlichen Raum in Deutschland ist aufgrund des unterschiedlichen kulturellen und politischen Hintergrunds nicht gesichert. Um die konkreten Anforderungen von jungen Menschen (12–25 Jahre) an Beteiligungs-Apps näher zu erheben, führten Düwel et al. (2021) eine Vorstudie in

Form von Fokusgruppen mit Stakeholder*innen (Jugendliche, Vertreter*innen aus der Jugendarbeit) durch.²⁵ Dabei wurde als ein wesentliches Hemmnis für die Nutzung von Beteiligungs-Anwendungen die Sorge ermittelt, persönlich angegriffen oder diskriminiert zu werden, sobald man sich digital politisch äußert. Diese Sorge bezieht sich dabei nicht nur auf die eigene Peer-Group, sondern auch auf die öffentliche Meinung. Es besteht die Sorge, dass man nicht akzeptiert wird oder dass die eigenen Beiträge bewusst missverstanden werden. Mehrere Fokusgruppenteilnehmende äußerten die Sorge, dass ihre Beiträge als unerwünscht oder ungewollt zurückgewiesen werden. Dies sei besonders relevant im ländlichen Raum, wo der soziale Druck und die soziale Kontrolle besonders groß sind. Im Ergebnis wünschen sich junge Menschen daher eine Beteiligungs-App, die ein sicherer Ort für eine respektvolle Kommunikation ist. Die Anwendung sollte aus Sicht der Jugendlichen moderiert werden und ein gewisses Maß an Anonymität ermöglichen sowie gleichzeitig Schutz vor Mobbing bieten. Die Jugendlichen betonten auch, wie wichtig ihnen die Benutzerfreundlichkeit ist. Die Nutzung der Anwendung sollte nicht als zusätzliche Barriere empfunden werden, die den ohnehin schon komplizierten Beteiligungsprozess noch weiter erschwert. Die Fokusgruppeninterviews mit jungen Menschen und jugendbezogenen Akteur*innen ergaben auch, dass die jungen Menschen ihre Meinungen in geschlossenen Gruppen mit engagierten Gleichaltrigen diskutieren wollen, bevor sie sie der Öffentlichkeit oder sogar den Jugendbetreuer*innen mitteilen.

5.3 Der Softwareentwicklungsprozess

Ein Kernelement des Softwareentwicklungsprozesses bestand darin, junge Menschen aktiv als Mitgestalter*innen in den Entwicklungsprozess der mobilen Anwendung für die Jugendpartizipation miteinzubeziehen. Dies wurde auf zwei Arten erreicht: erstens durch die Durchführung eines Design-Thinking-Workshops mit Mitgliedern der Zielgruppe und zweitens durch die Einbindung junger Menschen in Usability-Tests von Prototypen des Frontends, d. h. hier der Benutzerschnittstelle im Browser auf den Endgeräten der Nutzenden. Dieser Prozess wurde zusätzlich zu der in Düwel et al. (2021) veröffentlichten ersten Anforderungsanalyse durchgeführt. Dabei wurde bei der Rekrutierung der Design-Thinking-Workshops und der Usability-Tests darauf geachtet, dass auch Jugendliche miteinbezogen wurden, die sich bisher noch nicht aktiv in Beteiligungsformaten eingebracht hatten.

²⁵ In der vorbereitenden Studie wurden jedoch keine jungen Menschen einbezogen, die weder Jugend-einrichtungen besuchen noch an bestehenden Partizipationsformaten mitwirken.

5.3.1 Der Design-Thinking-Workshop

Der Design-Thinking-Workshop (zur Methodik siehe z. B. Pham et al., 2018) war eine Voraussetzung für die Konzeption des High-Fidelity-Prototyps, der die Gestaltung und Struktur der Benutzerschnittstelle realitätsnah abbildete. Für den Workshop konnten im Raum Friesland zehn junge Menschen aus der Zielgruppe gewonnen werden. Die Altersspanne der Teilnehmer*innen lag zwischen 13 und 17 Jahren, von denen mehrere noch nie zuvor in irgendeiner Form der politischen Beteiligung aktiv waren. Die Rekrutierung dieser Teilnehmenden erfolgte im Rahmen der aufsuchenden Jugendarbeit vor Ort, hier konkret durch Akquise auf einem Skateplatz. In der Anfangsphase des Workshops diskutierten die Jugendlichen, welche aus ihrer Sicht wichtigen Anforderungen an eine Beteiligungs-App berücksichtigt werden sollten. Die Anforderungen wurden mithilfe von Metaplan-Karten gesammelt, damit die Ergebnisse schnell visualisiert und die Anforderungen in verschiedene Themenbereiche eingeteilt werden konnten. Mithilfe von Klebepunkten (je 3 Stimmen pro teilnehmende Person) wurden die Anforderungen priorisiert. Folgende Anforderungen wurden ermittelt (in absteigender Reihenfolge der Relevanz):

- Umfragen, z. B. zur Analyse der Meinungen junger Menschen zu politischen Themen, aber auch zur Abstimmung über vorgeschlagene Verbesserungsmaßnahmen.
- Die Möglichkeit, Vorschläge anonym machen zu können und sie zunächst innerhalb einer ausgewählten Gruppe von Gleichaltrigen privat zu besprechen.
- Standortbasierte Gruppenchats für Orte von Interesse, damit junge Menschen ihre Ideen, Beschwerden und Vorschläge für einen bestimmten Ort dokumentieren können (vorzugsweise „vor Ort“ und in einer kartenbasierten Ansicht, damit andere Jugendliche, aber auch Personen, die für einen bestimmten Ort verantwortlich sind, die Beiträge leicht finden und darauf reagieren können).
- Eine Crowdfunding-Komponente, die es jungen Menschen ermöglicht, Aktivitäten und Verbesserungen zu finanzieren, ohne sich an „Politiker*innen“ wenden zu müssen.
- Verwendung der kartenbasierten Ansicht, um Links zu Vorschlägen und zugehörigen Chats zu posten.
- Ein Kalender mit Veranstaltungen, die für junge Menschen in der Region relevant sind.
- Ein Newsfeed über interessante Projekte und Aktivitäten.
- Die Möglichkeit, Nachrichten von bestimmten Orten zu abonnieren.

- Ein Beschwerdeformular, um Missstände zu melden.
- Online-Spiele, die zur Beteiligung anregen und diese unterstützen.
- Schutz vor Hassreden durch Moderator*innen oder Filter. Hier wurde insbesondere vorgeschlagen, künstliche Intelligenz als Instrument zur Identifizierung und Filterung oder Kennzeichnung von Hassreden zu verwenden.

Die Anforderungsanalyse während des Design-Thinking-Workshops bestätigte mehrere der früheren Ergebnisse von Düwel et al. (2021) aus den Fokusgruppen mit Jugendlichen und anderen Stakeholder*innen. Ein interessanter Aspekt war, dass einige Elemente, die von Mitarbeitenden aus Jugendzentren hoch bewertet wurden, wie z. B. Kalenderfunktionen und Newsfeeds, von den Jugendlichen selbst nicht als ebenso wichtig erachtet wurden. In der zweiten Phase des Design-Thinking-Workshops wurden die teilnehmenden Jugendlichen in drei „Designteams“ eingeteilt und gebeten, in Storyboards zu skizzieren, wie sie die Benutzeroberfläche und die „Customer Journey“ einer Beteiligungs-App umsetzen würden. Dabei ging es darum, dass die Jugendlichen typische Navigationspfade durch die Anwendung beschrieben (als Teil der sogenannten Customer Journey) und dabei in Form von Handskizzen zeigten, wie sie sich die dabei benutzten Screens der Benutzeroberfläche mit ihren Interaktionselementen sowie die durch die Interaktion ausgelöste Navigation zwischen den Screens vorstellten (= das Storyboard). Später im Prozess wurde das Tool „Marvel“ (Marvel, o. J.) verwendet, um die Storyboards in klickbare Prototypen des Front-Ends umzuwandeln. In der letzten Phase präsentierten und diskutierten alle drei Gruppen ihre Ideen und Ergebnisse. Es stellte sich heraus, dass eine kartenbasierte Ansicht für die teilnehmenden Jugendlichen sehr relevant war und dass diese unbedingt in das zu entwickelnde Produkt übernommen werden sollte.

5.3.2 Die Gestaltung der Benutzerschnittstelle

Auf der Grundlage der Benutzeranforderungen und der Ergebnisse des Design-Thinking-Workshops wurde ein Prototyp des Front-Ends erstellt. Besonders wichtige Anforderungen wurden als Elemente in die Registerkartenleiste aufgenommen, nämlich „Nachrichten“, „Austausch/Kommunikation“, eine „Karte“ und der „Kalender“.



Abbildung 10: Die Symbole für „Nachrichten“, „Austausch“, „Karte“ und „Kalender“

Wie üblich können die Symbole in der Tableiste verwendet werden, um zu den jeweiligen Seiten zu navigieren. Von diesen Seiten wurden zunächst nur Vorlagen ohne konkreten Inhalt erzeugt zur Veranschaulichung der Seitenstruktur. Dies wurde absichtlich so gemacht, um zu verhindern, dass bestimmte Inhalte (die den Testnutzer*innen gefielen oder nicht gefielen) die Bewertung der Benutzerfreundlichkeit bei späteren Tests verfälschen. Abbildung 10: "Die Symbole für „Nachrichten“, „Austausch“, „Karte“ und „Kalender“ zeigt die wichtigsten Screens des Mockups, die über die Registerkartenleiste direkt zugänglich waren.

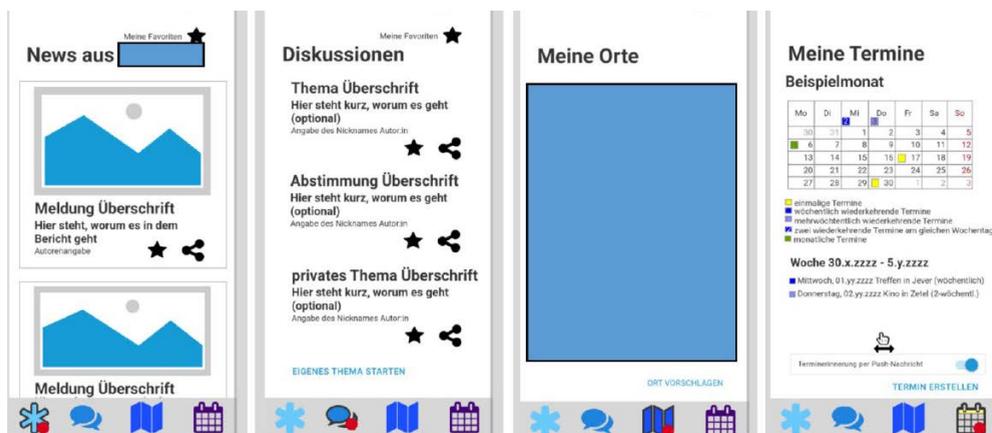


Abbildung 11: Mockup zur Veranschaulichung der Struktur der einzelnen Screens

Wie bereits erwähnt, war die kartenbasierte Ansicht für die Zielgruppe von besonderem Interesse und ermöglichte es registrierten Benutzern, Links zu Sehenswürdigkeiten oder Orten von Interesse anzuhängen, die dann zu Chats führten, die sich auf diesen bestimmten Ort bezogen. Um Missbrauch zu verhindern und das Mobbing-Risiko zu verringern, können Benutzer*innen der vorgeschlagenen Teilnahme-App nur posten, reagieren und abstimmen, wenn sie angemeldet sind und sich mit ihrem Mobiltelefon über ein SMS-basiertes Authentifizierungsverfahren identifiziert haben. Abbildung 11 zeigt, wie ein*e angemeldete*r Nutzer*in die Inhalte der App sieht – mit Symbolen zum Teilen von Inhalten und der Möglichkeit, Inhalte hinzuzufügen (z. B. einen neuen Ort von Interesse oder ein Diskussionsthema) oder Termine zu ergänzen. Nicht registrierte und angemeldete Nutzer*innen können Beiträge nur lesen, aber nicht mit der Anwendung interagieren.

5.3.3 Durchführung von Nutzertests

Dieser Entwurf der Benutzerschnittstelle wurde genutzt, um Nutzertests zur Evaluation der Gebrauchstauglichkeit der Anwendung durchzuführen. Diese Tests fanden im Jahr 2022 im Allgäu statt. Aufgrund der zu diesem Zeitpunkt noch vorherrschenden Pandemiesituation mussten die Tests remote durchgeführt werden. Insgesamt nahmen acht junge Menschen im Alter zwischen 13 und 25 Jahren an den Usability-Tests remote per Zoom teil. Zuvor war den Teilnehmenden das Mockup über einen Link verfügbar gemacht worden, sodass die Testpersonen über ihr eigenes Mobiltelefon auf das Modell des Prototyps zugreifen konnten. Die Hälfte der Testpersonen war männlich und die andere Hälfte weiblich. Drei Testpersonen waren Mitglieder eines Jugendparlaments, und die anderen fünf besuchten ein Jugendzentrum, als sie spontan für den Gebrauchstauglichkeitstest gewonnen wurden. Im Gegensatz zum Design-Thinking-Workshop hatten alle Teilnehmenden während der Testphase Kontakt zu „formellen“ Institutionen der Jugendbeteiligung. Während des Tests selbst wurde der Ansatz des „Thinking Aloud“ (siehe hierzu auch Riihiahho, 2015) verwendet, um Nutzerfeedback zu sammeln. Während des Tests wurden die Nutzer*innen gebeten, die folgenden Aufgaben zu erledigen:

- Einen bestimmten Beitrag öffnen und teilen.
- An einer Abstimmung teilnehmen.
- Auf einer Karte nach Informationen suchen.
- Im Kalender nach einem Termin suchen.

Außerdem wurden die Benutzer*innen gebeten, in der Anwendung nach dem Zufallsprinzip zu navigieren. Dabei wurden sie wiederholt daran erinnert, „laut zu denken“, Vorschläge zu machen und Kritik zu äußern. Während des Tests wurden die in der Fokusgruppe und im Design-Thinking-Workshop ermittelten Anforderungen erneut bestätigt. Das Feedback der Teilnehmenden kritisierte hauptsächlich die Gestaltung von Symbolen/Icons, die nicht immer selbsterklärend waren. Für Nachrichten bevorzugten die Testpersonen ein Zeitungssymbol anstelle des ausgewählten Sternsymbols. Außerdem wurde das Kartensymbol von mehreren Testnutzer*innen nicht als solches erkannt. Das Konzept zur Anonymisierung wurde von den Testpersonen im Großen und Ganzen akzeptiert und befürwortet. Insgesamt wurden bei den acht „Thinking-Aloud“-Durchläufen 26 Usability-Probleme angesprochen. Acht Funktionen des Prototyps wurden als positiv hervorgehoben (ohne dass ausdrücklich gefordert wurde, positives Feedback zu äußern). Darüber hinaus wurden bei den Gebrauchstauglichkeitstests 38 Verbesserungsvorschläge gemacht, die nicht direkt mit der Usability zusammenhängen.

Das Feedback aus den Gebrauchstauglichkeitstests wurde bei der Entwicklung des Gesamtprototyps der mobilen Anwendung zur Unterstützung der Jugendbeteiligung in ländlichen Gebieten Deutschlands berücksichtigt. Ein Schwerpunkt der Entwicklung lag dabei auf der kartenbasierten Ansicht mit standortbasierten Chats, da diese Funktionalität nach Kenntnis des Autors zum Projektbeginn noch nicht in anderen deutschsprachigen Jugendbeteiligungs-Apps umgesetzt worden war. Was in Jugendbeteiligungs-Apps derzeit immer noch nicht verfügbar ist, ist die von den Jugendlichen gewünschte Crowdfunding-Funktionalität. Es wurde jedoch beschlossen, diese Funktion nicht zu implementieren, da die Nutzung einer solchen Funktion durch Minderjährige heikle rechtliche Fragen aufwirft (z. B. zur Überprüfung der Geschäftsfähigkeit der Nutzer*innen, Formulierung der AGBs für jugendliche Nutzende). Es ist daher fraglich, ob solch eine Funktion für minderjährige Nutzer*innen rechtssicher umsetzbar ist. Volljährige Personen (in Deutschland also alle Personen ab 18 Jahren) können dagegen bereits jetzt über verfügbare Crowdfunding-Tools entsprechende Mittel für Aktivitäten von jungen Menschen einwerben.

5.3.4 Implementierung des ersten Prototyps

Es wurde beschlossen, die vorgeschlagene Anwendung als responsive Web-App umzusetzen. Ein wichtiger Grund dafür war das begrenzte Budget, das nur die Entwicklung einer Anwendung zuließ. Zwar gibt es plattformübergreifende Entwicklungs-Frameworks, doch es gab Bedenken, dass die Entwicklung sowohl einer iOS- als auch einer Android-App selbst mit solchen Frameworks einen zusätzlichen Arbeitsaufwand verursachen würde und mit dem vorhandenen Budget nicht realisierbar wäre. Eine Web-App wurde auch als (a) geeignete Lösung angesehen, die (b) im Großen und Ganzen plattformunabhängig ist und somit ein möglichst breites Spektrum von Nutzer*innen abdeckt. Außerdem verbraucht eine Web-App nicht permanent den knappen Speicherplatz auf dem Mobiltelefon, was ein zentrales Anliegen der Jugendlichen ist. Umgesetzt wurden im ersten Prototyp ein Newsfeed für die Testregion, in der der*die Benutzer*in registriert ist, und die kartenbasierte Komponente mit standortbasierten Chats sowie ein allgemeiner Chat für die jeweilige Testregion. Die Implementierung des Backends, d. h. des für die Anwender*innen nicht sichtbaren Teils der Anwendung im Hintergrund mit der Datenbank und der Benutzerverwaltung, wurde mit Appwrite (Appwrite, o. J.) realisiert. Das Frontend wurde mit Angular (Angular, o. J.) und Ionic (Ionic Framework, o. J.) implementiert. Sowohl das Backend als auch die App-Software werden derzeit auf demselben Server gehostet, und der Zugriff wird über einen Reverse-Proxy mit Traefik (Traefik, o. J.)

ermöglicht. Abbildung 11 und 12 (Newsfeed) zeigen das Gesamtlayout der Benutzeroberfläche der Webanwendung. Wie man erkennen kann, wurden die Icons in der Tableiste angepasst, um den Nutzerwünschen gerecht zu werden. Auf der (hier nicht dargestellten) Profilseite werden hauptsächlich der ausgewählte Spitzname und die Region von Interesse für jede*n Benutzer*in angezeigt.



Abbildung 12: Der Newsfeed („Aktuell“)

Die Seite „Aktuell“ in Abbildung 12 zeigt die Implementierung des Newsfeeds, die hier als RSS-Feed aus dem Blog des Projektes Jul@ übernommen wird. Abbildung 13 zeigt die kartenbasierte Ansicht, hier beispielhaft mit einem Link zu einem ortsbezogenen Chat zum Schloss Gödens. Das neben dem Link angezeigte Symbol kann aus verschiedenen Kategorien ausgewählt werden (hier

Entwicklung einer Webanwendung (App) zur Unterstützung der Beteiligung Jugendlicher23F (Michael Klafft)

wurde ebenfalls beispielhaft ein Symbol für Informationen zu einem Gebäude / überdachten Ort ausgewählt).



Abbildung 13: Beispiel eines ortsbasierten Chats

Das konkrete Beispiel eines Chatfensters (hier für den Landkreis Friesland) zeigt Abbildung 14. Dargestellt ist hier der allgemeine Chat für die Region, in der sich der*die Nutzer*in bzw. angemeldet hat, einschließlich der automatisiert erstellten Begrüßung durch den Administrator.



Abbildung 14: Beispiel eines Chats

5.3.5 Praxiserprobung des ersten Prototyps

Im Juni 2023 wurde der Prototyp der Anwendung erstmals bei einer Jugendveranstaltung eingesetzt, bei der 18 Studierende reihum mit vier Lokalpolitiker*innen an verschiedenen Tischen diskutierten. Die App sollte dabei zwei Funktionen erfüllen: (a) die wichtigsten Punkte der Diskussionen auf einem Bildschirm in dem Raum, in dem die Veranstaltung stattfand, anzuzeigen, damit alle Gruppen die Beiträge der verschiedenen Tische sehen konnten, und (b) die Diskussion zu dokumentieren und die Ergebnisse für die zukünftige Kommunikation mit Stakeholder*innen aus der Politik, aber auch für junge Menschen aus der Zielgruppe, die nicht an der Veranstaltung selbst teilnahmen, sichtbar zu machen. Bei dieser ersten Veranstaltung konnte nachgewiesen werden, dass das Veranstaltungskonzept grundsätzlich umsetzbar ist und sich Diskussionsbeiträge über die Anwendung dokumentieren lassen. Die Nutzer*innen fanden zudem die Idee der ortsbasierten Chats „cool“. Allerdings wurde nur ein Teil der Diskussionen dokumentiert, da nicht an allen Tischen entsprechende Beiträge

gepostet wurden. Zum Teil wurde dies „vergessen“, zum Teil konnten die Moderator*innen an den Tischen die Anwendung aber auch nicht wie vorgesehen nutzen, da eine Inkompatibilität mit dem Browser Safari festgestellt wurde. Diese konnte erst im Nachgang zur Veranstaltung behoben werden. Die Webanwendung wurde darüber hinaus Expert*innen auf einer Fachtagung im Ausland (Chile) vorgestellt sowie von regionalen Stakeholder*innen aus der friesländischen Jugendarbeit evaluiert. Hierbei zeigte sich ein gemischtes Bild. Während man im Ausland (Chile) ein Potenzial der Anwendung darin sah, dass sie überwiegend auf Open-Source-Anwendungen basierte und daher gegebenenfalls sogar von technisch versierten jungen Menschen kostengünstig in Eigenregie betrieben werden könnte (und damit autonom und unabhängig von Strukturen der Jugendarbeit), wurde die Anwendung von den Stakeholder*innen in Friesland kritisch bewertet. Hier wurde insbesondere bemängelt, dass sie gerade für den jüngeren Teil der adressierten Zielgruppe (hier konkret für die 12- bis 17-Jährigen) nicht attraktiv genug sei. Kritisiert wurde einerseits das zu nüchterne Design und andererseits der zu geringe Funktionsumfang. Als Zwischenfazit lässt sich daher feststellen, dass der erste Prototyp in erster Linie für den älteren Teil der Zielgruppe, also junge Erwachsene, geeignet ist und für den jüngeren Teil der Zielgruppe überarbeitet werden muss.

5.4 Überarbeitung und erneute Erprobung

5.4.1 Überarbeitung

In einem zweiten Schritt wurde die Anwendung daher noch einmal neu aufgesetzt und der Funktionsumfang ergänzt. Neben einem „bunteren“ Look and Feel wurden folgende Funktionen hinzugefügt:

- Die Möglichkeit, direkt mit anderen Nutzer*innen persönlich zu chatten.
- Die Möglichkeit, in den regionalen Chats auch Fotos und Bilder hochzuladen.
- Die Möglichkeit, Abstimmungen durchzuführen.

Auf der Landingpage (Abbildung 15) wurde zusätzlich zum geänderten Farbschema auch jeweils ein Bild als zusätzlicher Teaser integriert, um die Nutzer*innen besser anzusprechen.

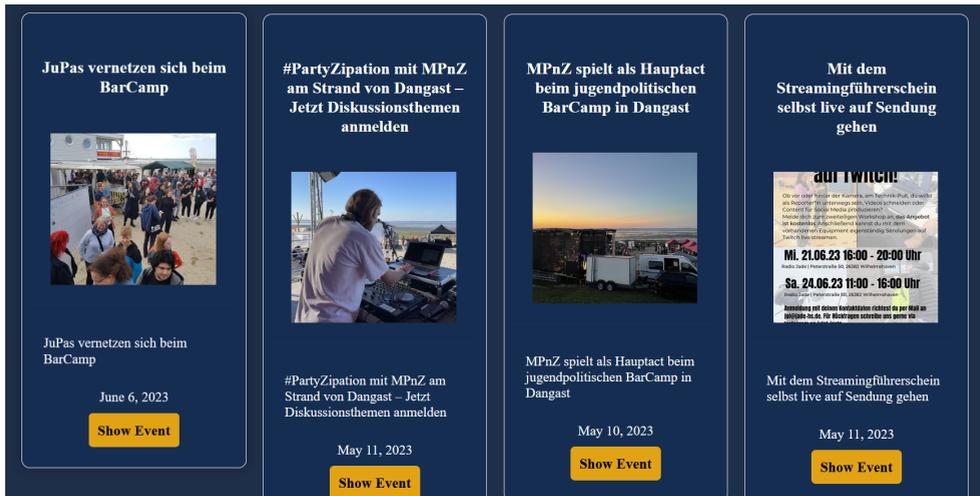


Abbildung 15: Landingpage (Desktopansicht) der Webanwendung im neuen Look and Feel

Die konkrete Umsetzung der neuen Version erfolgte aufgrund eines Programmiererwechsels dabei mithilfe von Laravel/PHP (Laravel, o. J.).

5.4.2 Erneute Erprobung

Die neue Version der Beteiligungs-Web-App wurde im Rahmen eines Graffiti-Workshops getestet. Das Konzept sah dabei vor, dass die teilnehmenden Jugendlichen zunächst von einem Trainer vor Ort in die Kunst des Graffiti-Sprays eingeführt werden und dann einfache Kunstwerke mit politischen Botschaften erstellen. Dabei gab es sowohl „Gruppenkunstwerke“, die von allen Beteiligten gemeinsam kreiert wurden, als auch individuelle Kunstwerke, erstellt von den einzelnen Jugendlichen. Die Jugendlichen wurden zudem mithilfe eines QR-Codes auf die Webanwendung hingewiesen und gebeten, ihre Kunstwerke und gegebenenfalls auch weitere Beiträge zur Veranstaltung dort zu posten. An dem genannten Workshop haben zehn Jugendliche im Alter von 11 bis 17 Jahren teilgenommen, also aus dem Teil der Zielgruppe des Projektes, für den die erste Version der Webanwendung noch nicht so gut geeignet war. Die Jugendlichen kamen nur zum Teil (6) aus dem Landkreis Friesland – vier Jugendliche waren aus benachbarten Landkreisen angereist.

Positiv zu vermerken ist, dass alle beteiligten Jugendlichen die von ihnen gestalteten Kunstwerke entweder selbst gepostet haben oder zumindest einverstanden waren, dass man diese für sie postete. Dies zeigt, dass eine grundsätzliche Bereitschaft der Jugendlichen besteht, ihre Kunstwerke und Statements online über eine Partizipations-Web-App zu teilen. Darüber hinaus wurden auch

Fotos vom Workshop untereinander über die Webanwendung geteilt. Im Nachgang der Veranstaltung wurde dann das Feedback der Jugendlichen zur entwickelten Anwendung erhoben. Dabei wurde auf weitere Verbesserungspotenziale hingewiesen. So wurden die Anmeldung und Bedienung der Webanwendung als umständlich empfunden. Was die Nutzung einer solchen Anwendung für das Posten von Kunstwerken (mit politischen Botschaften) betraf, so gaben mehrere Teilnehmende (insbesondere jene, die noch nicht politisch aktiv waren) an, dass sie das Posten nur „aus Höflichkeit“ gemacht haben und sich eigentlich nur für das Sprayen allgemein interessierten. Folgerichtig enthielten auch nicht alle erstellten Kunstwerke politische Botschaften – was ja auch ein Statement der Nutzenden ist. In die Gestaltung der Gruppenkunstwerke und die Themenauswahl brachten sich dagegen alle Workshopteilnehmenden ein, unabhängig von vorheriger Partizipationserfahrung.

5.5 Fazit

Im Rahmen der Untersuchung konnten wesentliche Anforderungen von Jugendlichen an Partizipationsanwendungen herausgearbeitet werden. Die Ergebnisse aus der Vorstudie von Düwel et al. (2021) konnten dabei bestätigt werden, wenn auch zum Teil mit anderer Priorisierung. Herausgearbeitet wurde die Bedeutung des Ortes als „Ausgangspunkt“ für (lokale) politische (auch digitale) Diskussionen vor Ort und damit einhergehend der Wunsch nach einer kartenbasierten Darstellung mit ortsbasierten Chats zu Plätzen, die für die Jugendlichen wichtig sind – oder aber zu Veranstaltungen von Interesse. Gewünscht wurde auch die Möglichkeit eines „Crowdfundings für die noch nicht Volljährigen“, um unabhängig von der lokalen Politik und den Strukturen der Jugendarbeit Aktivitäten und Maßnahmen vor Ort selbst finanzieren zu können. Es konnte auch gezeigt werden, dass junge Menschen bereit sind, im Rahmen von Veranstaltungen über Beteiligungs-Apps zu kommunizieren und ihre Meinungen zu teilen. Eine wesentliche Voraussetzung hierfür ist ein einfacher Zugang und die einfache Nutzung. Der umgesetzte Prototyp 1 wurde von jungen Menschen in der Altersgruppe von 18 bis 25 Jahren im Wesentlichen positiv bewertet. Für den jüngeren Teil der Zielgruppe wurde ein weiterer Prototyp erarbeitet (Prototyp 2), der einen erweiterten Funktionsumfang bietet, aber in der Nutzung noch Verbesserungspotenziale aufweist. Hier ist auch im Hinblick auf eine langfristige Verstetigung der gewünschten Funktionalitäten anzumerken, dass es mittelfristig vorteilhaft sein kann, diese zusätzlichen Funktionalitäten in schon vorhandene, von den Jugendlichen (oder aber generell von den Menschen vor Ort) genutzte Anwendungen zu integrieren. Hierdurch wäre einerseits die langfristige Wartung und Weiterentwicklung sichergestellt, und es wäre auch nicht erforderlich, „noch

eine weitere Anwendung zu nutzen“, wie ein*e Jugendliche*r anmerkte. Die bei einer aktiven Teilnahme notwendige Registrierung für solche Anwendungen stellt nämlich immer eine Eintrittsbarriere dar, die ein Nutzungshemmnis bedeutet.

Das Beispiel aus Chile zeigt andererseits aber auch, dass selbst gemanagte, auf Open-Source-Ansätzen basierende Anwendungen wie der Prototyp 1 aufgrund des größeren Vertrauens in die Betreiber in bestimmten Fällen einen Mehrwert gegenüber kommerziellen oder staatlich betriebenen Anwendungen bieten können.

Der Code zu beiden entwickelten Prototypen steht über Github interessierten Personenkreisen zur freien Nutzung zur Verfügung:

Prototyp 1:

<https://github.com/julatti/jula-app/releases/tag/Jugendbeteiligung>

Prototyp 2:

<https://github.com/Samirhijazi/jula-app/releases/tag/Jugendbeteiligung>

Literaturverzeichnis

Angular (o. J.): Introduction to the Angular Docs. <https://angular.io/docs>, Abruf am 07.01.2025.

Appwrite (o. J.): Appwrite. <https://appwrite.io/docs>, Abruf am 07.01.2025.

Düwel, Alice; Jung, Micha; Miller, Thomas; Pfeil, Patricia (2021): Zielgruppenanalyse – Jugend leben im ländlichen Raum (Jul@) – analog(e) und digital(e) Zukunft gestalten. urn:nbn:de:bvb:859-12347, Abruf am 16.06.2024.

Ertiö, Titiana Petra; Ruoppila, Sampo; Thiel, Sarah-Kristin (2016): Motivations to Use a Mobile Participation Application. Proceedings of the 8th International Conference on Electronic Participation (ePart). Guimarães, Portugal. S.138–150.

Ionic Framework (o. J.): The mobile SDK for the web. <https://ionicframework.com/>, Abruf am 07.01.2025.

Jugendarbeit.digital (Hg.): Jugendapp. <https://jugendarbeit.digital/produkte/jugendapp/>, Abruf am 23.07.2023.

Laravel (o. J.): The PHP Framework for Web Artisans. <https://laravel.com/>, Abruf am 07.01.2025.

Marvel (Hg.) (o. J.): Marvel – Rapid prototyping, testing and handoff for modern design teams. <https://marvelapp.com/>, Abruf am 06.01.2025.

Ohmer, Mary L.; Booth, Jaime; Farzan, Rosta (2021): RU connected? Engaging youth in designing a mobile application for facilitating community organizing and engagement. In: *Journal of Community Practice* 29 (3), S. 257–279.

Pang, Hua (2018). Mobile communication and political participation: unravelling the effects of mobile phones on political expression and offline participation among young people. In: *International Journal of Electronic Governance*, 10 (1), S. 3–23.

Pham, Yen Dieu; Fucci, Davide; Maalej, Walid (2018): A first implementation of a design thinking workshop during a mobile app development course project. In: Cécile Péraire und Hakan Erdogmus (Hg.): Proceedings of the 2nd International Workshop on Software Engineering Education for Millennials. New York: ACM, S. 56–63.

Riihiahho, Sirpa (2015): Experiences with usability testing: Effects of thinking aloud and moderator presence. Helsinki: Aalto University Publication Series Dissertation Nr. 75/2015.

Schametat, Jan; Engel, Alexandra; Schenk, Sascha (2021): Jugendpartizipation in ländlichen Räumen. Divergierende Leitperspektiven von Akteur:innengruppen. In: *Soziale Arbeit* 70 (10–11), S. 417–423. DOI: 10.5771/0490-1606-2021-10-11-417.

Traefik (o. J.): The Cloud Native Application Proxy. <https://traefik.io/traefik/>, Abruf am 07.01.2025.

Van Belle, Jean-Paul; Cupido, Kevin (2013). Increasing public participation in local government by means of mobile phones: the view of South African youth. In: *The Journal of Community Informatics*, 9 (4), S. 1–18.

Voigts, Gunda (2017). Beteiligung – eine Machtfrage. Warum die Suche nach gelungenen Beteiligungsmodellen immer noch nicht beendet ist. In: *DJI Impulse* 115 (1), S. 28–30.

Wigger, Annegret; Pohl, Axel; Reutlinger, Christian; Walther, Andreas (2019): Praktiken Jugendlicher im öffentlichen Raum – zwischen Selbstdarstellung und Teilhabeansprüchen: eine Annäherung. In: Axel Pohl, Christian Reutlinger, Andreas Walther und Annegret Wigger (Hg.): *Praktiken Jugendlicher im öffentlichen Raum – Zwischen Selbstdarstellung und Teilhabeansprüchen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–22

Entwicklung einer Webanwendung (App) zur Unterstützung der Beteiligung Jugendlicher^{23F} (Michael Klafft)

6 Praktische Anregungen aus dem Forschungsprojekt Jul@ – Eine Zusammenfassung (Micha Jung, Michael Klafft, Peter Nick, Patricia Pfeil)

Die vorliegenden Beiträge zeigen unterschiedliche Perspektiven auf die Möglichkeitsräume partizipativen Handelns Jugendlicher auf dem Land. Sie zeigen auch, dass es nicht eine Perspektive gibt, weder im Hinblick auf die Jugendlichen, die jeweiligen ländlichen Regionen noch die Beteiligungsformate an sich. Nötig ist ein offener Blick, der die jeweiligen Rahmenbedingungen ebenso berücksichtigt wie die Heterogenität der jungen Menschen vor Ort.

Die Frage nach einer Zukunft auf dem Land, dem „Gehen oder Bleiben“, ist eng verknüpft mit der Frage nach Lebenschancen in der Heimatregion. Sie ist aber genauso verbunden mit der Selbstverortung junger Menschen. Für junge Menschen stellen sich andere Fragen als für deren Elterngeneration: Sie sind es, die hinsichtlich ihrer Mobilität abhängig sind: abhängig von ihren Eltern, weil sie selbst (noch) nicht mobil sind, abhängig vom ÖPNV, der auf dem Land nur rudimentär ausgebaut ist. Sie sind aber auch abhängig von der Lokalpolitik, die ihnen Räume und Orte zugesteht – oder auch nicht. Sie sind abhängig davon, sich mit den Menschen vor Ort zu arrangieren, mit den Angeboten, den Themen, auch wenn ihre Interessen und Vorstellungen andere sind. Feuerwehr, Sportverein, Landjugend, kirchliche Landjugend, Dorffeste und Hallenfeste, vielleicht ein Jugendzentrum – die Auswahl an formalisierten Freizeitaktivitäten im ländlichen Raum ist begrenzt. Erreicht werden damit viele Jugendliche, all diejenigen, die sich verorten möchten, die ihren Platz in der Gemeinschaft suchen und finden und das auch unabhängig von den vielleicht erst mal individuellen Interessen tun möchten. Daneben erleben Jugendliche aber auch, dass es nicht leicht ist, sich im Dorf zu verorten, wenn sie sich nicht in den tradierten Angeboten und Strukturen innerhalb der Dorfgemeinschaft wiederfinden; ihre Bedürfnisse erleben sie dann oft als wenig bedeutsam. Und auch Jugendliche, die gut in die Dorfgemeinschaft integriert sind, müssen sich häufig entscheiden zwischen der Anerkennung durch das Dorf, das für ihre Zukunft eine relevante Rolle spielt, und den eigenen Bedürfnissen und Wünschen, die den (von ihnen antizipierten) Erwartungen der Dorfgemeinschaft entgegenstehen (siehe Miller in diesem Band). Das Ausweichen in die digitale Welt stellt für manche Jugendliche eine Lösung dar, sich Freiräume zu schaffen und Gleichgesinnte zu finden. Sie führt

aber nicht dazu, dass Jugendliche sich in der Heimatregion verankern. Gleichzeitig sind digitale Formate eine Chance, junge Menschen einzubinden, die im analogen Raum sonst nicht aktiv partizipieren. Dabei stellt die digitale Beteiligung scheinbar einen niedrighschwelligigen Zugang zu Partizipation dar, wird aber begrenzt durch die Wechselwirkungen mit der analogen Lebenswelt (siehe Düwel in diesem Band).

Doch was bedeutet das für die Frage nach dem (künftigen) Leben auf dem Land? Wie muss das Landleben für Jugendliche gestaltet sein, um es attraktiv zu machen, wie kann das analog oder bzw. und digital gelingen? Ein wesentlicher Aspekt ist, die Teilhabe von Jugendlichen in vom demografischen Wandel geprägten ländlichen Regionen zu stärken, ihnen Gehör und Sichtbarkeit zu geben. Das erfordert die Bereitschaft der Akteur*innen vor Ort, junge Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit wahrzunehmen (siehe Miller in diesem Band; Jung in diesem Band)). Aufgrund der Heterogenität der jungen Menschen von „der Jugend“ zu sprechen, wird der Zielgruppe nicht gerecht. Die Jugendlichen mit ihren vielfältigen Interessen und Vorstellungen wahrzunehmen sowie ihre vielschichtigen Bedürfnisse und Handlungsmotive zu identifizieren, sind elementare Voraussetzungen, um sie anzusprechen und ihnen Raum für Teilhabe zu ermöglichen.

Zusammenfassend lassen sich einige Punkte benennen, die dazu beitragen können, die Teilhabe von Jugendlichen zu stärken.

6.1 Mobilität und Räume

„Wegkommen“ und „einen Ort haben“ sind zwei zentrale Anforderungen von Jugendlichen an den ländlichen Raum. Das Leben auf dem Land erfordert in der Regel einen größeren Mobilitäts-Radius als in der Stadt. Nur wenige Jugendliche sind ausschließlich auf den Heimatort fokussiert, für alle anderen stellt sich regelhaft die Frage: „Wie komme ich wohin?“. Der ÖPVN reicht selten aus und selbst wenn die Eltern bereit sind, Fahrdienste zu übernehmen, werden die Jugendlichen vor Entscheidungen und Aushandlungsprozesse gestellt. Auch bei einer hohen Bereitschaft der Eltern, Fahrdienste zu übernehmen, stellt diese Frage die Jugendlichen regelmäßig vor Entscheidungen (Will ich meine Eltern fragen?, Gibt es andere Möglichkeiten?, Ist das Rad eine Option? usw.) . Häufig hängt die Teilnahme und damit die Partizipationschance jedoch von der persönlichen Präsenz ab – zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein.

Vor Ort sein zu können, erfordert Orte oder Räume, die von Jugendlichen als Treffpunkte genutzt werden können. Anders als in Städten fehlen auf dem Land

oftmals Alltagsorte wie öffentliche Plätze, Sportplätze, Schwimmbäder, Parkanlagen, Einkaufszentren, Fast-Food-Läden. Dabei geht es nicht zwingend um Räume wie ein Jugendzentrum oder Vereinsräume, die nur einen Teil der Jugendlichen adressieren, sondern um die Möglichkeit, sich im Alltag außerhalb der eigenen Wohnung treffen zu können. Wie die Mobilität kann die Möglichkeit, am Heimatort Aufenthaltsplätze²⁶ zu haben, als grundlegende Voraussetzung gelten, Zukunft für Jugendliche auf dem Land zu gestalten.

Die Anerkennung des zentralen Bedürfnisses vieler Jugendlichen nach Möglichkeiten, sich zu treffen oder auszutauschen, schlägt sich nicht nur in der Schaffung von Aufenthaltsorten nieder, sondern auch im Umgang mit bestehenden Orten. Aus Sicht der Gemeinden notwendige Veränderungen, z. B. durch die Ausweisung von Neubaugebieten, können von Jugendlichen als Wegnahme oder Vertreibung erlebt werden. Entsprechend ist hier auf die Notwendigkeit hinzuweisen, Jugendliche nicht nur bei „jugendspezifischen“ Themen, sondern auch darüber hinaus zu berücksichtigen und zu beteiligen.²⁷

6.2 Heterogenität und Vielfalt junger Menschen anerkennen

Jugendliche sind unterschiedlich, sie haben unterschiedliche Bedürfnisse und Vorstellungen vom Leben, wie in den vorhergehenden Kapiteln dargestellt wurde. Finden sich einerseits gut integrierte, in der Dorfgemeinschaft aktive Jugendliche, sehen wir andererseits Jugendliche, die sich weder gesehen noch anerkannt fühlen und sich aus der (analogen) Gemeinschaft ins Digitale zurückziehen, um dort Gemeinschaft zu erleben, genauso wie Jugendliche, die unter dem Radar der Gemeinde aktiv sind oder gerne sein würden, aber nicht genau wissen, wie sie das machen sollen (siehe Miller in diesem Band). In dieser Unterschiedlichkeit stellen sie auch unterschiedliche Anforderungen an das Leben auf dem Land.

Hier gilt es, nicht nur Beteiligungsangebote für „alle“ zu machen, sondern die Vielfalt der Bedürfnisse zu berücksichtigen. Junge Menschen müssen erreicht werden, um sich zu beteiligen, das stellt eine grundlegende Anforderung an die verantwortlichen Akteur*innen vor Ort dar (siehe Miller in diesem Band). Die Partizipation am Dorfleben sollte auch jenseits formaler Beteiligungsangebote

²⁶ Die im Kontext der Jugendarbeit (Riechert et al., 2018; Sting und Sturzenhecker, 2021) oft geforderten „unverzweckten Räume“ (Sting und Sturzenhecker, 2021, S. 678) werden bereits 2019 durch den ergänzenden Bericht an die Vereinten Nationen zur Umsetzung der UN-Kinderrechtskonvention in Deutschland von der National Coalition bei der UN als Forderung zur höheren Beachtung hinterlegt (National Coalition für die Umsetzung der UN-Kinderrechtskonvention in Deutschland, 2019).

²⁷ <https://standards.jugendbeteiligung.de/beteiligung-junger-menschen-in-der-kommune/>,
Abruf am 15.01.2025.

möglich sein, dazu braucht es – wie vielfach benannt – Aufenthaltsorte, Mobilität und Freizeitmöglichkeiten, die über die tradierten Angebote von Kirche, Feuerwehr und Fußballverein hinausgehen. Diese vor Ort zu schaffen, kann wiederum Ergebnis von Beteiligung sein – und weist auf die Bedeutung von Partizipationsangeboten und Beteiligungsformaten gerade auf dem Land hin.

6.3 Individuelle Verortung als Schlüsselkategorie zur Partizipation junger Menschen auf dem Land

Eine Schwierigkeit besteht darin, dass mit bestehenden Angeboten für Jugendliche und den Möglichkeiten der Beteiligung vor Ort nicht alle Jugendlichen gleichermaßen adressiert werden. Sie zu erreichen, ist aber Voraussetzung, um sie für die Teilnahme an partizipativen Angeboten gewinnen zu können. Junge Menschen lassen sich erreichen, allerdings nicht als homogene Gruppe, sondern indem sie mit ihren jeweiligen Bedürfnissen wahrgenommen werden, wie in der Typologie der Lebenswelten junger Menschen auf dem Land in Kapitel 2 verdeutlicht wird.²⁸

Neben den bekannten Faktoren wie Mobilität, Räumen und nicht zuletzt dem Vorhandensein von Ansprechpersonen vor Ort zeigt sich aber vor allem der Grad der individuellen Verortung der Jugendlichen als bedeutender Faktor für Partizipation. Dabei lassen sich zwei Formen der individuellen Verortung unterscheiden: die persönliche Zuordnung in und außerhalb von formalen Gemeindegrenzen als räumliche Markierungen und das Erleben der sozialen Eingebundenheit durch die Gemeinschaft.

Die Gemeinde des Wohnorts ist üblicherweise der Rahmen, innerhalb dessen Partizipationsangebote gemacht werden. Dies ist aber nur eine bedingt geeignete Einheit, um Beteiligung zu erreichen. Die einen Jugendlichen fühlen sich eher engen Bereichen des Ortsteils oder Weilers, in dem sie leben, zugehörig und nicht dem Hauptort oder anderen Ortsteilen, die anderen haben kaum Bezüge zum Ort und orientieren sich eher an Aufenthaltsorten wie dem Skateplatz oder Treffpunkten mit (Schul-)Freund*innen – ob diese in der Heimatgemeinde

²⁸ Die Typologie der Lebenswelten junger Menschen auf dem Land ist Ergebnis aufsuchender Interviews mit Jugendlichen in ländlichen Gemeinden, stellt aber keine ausschließliche und zwingende Kategorisierung von Jugendlichen dar. Im Vordergrund steht hier das Erleben und Leben auf dem Land, nicht Kategorisierung nach spezifischen Lebenslagenkategorien.

oder der Nachbargemeinde sind, spielt für sie keine Rolle. Partizipationsangebote könnten sich somit weniger an Gebietskörperschaften als relevante Orte orientieren, so schwierig das in der formalen Umsetzung auch sein mag.

6.4 Organisationsstrukturen der Beteiligung gestalten

Soziale Integration sollte nicht nur über Vereine und tradierte Dorfaktivitäten stattfinden, sondern jungen Menschen auch jenseits davon die Möglichkeit bieten, ihren Platz im Dorf zu finden.

Die Planung und die Umsetzung von Beteiligungsangeboten sollten auf Basis der Situation vor Ort gestaltet werden und berücksichtigen, welche Erfahrungen mit Beteiligungsformaten im Ort bereits vorliegen, wer dafür verantwortlich zeichnet und – das erscheint als zentraler Punkt – welche Bereitschaft tatsächlich besteht, Entscheidungsmacht an junge Menschen abzugeben (siehe Jung in diesem Band). Die Projekterfahrungen zeigen, dass es zwar eine Bereitschaft gibt, Beteiligungsangebote für und mit Jugendlichen zu initiieren; die Bereitschaft, sich mit den Bedürfnissen junger Menschen auseinanderzusetzen, war allerdings weniger ausgeprägt.

Angebote und Formate der Beteiligung müssen spezifisch sein. Die Heterogenität der Zielgruppe muss anerkannt werden, was wiederum bedingt, dass die Angebote und Formate über eine gewisse Offenheit verfügen. Allerdings nur insoweit, dass den Fähigkeiten und Interessen der Jugendlichen Rechnung getragen werden kann. Eine zu große Offenheit hingegen könnte zu einer gewissen Beliebigkeit führen. Beispielhaft können die Verantwortlichen auf Leitfäden (siehe Jung in diesem Band) zurückgreifen, sollten diese aber in der Umsetzung auf die konkrete Beteiligungssituation anpassen. Grundsätzlich sollte berücksichtigt werden, dass weder alle Jugendlichen mit einem Angebot erreicht werden können, noch dass ein Angebot in jeden Ort oder zu jedem Verein passt.

6.5 Beteiligung benötigt Begleitung

Beteiligung ist eine Daueraufgabe. Es ist nicht ausreichend, eine plakative Beteiligungsaktion wie z. B. ein Jugendparlament oder einen Jugendworkshop zu initiieren. Erfolgreich initialisierte Konzepte wie das BarCamp zeigen, dass Jugendbeteiligung kontinuierlich begleitet werden sollte. Dabei lassen sich drei Aufgabenbereiche skizzieren, die für das Gelingen von Jugendpartizipation von Bedeutung sind.

Eine zentrale Ressource für die Beteiligung von Jugendlichen stellen Ansprechpersonen vor Ort dar. Das können beispielsweise (ehrenamtliche) Jugendbeauftragte der Gemeinden, die kommunale Jugendpflege oder andere Personen

sein, die als Gatekeeper zu Verwaltung und Politik oder als Schnittstelle zu Vereinen usw. fungieren. Die Person sollte in ihrer Funktion für die Jugendlichen ansprechbar und erreichbar sein, aber auch akzeptieren können, wenn sie nicht gebraucht wird und die Jugendlichen unabhängig von ihr agieren.

Eine weitere Anforderung, um Jugendbeteiligung zu gestalten, liegt in der Heterogenität der Bedürfnisse und Zielgruppen. Wenn Angebote verschiedene Zielgruppen erreichen sollen, braucht es eine Moderation, die sicherstellt, dass die Bedarfe der verschiedenen Zielgruppen bei der Organisation und Struktur der Angebote und Formate berücksichtigt werden. Zu berücksichtigen ist hierbei auch, dass sich die Zielgruppen ständig verändern – Jugendliche wachsen entwicklungsbedingt aus Angeboten und Beteiligungsformaten hinaus, die nächste Generation an Teilnehmenden braucht vielleicht wieder neue Angebotsformen.

Die dritte relevante Funktion ist die einer Begleitung von formalen Beteiligungsprozessen über einmalige Projektvorhaben hinaus. Eine Verstetigung oder Weiterentwicklung von Beteiligungsformaten braucht verantwortliche Akteur*innen.

6.6 Wechselwirkung digitaler und analoger Räume

Das Leben in digitalen Räumen lässt sich variabel gestalten, Identitäten lassen sich dort leichter als in analogen Räumen erproben und wechseln. Für viele Jugendliche sind digitale Räume, sei es auf Spielplattformen und über diverse Social-Media-Aktivitäten, ein weiterer, oft sogar der zentrale Sozialraum. Dabei sind digitale Räume jedoch nicht unabhängig von analogen Handlungsräumen, vielmehr beeinflussen sie sich gegenseitig. Identitätsvorlagen aus digitalen Räumen jenseits der eigenen analogen Handlungsräume werden zwar durchaus wahrgenommen, allerdings gestaltet sich ihre Erprobung angesichts eines erhöhten Konformitätsdrucks, der aus der Angst vor sozialer Isoliertheit resultiert, schwierig (siehe Düwel in diesem Band).

Im Hinblick auf die Nutzung digitaler Partizipationsformate zeigte sich bei den meisten Jugendlichen grundsätzlich die Bereitschaft, sich digital zu engagieren. Dabei sind sich die Jugendlichen der Risiken digitaler Formate bewusst. Geht es um Diskussion und Meinungsäußerung, haben sie angesichts digitaler Halböffentlichkeiten und hybrider Interaktionsprozesse Sorge um die Rückwirkungen in den analogen Raum. Vor diesem Hintergrund ist auch der Wunsch zu sehen, geschützte (digitale) Räume u. a. als Plattform für geschützte Diskussionen zu haben (siehe Düwel in diesem Band).

6.7 Digitale Beteiligung als Möglichkeit der Partizipation

Ein weiterer Aspekt ist die Unterstützung von Partizipationsbestrebungen durch digitale Möglichkeiten. Teilweise besteht bei Jugendlichen der Wunsch, eigene Vorhaben schnell und unbürokratisch unter Umgehung von Stakeholder*innen aus Politik und Verwaltung umsetzen zu können, zum Beispiel mithilfe von Crowdfunding-Werkzeugen. Hierbei steht der jüngere Teil der Zielgruppe jedoch vor rechtlichen Herausforderungen (eingeschränkte Geschäftsfähigkeit, Nutzung aufgrund von Restriktionen in den AGBs der Anbieter*innen ggf. nicht zulässig).

In Bezug auf die technische Umsetzung von digitaler Beteiligung als Partizipationsmöglichkeit junger Menschen (siehe Klafft in diesem Band) lassen sich zwei Empfehlungen herausarbeiten: Für die breite Masse der Jugendlichen lassen sich digitale Beteiligungsformate in erster Linie durch Erweiterungen und Ergänzungen vorhandener sozialer Medien umsetzen, wobei die Stärkung des Ortsbezugs, zum Beispiel durch die Möglichkeit ortsbasierter Chats, eine hohe Priorität einnimmt. Für diejenigen Jugendlichen, die kommerziellen und staatlichen Strukturen generell skeptisch bis ablehnend gegenüberstehen, bieten dagegen Softwarelösungen, die auf Open-Source-Komponenten basieren und daher kostengünstig von technisch versierten Mitgliedern der eigenen Community installiert, gemanagt und betrieben werden können, eine interessante Alternative. Auf diese Weise können sie Diskussionen autonom und unabhängig von anderen Stakeholder*innen durchführen, um sich zunächst in der eigenen Peer-Group austauschen und anschließend gegebenenfalls aktiv in die Öffentlichkeit zu gehen.

Schlussbemerkung

Das Projekt „Jugend leben im ländlichen Raum – analog(e) und digital(e) Zukunft gestalten“ näherte sich der Frage nach der Partizipation Jugendlicher im ländlichen Raum aus einer praktischen Perspektive mit wissenschaftlichen Methoden an und möchte damit Anregungen geben, die Vielschichtigkeit der Beteiligung aufzugreifen und vor Ort zu nutzen.

Im Rahmen der Forschungsarbeit war es möglich, neue Ansätze im Hinblick auf die Beteiligung von Jugendlichen zu erproben und zu evaluieren sowie Jugendliche partizipativ selbst in die Entwicklung dieser Ansätze und Formate einzubeziehen. Jugendliche sind heterogen, sie sind nicht einfach zu gewinnen. Partizipationsangebote und neue Beteiligungsformate sind nicht selbstlaufend und funktionieren, einmal angeregt, nicht einem Perpetuum mobile gleich. Partizipation muss angestoßen werden und ist ein kontinuierlicher Prozess. Mit Voigts

können wir sagen, „die partizipative Praxis ist und bleibt komplex“ (Voigts, 2021, S. 370).

Partizipation, digital wie analog, kann dazu beitragen, Chancen für Jugendliche auf dem Land zu schaffen – wenn die Bereitschaft besteht, Partizipation als echte Beteiligung zu verstehen, die aktive, selbstbestimmte und wirkungsmächtige Mitbestimmung, Mitentscheidung und Mitgestaltung beinhaltet. Mit Rückblick auf die eingangs gestellte Frage wird deutlich, echte Partizipation erhöht die Chance auf das „Bleiben“ junger Menschen im ländlichen Raum und beugt dem „Gehen“ vor.

Literaturverzeichnis

National Coalition für die Umsetzung der UN-Kinderrechtskonvention in Deutschland (2019): Die Umsetzung der UN-Kinderrechtskonvention in Deutschland. 5./6. Ergänzender Bericht an die Vereinten Nationen. Berlin: National Coalition Deutschland.

Riechert, Theresa; Jung, Micha; Nick, Peter (2018): Qualifikationsprofil Jugendarbeit. Benötigte Kompetenzen von hauptberuflichen Fachkräften in der Kinder- und Jugendarbeit. Informationsbroschüre des Forschungsprojekts „Jugendarbeit mit Perspektive“ (JumP). Kempten. Online verfügbar unter <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:859-995>.

Sting, Stephan; Sturzenhecker, Benedikt (2021): Bildung und Offene Kinder- und Jugendarbeit. In: Ulrich Deinet, Benedikt Sturzenhecker, Larissa von Schwänenflügel und Moritz Schwerthelm (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 675–691.

Voigts, Gunda (2021): Partizipation in der Kinder- und Jugendarbeit. Leitendes Handlungsprinzip und beständige Herausforderung, In: *Soziale Arbeit* 70 (10–11), S. 368–376, DOI:10.5771/0490-1606-2021-10-11-368

